11-E-218

LASSALLES LETZTE TAGE

Nach den Originalbriefen und
Dokumenten des Nachlasses
herausgegeben

von

Ina Britschgi-Schimmer

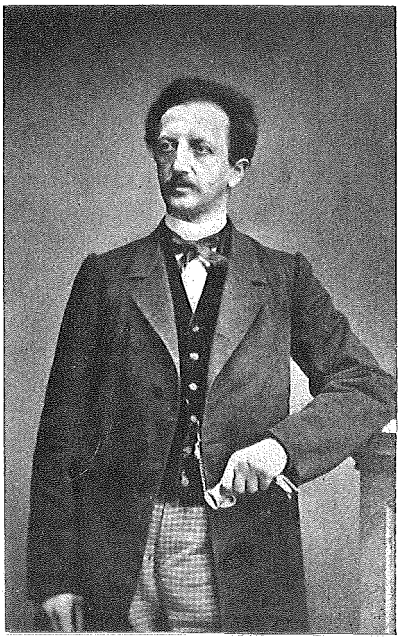
SEMINÁRNÍ KNIHOVNA

AXEL JUNCKER VERLAG BERLIN W 15

MOTTO:

„Ich habe die Inventur meines Lebens gemacht. Es war groß, brav, wacker, tapfer und glänzend genug. Eine künftige Zeit wird mir gerecht zu werden wissen."

Ferdinand Lassalle, 9. August 1864.



Ferdinand Lassalle

Vorwort.

Selten hat wohl ein Mensch mit mehr innerer Berechtigung die Worte über sein Leben setzen dürfen, die diesem Buch zum Geleit mitgegeben werden. Lassalle hat sie wenige Wochen vor seinem Ende niedergeschrieben. Und die zwei Generationen, die seinem Tode gefolgt sind, haben seinem Werk die Anerkennung, die ihm zukam, auch zuteil werden lassen. Seine Wirksamkeit als Gelehrter und Schriftsteller, seine überragende Persönlichkeit und deren Anteil an der Entwicklung der sozialen Bewegung des letzten Jahrhunderts haben ihre volle Würdigung gefunden. Anders aber steht es mit dem Ausklang seines Lebens. Hier machten die meisten halt. Kam man zu diesem Abschnitt, so erfolgte ein instinktives Zurückzucken, ein — vielleicht unbewußtes — Abrücken vom *Menschen* Lassalle. Als eine „Verirrung" wurde sein Ende angesehen, über das man gern hinwegeilte. Aber auch Verirrungen haben, genau wie das Werk und die folgerichtigen Handlungen eines Menschen, ihre innere Gesetzmäßigkeit, begründet im tiefsten Kern seiner Wesenheit. Und deshalb dürfen auch sie nicht aus dem Zusammenhang des Lebens herausgerissen und beurteilt werden, sondern ihre Wertung kann nur erfolgen, wenn alle Umstände erschlossen sind, die ein letztes Verstehen möglich machen. So hat es die Herausgeberin unternommen, durch Sammlung aller veröffentlichter aber

auch bisher unbekannter Briefe und Dokumente aus Lassalles letzter Lebenszeit die Ereignisse zu klären, die seinen Untergang herbeigeführt haben. Vielleicht wird die Generation, die jetzt Lassalles 100. Geburtstag begeht, seine Voraussage *ganz* erfüllen und auch seinem tragischen Lebensende gerecht zu werden wissen.

Dank habe ich auszusprechen in erster Linie Herrn Professor Gustav *Mayer*, der zur Zeit der Vorbereitung dieses Buches noch Hüter von Lassalles Nachlaß war, für die weitherzige und liebenswürdige Art, in der er mir die Arbeitsmöglichkeit in seinem Hause schuf. Ferner habe ich dem Reichsarchiv in Potsdam zu danken für die Genehmigung zur Herausgabe.

Berlin, im März 1925.

Ina Britschgi-Schimmer.

Einleitung.

Das Buch, das hier der Öffentlichkeit übergeben wird, hat ein merkwürdiges Schicksal gehabt, von dem berichtet werden muß, ehe wir uns dem Schicksal des Menschen zuwenden, dem es gilt. Seine Anfänge reichen zurück in die Zeit von Lassalles Tod, also vor mehr denn 60 Jahren. Als damals die Kugel des Wallachen, Janko von Racowitza, des Verlobten der Helene von Dönniges, ihn traf, und die Kunde von dem Duell in Genf — ohne Kenntnis der näheren Umstände — mit Blitzesschnelle sich verbreitete, da ergoß sich eine Flut von Zeitungsnachrichten, Entstellungen und Verleumdungen, die das Andenken des Toten schmähten. Niemand konnte und wollte begreifen, daß Lassalle, der den Heraklit geschrieben, der mit starker Hand in die politischen Geschicke Deutschlands eingegriffen, der mit hinreißender Beredsamkeit die Arbeiterbewegung entzündet hatte, daß dieser Mann, dessen ganzes Leben und Wirken der Menschheit gegolten, um einer persönlichen Angelegenheit, ja um einer Frau willen ein Duell hatte eingehen können. Viele seiner getreuesten Anhänger, auch solche, die keine prinzipiellen Gegner des Duells waren, erklärten: „Aller Welt wäre es erlaubt, sich zu duellieren, nur einem Lassalle nicht, wenn er nicht dem Wahnsinn verfallen sei."

So erwuchs seinen nächsten Freunden, die die Tragödie miterlebt hatten, die Pflicht, der Welt eine

Darstellung des wahren Hergangs zu liefern. Darin erblickte auch die Gräfin Sophie von Hatzfeldt, die bis zur Todesstunde als Lebenskamerad ihm zur Seite stand, ihre nächste Aufgabe. Als der Körper des Toten bestattet war und sie vereinsamt zurückblieb, ohne den Menschen, der ihr Freund, Sohn, Berater und einst Retter aus tiefster Lebensnot gewesen, da gab sie sich mit der ganzen Inbrunst und Leidenschaftlichkeit, die das Wesen dieser Frau auszeichneten, dem Werke hin, das Lügengespinst der Feinde zu zerreißen, die Ursachen seines Unterganges zu erhellen, auf daß sein Andenken ungetrübt in der Geschichte fortlebe. Zwar warnt sie Oberst Johann Philipp Becker[1], der ihr am Totenbett Lassalles zum Freund geworden, vor allzu großer Hast. „Ihre Schrift wird der Sache und der Person wegen eine solche Wichtigkeit erlangen, daß sie gleichsam als historisches Aktenstück in Form und Inhalt die sorgfältigste Pflege erheischt und nimmer das Gepräge einer Schnellbleiche an sich tragen darf. Also empfehle ich Ihnen, frei im Geiste und ruhig im Gemüt zu sein." Eile — so meint er — wäre um so weniger notwendig, als er selbst an den in Hamburg erscheinenden „Nordstern" einen Bericht gesandt habe, der vorerst die Lügenhaftigkeit der Presse zum Schweigen bringen werde. Aber die Gräfin hörte nicht auf diesen weisen Rat, was ihr später zum Verhängnis werden sollte. Es schien ihr Pflicht dem toten Freunde gegenüber, ohne Zögern ans Werk zu gehen. Und weil sie befürchtete, daß der Bericht von Oberst Becker der Verbreitung ihrer Schrift schaden könnte, veranlaßte sie ihn, auf seine Veröffentlichung

[1] Befehlshaber im Badischen Aufstand der 48er Revolution, der in Genf die sozialistisch gesinnten Deutschen der französischen Schweiz um sich scharte.

zu verzichten. Obwohl vom Gegenteil überzeugt, fügte er sich ihrem Verlangen.

In ihrer Berliner Wohnung, Hotel Windsor, sammelte sie nun um sich einen Kreis von Männern, die Lassalle nahegestanden hatten, und alle waren damit beschäftigt, die Briefe und Dokumente zu kopieren. Es waren dies: Wilhelm Liebknecht, Bernhard Becker, Eduard Willms, der Sekretär des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins, und Reinhold Schlingmann, der die Schrift in Verlag nehmen sollte.

Alle die Nächstbeteiligten und sogar Karl Marx, der den Dingen völlig fernstand, waren der Ansicht, daß niemand besser als die Gräfin die Geschichte von Lassalles Tod hätte schreiben können. Sie, seine nächste Vertraute, die ihn von allen Menschen am besten gekannt, die das große Begreifen für sein menschliches Irren hatte.

Aber zu schwer erschien ihr die Aufgabe für sie allein. So sah sie sich nach Hilfe um. Den sie zuerst erwählte, war Lothar Bucher[1], Lassalles Freund der letzten Lebensjahre, den er zum Testamentsvollstrecker mitbestimmt und dem er auch seine ganze wissenschaftliche Hinterlassenschaft vermacht hatte. Ihn hielt sie für die geeignetste Persönlichkeit, dem toten Freunde diesen Dienst zu erweisen. Aber als er ihr das einleitende Kapitel überbrachte, fand sie ihre Erwartung getäuscht. Was *sie* wollte, war eine Glorifizierung des Toten, und

[1] Gehörte zu den Steuerverweigerern des Jahres 1848. Er lebte mehrere Jahre als politischer Flüchtling in England. Nach Deutschland zurückgekehrt, trat allmählich ein Umschwung in der Gesinnung des ehemaligen Demokraten ein. Im Jahre nach Lassalles Tod berief ihn Bismarck ins Auswärtige Amt und machte ihn zu seinem vertrauten Mitarbeiter. (Siehe H. v. Poschinger, Ein Achtundvierziger.)

so hielt sie gegenüber den maßlosen Angriffen eine starke Widerlegung, wenn auch mit Uebertreibung in den Details für angebracht. Bucher hingegen war der Ansicht, daß „man so wenig Zutat als möglich geben solle". Und in einem Brief vom 25. September bat er sie, das Manuskript an Lassalles Züricher Freunde „zur Prüfung und Beantwortung der Frage zu schicken, ob sie eine etwas juristisch-richterliche Haltung zweckmäßiger finden oder ein ausführliches, warmes Plädoyer". Ob die Gräfin dieses Manuskript an die Züricher Freunde — gemeint sind Oberst Rüstow[1], einer der Hauptbeteiligten, und der Dichter Georg Herwegh, gesandt hat, ließ sich nicht ermitteln. Wir wissen nur, daß sie Bucher die Weiterarbeit entzog. Das große, warme Frauenherz der Gräfin und der klar und kalt abwägende männliche Verstand Buchers waren auf keine Einheit zu bringen. Dies erwies sich auch später bei Testamentsstreitigkeiten, die zu ihrem völligen Bruche mit Bucher führten[2].

Der nächste, an den sich Sophie von Hatzfeldt wandte, war Karl Marx in London, der Mitstreiter Lassalles aus den Tagen der 48er Revolution. Doch dieser lehnte ab, wie es hieß — aus Zeitmangel. Daß dies nicht der wahre Grund war, läßt sich überzeugend nachweisen. Aus Band III des „Nachlasses" tritt uns das geistig-seelische Bündnis dieser beiden in ihrer Wesens-

[1] Wilhelm Rüstow, ehemaliger preußischer Offizier, der wegen Beteiligung an der Revolution 1848 aus Deutschland flüchten mußte. In Italien kämpfte er unter Garibaldi und lebte dann als Militärschriftsteller in Zürich, wo er 1878 durch Selbstmord endete.

[2] Ausführliches darüber bringt Gustav Mayer auf Seite 4 ff. der Einleitung zu Band I von Ferdinand Lassalle, Nachgelassene Briefe und Schriften, Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart-Berlin, Band I—VI. Der Kürze halber künftig als „Nachlaß" bezeichnet.

grundlage so sehr verschiedenen Kämpfer in voller Klarheit entgegen. Wir gewinnen auch Einblick in das uns hier allein angehende persönliche Verhältnis der beiden zueinander. Lassalle war der werbende Teil, der unentwegt dafür tätig war, Marx in den häufig eintretenden schwierigen Situationen zu helfen. Seine Taten blieben nie hinter seinen Worten zurück, und er hielt im Gefühl an Marx noch fest, als politische Differenzen sie bereits trennte. Marx hingegen nahm wohl Lassalles warme Hilfsbereitschaft entgegen, im Herzen aber blieb er kühl und mißtrauisch — dem lebenden Lassalle gegenüber. Ueber den toten Lassalle jedoch schrieb er an die Gräfin Hatzfeldt: „Aber von aller Leistungsfähigkeit abgesehen, liebte ich ihn *persönlich*. Das Schlimme ist, daß wir es uns wechselseitig immer verhehlten, als sollten wir ewig leben." Anders freilich klingt der Ton in einem gleichzeitigen Briefe an Engels: „Was seinen Todesvorwand angeht, so hast Du ganz recht. Es ist eine der vielen Taktlosigkeiten, die er in seinem Leben begangen hat." Und nun sollte er gar diese Taktlosigkeit des „modernen Erlösers", wie er Lassalle Engels gegenüber bezeichnet, verteidigen. Bei einer solchen Einstellung ist es nicht zu verwundern, wenn er die Aufforderung der Gräfin Hatzfeldt mit einer Ablehnung beantwortete.

Nun betraute diese Bernhard Becker mit der Abfassung der Schrift. Ihn, den Lassalle im Testament als seinen Nachfolger im Präsidium des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins empfohlen hatte, und dessen Wahl auch dann erfolgt war. Das Vertrauen, das ihm die Gräfin zuerst entgegengebracht hatte, wich aber bald einem tiefen Mißtrauen, als sie sah, daß er am Verein nicht im Geiste Lassalles weiterbaute, sondern ihn in andere Bahnen lenkte. Dies scheint der Grund gewesen

zu sein, weshalb sie sich von Becker die Dokumente wieder zurückerbat.

Jetzt wurde Wilhelm Liebknecht ihr Mitarbeiter. Das in seinen wesentlichen Bestandteilen noch erhaltene Manuskript und vorhandene Korrekturfahnen lassen erkennen, daß er die Hauptredaktion hatte. Die Briefe sind ursprünglich *genau* nach dem Original kopiert, doch sind nachher viele Kürzungen vorgenommen worden. Daß diese von Liebknecht herrühren, erhellt daraus, daß in den gleichen Briefen Korrekturen in seiner Handschrift enthalten sind. Der verbindende Text zwischen den Briefen, der eine weitgehende Kommentierung derselben — im Sinne der Gräfin — darstellt und einen allzu großen Raum einnimmt, liegt in seiner Handschrift vor, mit Aenderungen von ihm selbst vorgenommen. Ebenso hat er die Berichte von Oberst Rüstow abgeschrieben und korrigiert, und sogar in den Berichten der Gräfin Hatzfeldt, von ihr selbst geschrieben, sind an vielen Stellen Korrekturen in seiner Handschrift zu finden.

Die Redaktion erfolgte nach folgenden Gesichtspunkten: Vorerst wurden Streichungen vorgenommen mit Rücksicht auf noch lebende Personen. Es wurden ferner jene Stellen ausgemerzt, die die über das Haus Dönniges verhängte Spionage allzu kraß erscheinen lassen konnten. Endlich aber wurden fortgelassen vieleAeußerungen, die die heftigen Stürme der bis zum Selbstmord bereiten Gemütsaufregung Lassalles zum Ausdruck brachten. In mehreren Briefen wiederholte Lassalle die Absicht, sich zu töten, wenn er Helene von Dönniges nicht erringe. Darüber mußte ein Schleier gebreitet werden. Auch andere Stellen schienen gefährlich. „Politik, Wissenschaft, alles, was sonst mich erfüllte, alles ist mir zu einem farblosen Schatten verblaßt vor dem einen Gedanken: Helene." Und schließlich gipfelt diese Gleichgültigkeit allem anderen Geschehen gegenüber in dem Ausruf: „Denn verflucht sei jeder Gedanke, der nicht Helene heißt."

Das durfte der Welt nicht bekannt werden. Mit welchem Triumph hätte die Presse der Fortschrittspartei, die den lebenden Lassalle grimmig gehaßt, die dem toten Lassalle, um der Tatsache des Duells allein, Beschimpfungen ins Grab nachgerufen, solche Aeußerungen für ihre Zwecke ausgebeutet! Und noch eine weit größere Gefahr drohte in den Reihen der jungaufstrebenden Arbeiterbewegung, wenn man erfuhr, daß ihr Führer sie so weit verleugnet. Noch lebte die Erinnerung an das im Mai gefeierte Ronsdorfer Stiftungsfest in den Herzen der Arbeiterschaft des Rheinlandes. Da hatte Lassalle nach Beendigung einer mehrwöchentlichen Agitationstour, die einem Triumphzug geglichen hatte, in ihrer Mitte geweilt. Umbraust vom Jubel der Arbeitermassen war er mit seiner ganzen Person für die Sache des Volkes eingetreten. Es war nicht zu erwarten, daß die Fernerstehenden all diese Ausbrüche erkennen würden als das, was sie in Wirklichkeit waren: Symptome des Zusammenbruchs eines im Innersten zerrütteten und gehetzten Menschen, der an sich und an allem irre geworden war. Den Arbeitern aber mußte der Glaube an ihren Führer erhalten bleiben. In diesem Sinne handelte Wilhelm Liebknecht, der damals schon eifrig in der Arbeiterbewegung tätig war, und so müssen seine Streichungen begriffen werden.

Es wurde eifrig an der Broschüre gearbeitet. Dennoch verzögerte sich das Erscheinen infolge vieler Aenderungen, die immer wieder umgestoßen wurden. Dies verstimmte den Verleger Schlingmann, und bald entstanden die ersten Differenzen. Nicht nur als

Verleger, sondern auch als Freund Lassalles wünschte er eine Beschleunigung der Herausgabe. Im Februar 1865 lagen 14 Bogen ausgedruckt vor. Die Gräfin wollte aber noch eine Schilderung all der imposanten Totenfeiern in Genf und in den einzelnen Städten am Rhein bringen, und die Beschlagnahme von Lassalles Leiche in Köln ausführlich darstellen. Diese Beschlagnahme hatte folgende Geschichte: Die hochbetagte Mutter Lassalles fühlte sich unfähig, den Leichentransport zu begleiten und überließ dies der Gräfin. Eidliche Erklärungen von Georg und Emma Herwegh, Oberst Rüstow und auch vom Genfer Staatskanzler Ducommin bekunden, daß die Mutter Lassalles in ihrer Gegenwart der Gräfin Hatzfeldt die Bestimmungen über den Leichentransport überlassen hatte. Auch mit der Beerdigung in Berlin war die Mutter einverstanden gewesen. Sie hatte nur die Bedingung daran geknüpft, daß sie nach jüdischem Ritus erfolgen müsse, was die Gräfin auch zugesagt hatte. Nach einer anderen, von den obengenannten Personen unterzeichneten Erklärung soll die Gräfin allerdings in diese Bedingung nur deshalb eingewilligt haben, um zu verhindern, daß Lassalle an einem anderen Orte als *Berlin,* dem Zentrum seiner politischen Wirksamkeit, beigesetzt werde. Die Gräfin geleitete nun die Leiche des Freundes nach Deutschland. Und überall am Rhein ehrten die Arbeiter ihren toten Führer. Bei der Landung in Köln betraten Polizeibeamte das Schiff und erklärten der Gräfin, daß auf „höheren Befehl, um Demonstrationen zu vermeiden", die Leiche unter polizeilicher Bedeckung weitergeleitet werden würde. Aller Protest unter Vorlage der Dokumente halfen der Gräfin nichts. Der Sarg wurde ihr abgenommen und von den Beamten erst nach Berlin und dann nach Breslau gebracht. Der Gräfin war klar, daß diese Beschlagnahme nur auf Anordnung

der Familie erfolgt sein konnte. Die Mutter hatte also das vor Zeugen gegebene Versprechen schmählich gebrochen. Die Gräfin erhob den Vorwurf, daß die eigene Mutter „den Mann, dessen ganzes Leben ein Kampf mit der Polizei war, durch die Polizei noch im Sarge verhaften ließ". Und als eine Beleidigung der Leiche ihres toten Freundes sah sie es an, daß die Mutter ihn in aller Stille in Breslau beisetzen ließ, während sie ihn in Berlin wie einen „König des Volkes" hatte bestatten wollen. Das alles konnte sie der Mutter nicht verzeihen. Und darum drängte es sie, diese Vorgänge unter Beifügung aller Dokumente ausführlich darzustellen[1]. Dies aber forderte Zeit und Raum.

Jetzt begannen ernsthafte Schwierigkeiten mit dem Verleger. Dieser stützte sich auf den Vertrag, wonach die Schrift „die dem Duell Ferdinand Lassalles *vorhergehenden* Vorfälle und Briefwechsel enthalten solle". Er erklärte, daß er *alles* zu drucken ablehne, was nicht a) entweder den Tod Lassalles, b) die Totenfeier im Raum *eines* Bogens darstellt. Nun erfolgte ein flammender Protest seitens der Gräfin: sie, die Herausgeberin, werde sich keiner Zensur des Verlegers unterwerfen, er sei nicht zum Verteidiger der Mutter Lassalles berufen

[1] Eine Verteidigung der Mutter Lassalles bringt der „Nordstern" vom 29. Oktober 1864. Eine Widerlegung dieser Verteidigung, die nach mancherlei im Nachlaß vorgefundenen Material von der Gräfin Hatzfeldt herrühren dürfte, ist im „Nordstern" vom 19. November und 10. Dezember 1864 gedruckt. Aus einem bei Eduard Bernstein „Intime Briefe Ferdinand Lassalles an Eltern und Schwester" publizierten Brief entnehmen wir, daß sich die Gräfin später mit der Mutter Lassalles ausgesöhnt hat, weil sie sich überzeugt habe, daß die Mutter „ebenfalls von schlechten Menschen hintergangen und betrogen worden wäre und daß sie deshalb für vieles, was geschehen sei, nicht die Verantwortung trüge."

und sie wolle die Broschüre fortführen bis zur Beerdigung Lassalles, „weil diese, wie das Auge im Kopf, zu der Sache gehöre". Sie erklärte, sich weder im Raume, noch in der Zeit beschränken zu lassen. Dieser sehr unerquickliche Briefwechsel zeigt uns beide Beteiligte in einem Zustande äußerster Gereiztheit. Schließlich drohte Schlingmann, das Buch sogleich in seiner gegenwärtigen Gestalt erscheinen zu lassen, wenn man den Weiterdruck verhindere. Die Gräfin verfehlte nicht, in ihrer Antwort Schlingmann darauf hinzuweisen, daß er mit Oberst Becker und Oberst Rüstow in Streit gerate, wenn er gewalttätig, ohne ihren Willen, die Broschüre veröffentliche, weil nur diese das Eigentum an ihren Briefen und Berichten hätten. So trieb die Sache dem schärfsten Konflikt entgegen, nachdem die Gräfin vorläufig sich weigerte, weiteres Material an die Druckerei zu liefern.

Daß sie das tat, hatte noch einen tieferen, die ganze Angelegenheit mitbestimmenden Grund. Soweit aus den aus jener Zeit vorhandenen Briefen zu schließen ist, scheint die Gräfin zuerst mit Liebknecht allein an der Broschüre gearbeitet zu haben, ohne sich bei den Züricher Freunden Rat zu holen. Erst als zehn Bogen gedruckt waren, sandte sie sie an Oberst Rüstow. Doch auch in Liebknecht scheinen Zweifel aufgestiegen zu sein über die Zweckmäßigkeit der Darstellung, die er — den Intentionen der Gräfin folgend — den Ereignissen gegeben hatte. Aus einem Brieffragment Rüstows an die Gräfin ersieht man, daß er sowohl als auch I. B. von Hofstetten[1], der ebenfalls, wenn auch in geringerem Umfange, an der Bearbeitung teilhatte, Rüstow ihre Bedenken mitteilten. Hofstetten betonte dabei seine

[1] Ehemaliger bayerischer Offizier, der sich Lassalle anschloß und gemeinsam mit ihm die Herausgabe einer Tageszeitung plante.

Ansicht, daß man sich mit der Broschüre in der vorliegenden Fassung auf jeden Fall lächerlich mache. Nicht mit Unrecht erhob Rüstow den Vorwurf, daß die beiden Herren etwas spät ihre Zweifel äußerten. Man hätte ihm von Anfang an Bogen für Bogen zur Korrektur senden müssen. Der Gräfin verhehlte er nicht, daß er die Bearbeitung für eine unglückliche halte.

Jetzt wandte sich die Gräfin an Georg Herwegh und bat ihn um Meinungsäußerung. Dieser schlug viele neue und umfangreiche Streichungen von Stellen vor, die ihm teils gefährlich, teils mit anderen Stellen des Buches in Widerspruch stehend erschienen, und er faßte sein Urteil resümierend zusammen: „durch fünf Cartons also der gröbste Skandal zu verhindern". Auch dies genügte der Gräfin nicht. Und Rat erbittend schickte sie an Gustav Schönberg[1] die Herweghschen Notizen Schönberg teilte nicht in allem die Meinung Herweghs. Er hielt manches für unbedenklich, was dieser gestrichen haben wollte, fügte aber seinerseits neue Vorschläge für Kürzungen hinzu, deren Berücksichtigung er dringend empfahl.

Dieser Brief von Schönberg stammt aus jenen Tagen, da der Konflikt mit Schlingmann auf die Spitze getrieben war. Man versuche nun, sich in die Situation dieser schwergeprüften Frau hineinzufühlen. Auf der einen Seite die Freunde, von denen jeder andere Aenderungen und Streichungen vorschlug. Alle aber waren einig in dem Urteil: daß die Broschüre unmöglich in dieser Form erscheinen könne, wenn nicht das Andenken des Toten schwer geschädigt werden solle. Dies aber *durfte* nicht geschehen. Nicht darum hatte sie fünf Monate lang fieberhaft, durch häufiges Kranksein

[1] Später Professor der Nationalökonomie in Tübingen.

unterbrochen, daran gearbeitet. Die Aenderungen *mußten* vorgenommen werden. — Aber welche? Wem durfte sie trauen, wessen Meinung sollte sie den Vorrang einräumen? Um dies zu entscheiden, hätte es eines sicheren Instinktes bedurft, der ihr fehlte, und eines festen Entschlusses, zu dem sie nicht die Kraft aufbrachte. Vor allem aber *Zeit*, diese Umarbeitungen, die wesentlicher Natur waren, vorzunehmen. Noch mehr Zeit auch für die von ihr geplante Fortführung der Broschüre bis zur Beisetzung in Breslau. Auf der anderen Seite aber drängte Schlingmann auf Ablieferung des gesamten Manuskriptes in höchstens acht Tagen. Sonst drohte er mit der Veröffentlichung der unvollendeten Broschüre und Bekanntgabe der Gründe hierfür. Ein Prozeß schien in Aussicht. Da mag der von allen Seiten bedrängten und gehetzten, in ihrem Innersten unsicher gewordenen Frau eine völlige Zurückziehung der Broschüre als eine Erlösung aus aller Qual des Zweifels und der Ungewißheit erschienen sein. Und sie ergriff diesen Ausweg aus dem Wirrsal. Wilhelm Liebknecht wurde ihr Vermittler bei den darauf zielenden Verhandlungen mit Schlingmann. Die Eile und Energie, mit der er die Angelegenheit betrieb, läßt darauf schließen, wie sehr ihm selbst *diese* Lösung erwünscht sein mochte. „Nochmals beschwöre ich Sie, handeln Sie entgegenkommend. Die Sache *muß* erledigt werden", schreibt er der Gräfin. Er teilt ihr auch mit, daß es hohe Zeit sei, weil Schlingmann seine Drohung ausgeführt. Eine Sendung sei schon abgegangen und wurde zurücktelegraphiert. Er verbürgte sich auch der Gräfin gegenüber, daß Schlingmann keinen Mißbrauch mit der Broschüre treiben würde. Nun gab die Gräfin eine Erklärung ab, daß ihr und den wenigen Freunden Lassalles kein Opfer zu groß erscheine, um zu ver-

hindern, „daß sein Name und sogar die Beschreibung seiner letzten Lebenstage zur öffentlichen Diskussion vor die Zivil- und Strafrichter gezogen werde". Es kam zu einem Vergleich: die Gräfin zahlte die bis dahin entstandenen Kosten in Höhe von zirka 600 Taler. Schlingmann dagegen übergab ihr die gesamte Auflage von 1800 Broschüren, nachdem er vorher den Umschlag mit seiner Firma hatte abreißen lassen.

Dies war die Lösung aus der Verwicklung, die, wie Liebknecht meinte, „wenn sie nicht so traurig wäre, eine ‚Komödie der Irrungen' genannt werden müßte".

In diesem Zusammenhang sei noch der Tatsache Erwähnung getan, daß zu *dieser* Zeit die Beziehungen zwischen Sophie von Hatzfeldt und Wilhelm Liebknecht noch ungetrübt waren. Liebknecht schreibt als Anrede „Liebe Gräfin", und der Ton der Briefe ist durchaus herzlich gehalten. Das Zerwürfnis trat später ein infolge politischer Differenzen und steht in keinem Zusammenhang mit dieser Broschürenangelegenheit, wie es der Herausgeber der 2. Auflage des Beckerschen Buches, von dem noch gesprochen werden soll, in seinem Vorwort darstellt.

Die 1800 Exemplare verblieben der Gräfin und sind später vernichtet worden. B. Becker schreibt, daß sie an einen Kreis von Freunden Exemplare verteilt hat, und tatsächlich scheint dies der Fall gewesen zu sein.

In den nächsten Monaten nach der Zurückziehung der Broschüre war die Gräfin durch die Angelegenheiten des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins in Anspruch genommen. Es gehört nicht in den Rahmen dieses Buches, die Geschichte der Kämpfe mit Bernhard Becker, dessen Unfähigkeit für das Amt eines Präsidenten des Vereins sich bald erwiesen hatte, ferner mit I. B. von Schweitzer, I. B. von Hofstetten und Liebknecht

zu schildern[1]. Nur soviel sei gesagt, daß die Gräfin mit ihrer ganzen Leidenschaftlichkeit daran teilnahm, um den Verein im Lassalleschen Sinne zu erhalten. Gegenüber diesen Forderungen des Tages trat die Darstellung der letzten Lebenstage für sie in den Hintergrund.

Um diese Zeit bat Johann Philipp Becker die Gräfin, da ihre Broschüre nicht erschienen sei, seinen Bericht jetzt herausgeben zu dürfen, den er vor Monaten, ihren Wünschen entsprechend, vom „Nordstern" zurückgezogen hatte. Ein Verleger wäre mit einem Antrag an ihn herangetreten. Die Gräfin antwortete ihm, daß seine Publikation ein „Todesstoß" für sie wäre, und dies genügte dem ihr treu ergebenen Freunde, die Veröffentlichung zu unterlassen[2].

Im Sommer 1865 nahm die Gräfin in Paris die Sache wieder auf. Dort traf sie mit Moses Heß zusammen, der eine französische Ausgabe von Lassalles Werk „Bastiat Schultze" vorbereitete, und dafür auch eine biographische Einleitung geschrieben hatte[3]. An ihn trat sie nun heran wegen Umarbeitung der ersten Darstellung unter Zugrundelegung der bereits gedruckten 14 Bogen. Es sind einzelne Bogen der Broschüre erhalten, die auf vielen Seiten die Spuren der redaktionellen Umarbeitung von Moses Heß tragen. Ganze Seiten hat er neu geschrieben und hinzugefügt. Doch auch er hat die Arbeit nicht vollendet. Er schickte der Gräfin sämtliche Aktenstücke zurück und schrieb ihr:

[1] Eine ausführliche Darstellung dieser Kämpfe bringt Gustav Mayer in seinem Werk Johann Baptist von Schweitzer und die deutsche Sozialdemokratie. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung. Jena 1909.

[2] Ein Exemplar dieses bereits gesetzten, ein Druckbogen starken Berichtes befand sich im Nachlaß der Gräfin Hatzfeldt.

[3] Abgedruckt Band VI des „Nachlasses".

„Es ist wirklich schwer, eine Auswahl aus denselben zu treffen, ohne der Vollständigkeit der Berichte zu schaden und doch das Buch nicht übermäßig zu vergrößern. Sie werden sich jetzt selbst von dieser fast unüberwindlichen Schwierigkeit überzeugt haben. Nur Sie können die Auswahl treffen. In Ihrer Abwesenheit hätte ich selbst dann, wenn es meine Zeit gestattet hätte, die Verantwortlichkeit für eine solche Arbeit nicht übernehmen können."

Von da ab scheint Sophie von Hatzfeldt alle Bemühungen, die Broschüre an die Oeffentlichkeit zu bringen, aufgegeben zu haben.

Im Jahre 1868 erschien ein Buch „Enthüllungen über das tragische Lebensende Ferdinand Lassalles". Auf Grund authentischer Belege. Verfasser war Bernhard Becker. In der Vorrede zu seiner Schrift behauptet er, für sie die Originaldokumente benutzt zu haben, die sich sämtlich in seinem Besitz befunden hätten, als er im Auftrage der Gräfin die Darstellung der letzten Lebenstage hatte schreiben sollen. Als die Gräfin später Wilhelm Liebknecht hierfür ins Auge faßte, habe sie ihm eines Tages einen Brief geschrieben: „Lieber Becker, übergeben Sie Frau Esser die Briefe. Ich will noch einige dazu heraussuchen." Demgemäß stellte ich die Dokumente zurück, hatte aber die genauen Abschriften." Inwieweit diese Angaben stimmen, ließ sich nicht feststellen. Sie stehen aber im Widerspruch damit, daß die Briefe — wie Becker selbst schreibt — im Hotel Windsor, der Berliner Wohnung der Gräfin, kopiert wurden. Es lag also kein sichtbarer Grund vor, ihm „sämtliche Aktenstücke" auszuliefern, wenn Abschriften vorhanden waren. Vielleicht, daß die Gräfin irgendwelche bestimmte Briefe zurückgefordert hat.

Eine genaue Vergleichung der Originalbriefe mit

der Beckerschen Schrift einerseits und der zurückgezogenen Hatzfeldt-Liebknechtschen Broschüre andererseits hat ergeben, *daß Becker niemals die Originalbriefe seinem Buche zugrunde gelegt hat.* Nicht einmal deren Abschriften hat er benutzt, die, wie bereits erwähnt, *genau* nach dem Original kopiert worden waren, *sondern einzig und allein die unveröffentlichte Hatzfeldt-Liebknechtsche Broschüre mit all den von Liebknecht vorgenommenen Aenderungen.* Becker gibt selbst zu, daß ein Exemplar der Broschüre in seinen Besitz gelangt ist. Die hier aufgestellte Behauptung ließe sich im einzelnen durch viele Stellen belegen, doch kann dies nicht Aufgabe dieser Einleitung sein. Auch soll der nachfolgende Brieftext nicht durch allzuviele Fußnoten belastet werden. Der Wahrheitsbeweis sei daher in der Form erbracht, daß wir auf Seite 186 ff. das Faksimile eines Lassalleschen Originalbriefes bringen und zugleich dessen Abschrift, die für die Broschüre verwendet worden war. Die Einfügung ist von der Hand Wilhelm Liebknechts. Der Brief ist abgedruckt bei Becker, 2. Auflage, Seite 145. Ein Vergleich wird die Wahrheit der Behauptung dartun. Dem Forscher bleibt es unbenommen, im Reichsarchiv, das den Nachlaß Lassalles aufbewahrt, auch an anderen Briefen Vergleiche anzustellen.

Sogar die Absatzeinteilung bei Becker entspricht mit geringen Ausnahmen jener in der Broschüre geübten, die keineswegs immer mit dem Original übereinstimmt.

Nur eine bei der Textvergleichung festgestellte Abweichung sei besonders hervorgehoben. Auf Seite 179 der 2. Auflage des Beckerschen Buches im Briefe von Rüstow an Lassalle, in dem er diesem über die Unterredung mit Herrn von Dönniges berichtet, steht folgende

Stelle gedruckt: „Worauf ich ihm bemerkte, er selber habe ja eine Jüdin geheiratet, welche vorher zum Christentum übergetreten sei." Dieser Satz findet sich weder im Originalbrief, noch in der Abschrift für das Manuskript. Er muß also nachträglich in die Korrekturfahne eingefügt worden sein, wahrscheinlich von Rüstow selbst. Im Hatzfeldt-Liebknechtschen Druck findet sie sich auf Seite 104 und von da hat sie Becker übernommen.

Was den Wert der Beckerschen Darstellung betrifft, so kann sie nicht anders denn als Schmähschrift bezeichnet werden, die sich in erster Linie gegen die Gräfin Hatzfeldt richtet, aber auch Lassalle herabzusetzen sucht. Auch diese Tendenz spricht dafür, daß er die Originalbriefe nicht zugrunde gelegt hat. Denn er hätte nicht verabsäumt, jene von Liebknecht unterdrückten Aeußerungen abzudrucken, die nach dessen Auffasung geeignet waren, das Andenken Lassalles in der Arbeiterschaft zu beflecken. Am besten wird die Schrift charakterisiert durch die Worte des Herausgebers der 2. Auflage. „Becker" — so heißt es da — „geht von der Voraussetzung aus, daß alles das Produkt absichtlicher Berechnung ist, und würdigt so die Tragödie zu einem Intrigenstück herab ...." Was Becker erläuternd bemerkt, ist meist überflüssig und — soweit nicht überflüssig — falsch. Die Intrigen, die er aufdecken will, sind nur in seinem Kopf gesponnen."

In der Einleitung zur 2. Auflage seines Buches erzählt Becker eine romanhaft klingende Geschichte über das Schicksal der 1. Auflage. Wir entnehmen daraus nur, daß die Gräfin Hatzfeldt bei Erscheinen des Buches versucht hat, dessen Beschlagnahme zu erwirken, wegen widerrechtlicher Veröffentlichung von Briefen, die ihr Eigentum waren. Sie erreichte sie zwar, doch nur für

kurze Zeit. Das Buch ward freigegeben und gelangte in den Buchhandel. Es hat sich unter den Sozialdemokraten keiner großen Beliebtheit erfreut, wurde aber von der Richtung der Eisenacher im Kampf gegen die Lassalleaner gern als Waffe benutzt. Als später die Vereinigung beider Fraktionen erfolgte, wurde die Schrift aus dem Buchhandel gezogen.

Im Jahre 1881, als Becker sich von jeder politischen Tätigkeit zurückgezogen hatte, beschäftigte er sich mit einer Neubearbeitung unter Einbeziehung des 1879 erschienenen Buches von Helene von Racowitza: „Meine Beziehungen zu Ferdinand Lassalle". Einen Monat nach Beendigung des Manuskripts verübte er Selbstmord. Das Manuskript blieb 9 Jahre im Besitz der Beckerschen Erben, von denen es dann der sozialdemokratische Verlag Wörlein & Co., Nürnberg, erwarb. Die Schrift stand zwar in den Reihen der Sozialdemokraten in keinem guten Andenken. Dennoch wurde, nach Beratung mit „bewährten Parteigenossen", zu denen allem Anscheine nach auch Wilhelm Liebknecht gehört hat, mit Rücksicht auf das hohe archivarische und parteigeschichtliche Interesse eine Neuauflage beschlossen. Von dieser erklärten Verleger und Herausgeber: „Alles, was aus dem einen oder anderen Grunde von unserem Parteigesichtspunkte anstößig war, haben wir nach bestem Können und Ermessen aus der Schrift entfernt oder doch nach Möglichkeit gemildert."

Also die gleiche Tendenz, die Liebknecht bei der Redaktion der Lassalleschen Briefe geleitet hat, veranlaßte den Herausgeber der Beckerschen Neubearbeitung, auszumerzen, was aus parteipolitischen Gründen bedenklich erschien.

Soviel war über das vielfältige Geschick der Hatzfeldt-Liebknechtschen Broschüre zu berichten, ehe von

dem hier vorliegenden Buch gesprochen werden kann. Nun ist Rechenschaft abzulegen, worin es sich von den bisherigen Veröffentlichungen unterscheidet, welches neue Material es darbietet, um eine Neuauflage erwünscht erscheinen zu lassen.

In erster Linie muß gesagt werden: die Herausgeberin ist frei von jeder parteipolitischen Einstellung. Sie fühlt sich geleitet einzig und allein von dem historischen Interesse, die Ereignisse so darzustellen, wie sie sich wirklich zugetragen haben. Weil keine Tendenz sie leitet, ist von einer Auswahl der Briefe nach irgendwelchem Gesichtspunkt abgesehen worden, worin Moses Heß die „fast unüberwindliche Schwierigkeit" erkannt hat. Gleichwohl glaubt sie, dadurch die Pietät den Toten gegenüber nicht zu verletzen. Die Stürme der Leidenschaft, die damals die Handelnden erfaßten, sind verrauscht und in der historischen Perspektive vermag man ungetrübt zu ihrer reinen Menschlichkeit vorzudringen.

Die Briefe sind hier gegeben restlos ohne jede Kürzung, sowie sie Lassalle, gejagt und gehetzt von seinem inneren Dämon, täglich in vielen, vielen Blättern in die Welt hinausfliegen ließ. So ist dieses Buch die *erste quellenmäßige* Veröffentlichung des Briefmaterials aus Lassalles letzter Lebenszeit. Denn wo immer — vor Veröffentlichung des Lassalleschen „Nachlasses" — die Briefe von Lassalle aus *dieser* Epoche zum Abdruck gelangten, stützen sie sich mit oder ohne Quellenangabe auf die Beckersche entstellte Wiedergabe.

Eine Ausnahme bilden die im Buch von Poschinger enthaltenen Briefe, auf die wir noch zurückkommen, und die Briefe an Hans von Bülow. Diese waren nicht in der Broschüre aufgenommen und sind daher auch nicht im Beckerschen Buch enthalten.

Auch die Briefe der anderen beteiligten Personen sind unverkürzt gebracht. Die Berichte, die manches enthielten, was sich aus den Briefen viel unmittelbarer ergab, haben eine Redaktion erfahren nach dem Grundsatz, Wiederholungen möglichst zu vermeiden. Auch wurden die häufig vorkommenden moralisierenden Betrachtungen ausgeschaltet.

Hervorhebungen gewisser Textstellen durch Sperrdruck oder Fettdruck sind sowohl von Liebknecht als auch von Becker nach ihren jeweiligen Absichten vorgenommen worden. In diesem Buche entsprechen sie den Originalen.

Die zwischen Lassalle und Sophie von Hatzfeldt gewechselten Briefe, die sich auf die Katastrophe beziehen, waren im Hatzfeldt-Liebknechtschen Druck teilweise in sehr verkürzter Form abgedruckt. Sie sind inzwischen im Band IV des „Nachlasses", der den gesamten Briefwechsel des Freundespaares enthält, auf Grund der Originalbriefe publiziert und von dort übernommen worden. Die Streichungen, die die Gräfin selbst vorgenommen hat, sind hier wie dort durch .... angedeutet. Eingereiht sind ferner zwei Briefe, an Hans von Bülow gerichtet, den Lassalle in Starnberg aufgesucht hat, wo er im Hause von Richard Wagner krank darniederlag. Welche Mission Wagner beim König von Bayern zugedacht war, erzählen die Briefe. Der eine vom 18. August stammt aus Band V des „Nachlasses", der andere vom 20. August aus dem 1858 erschienenen Büchlein „Briefe an Hans von Bülow von Ferdinand Lassalle".

An bisher *unveröffentlichtem* Material wird beigebracht: die Briefe von Rüstow an Lassalle vom 14., 16. und 21. August und an Generalleutnant von der Tann vom gleichen Datum. Diese waren in dem Hatzfeldt-

Liebknechtschen Druck nicht aufgenommen worden und somit auch nicht in die Beckersche Schrift übergegangen, ebenso seine Briefe an Generalleutnant von der Tann. Ferner ein Brief von Lassalle an Helene von Dönniges, der sich im Nachlaß von Joh. Ph. Becker vorgefunden hat.

Als sehr interessantes Dokument, das bisher unbekannt blieb, können die auf S. 138 u. 139 abgedruckten Codeworte angesehen werden, die Lassalle vor seiner Abreise nach Karlsruhe mit Rüstow für Telegramme verabredet hatte. Es zeigt, mit welcher Geistesklarheit er noch in Genf trotz seines verzweifelten Gemütszustandes alle nur erdenklichen Situationen in Betracht zog und das hierfür passende Stichwort ausklügelte.

Eine wesentliche Bereicherung für die Forschung bieten die 5 Briefe vom 7., 8., 9., 21. und 24. August, von Rechtsanwalt Holthoff an Lassalle nach Genf gerichtet. Obwohl sie im Nachlaß vorlagen, waren sie doch — aus nicht ganz durchsichtigen Gründen — in die Broschüre nicht aufgenommen worden. Dort waren nur die drei nach München adressierten Briefe vom 15., 17. und 20. August abgedruckt, die sich auch bei Becker finden. Die hier erstmalig publizierten Briefe sind sehr aufschlußreich und reinigen Holthoff völlig von dem Verdacht der Untreue und des Doppelspiels gegenüber Lassalle, ein Vorwurf, den auch Helene von Racowitza gegen Holthoff erhoben hat. Er selbst aber teilt Lassalle mit, daß er Herrn von Dönniges einen Brief „in die Hände gespielt" und Helene vor „übereilten Schritten" gewarnt habe. Diesen Brief scheint Helene als „abmahnend" empfunden zu haben, wenigstens hat sie ihn in ihrem Absagebrief an Lassalle so bezeichnet. Seine Freundestreue beweist Holthoff durch seine Aktion zugunsten Lassalles. Aehnlich wie die

Gräfin Hatzfeldt warnt er Lassalle vor jedem Uebereifer, mahnt immer wieder zu Ruhe und Besonnenheit. Aber Lassalle war Vernunftgründen nicht mehr zugänglich, ob sie von Holthoff kamen oder von der Gräfin, seinem „besten Freund". Davon zeugen die Briefe, die Lassalle an Holthoff gerichtet hat. Sie sind nebst den beiden Briefen der Helene von Dönniges an Holthoff und dem von August Boeckh an Holthoff dem im Jahre 1887 anonym erschienenen Buche „Lassalles Leiden" entnommen, als dessen Verfasser H. von Poschinger bekannt geworden ist. Wie ist es zu erklären, daß diese so bedeutsamen Briefe nicht auch wie die der anderen Freunde Lassalles an die Gräfin gelangt sind, die ja alles, was für die Darstellung der letzten Lebenstage von Wichtigkeit war, in ihrer Hand zu vereinigen bestrebt war? Dies könnte so zusammenhängen: Die Gräfin hatte Holthoff am 29. August Lassalles schwere Verwundung angezeigt und hinzugefügt: „... bekannt wird die Sache in allen Details, das ist man Lassalle schuldig." In seinem Antwortschreiben vom 1. September, als er schon die Nachricht von Lassalles Tod hatte, bittet er die Gräfin, keinen Schritt zu tun wegen Veröffentlichung, ehe sie nicht mit ihm gesprochen habe. Bei dieser Unterredung in Berlin wird ihm wohl klar geworden sein, in welchem Lichte die Gräfin die Ereignisse darzustellen beabsichtigte, und da er für Helene eine aufrichtige Zuneigung hatte und in ihr nur ein wehrloses Opfer der väterlichen Brutalität erblickte, mag er sich geweigert haben, zum Zwecke einer Anklage gegen Helene der Gräfin die Briefe, die ja sein Eigentum waren, zur Verfügung zu stellen. Aehnlich wie mit Bucher hat sich die Gräfin später auch mit Holthoff überworfen.

Als sich Kutschbach für die Herausgabe seines im

Jahre 1880 erschienenen Buches „Lassalles Tod", das eingestandenermaßen in der Hauptsache die Beckersche Schrift abdruckt, an Holthoff um Aufklärung über sein rätselhaftes Verhalten wandte, und um Ueberlassung etwaiger Korrespondenzen bat, antwortete ihm dieser, daß er die Korrespondenz aus jener traurigen Zeit — „leider oder zum Glück — nicht aufbewahrt" habe. Ob Holthoff das Verlangen Kutschbachs nur mit einem Vorwand abwehren wollte, oder ob er die Korrespondenz tatsächlich nicht mehr besaß, bzw. zu besitzen glaubte, bleibt ungeklärt. Bemerkenswert ist jedoch folgender Umstand: Im Buch von Poschinger sind nur zwei Briefe enthalten, die nicht an Holthoff gerichtet sind. Alle anderen Briefe von Lassalle, Helene von Dönniges, der Gräfin Hatzfeldt und dem Philologen Boeckh *haben Holthoff als Empfänger*. Und da Poschinger erklärt, daß er „durch Auffindung einer seit vielen Jahren verloren geglaubten kostbaren Handschriftensammlung" in der Lage ist, „über den tragischen Verlauf von Lassalles letzten Lebenstagen neues Licht zu verbreiten", so ist der Gedanke nicht von der Hand zu weisen, daß sie aus dem Holthoffschen Nachlaß stammen könnten. Wie Kohut mitteilt, hat Holthoff Selbstmord verübt.

Diese Briefe Lassalles an Holthoff durften hier nicht fehlen. Im Zusammenhang mit den bisher unveröffentlichten 5 Briefen von Holthoff an ihn erschließen sie Motive für Handlungen Lassalles, die bisher völligem Mißverstehen ausgesetzt waren. Andererseits bieten sie ein erschütterndes Zeugnis dafür, wie Lassalle, den stets ein kühnes Selbstvertrauen beseelte, den Glauben an seine „Sterne" und damit seine innere Sicherheit und Kraft zu zielsicherem Handeln eingebüßt hat. Sie lassen uns aber auch schon den psychischen Zusammenbruch ahnen, den man wohl als die Haupt-

ursache für diesen Ausgang wird ansehen müssen. Die Unheilserwartung, die aus jedem seiner Briefe an Holthoff spricht, läßt ihn von Wirrsal zu Wirrsal taumeln, verdunkelt seine Erkenntnis und treibt ihn so unabwendbar dem Untergange zu.

Auch von den Berichten sind manche, und zwar die wesentlichsten, die Lassalles Gemütszustand in den dem Duell vorangehenden beiden Tagen erkennen lassen, bisher unbekannt geblieben. Ebenso auch der letzte Beitrag, der Bericht der Gräfin Hatzfeldt über Lassalles letzte Krankheitstage und Sterbestunden.

So sind in dieser Sammlung alle bisher unveröffentlichten sowie die an verschiedenen Stellen publizierten Briefe und Dokumente aus dieser Lebensepoche vereinigt.

Ein Wort ist noch über die Reihenfolge der Briefe zu sagen. Sie werden *nicht* chronologisch gebracht. Die Herausgeberin ließ sich bei der Einreihung von dem Gesichtspunkt leiten, den Aufbau der Handlung deutlich zu machen. Der Zeitpunkt, in dem Lassalle die Briefe *empfing,* war maßgebend für die bei ihm ausgelösten Wirkungen. Besonders klar wird dies durch den Umschwung, den seine schon stark dem Zweifel an Helene zuneigenden Gefühle erfuhren, als er in München fast gleichzeitig die viel früher geschriebenen drei Briefe von Holthoff (vom 8., 9. und 15.) sowie die beiden Briefe von Helene erhält, die sie am 5. und 6. August an ihre Freundin geschrieben hatte und die durch eine „fatalistische Komplikation" erst jetzt an ihn gelangt waren. Helenens Liebesworte und Andeutungen von erlittenem Zwang und Mißhandlung sowie die von Holthoff zum Ausdruck gebrachte Ueberzeugung, Helene habe nur der Brutalität ihres Vaters weichend alles widerrufen, machen Lassalles Schwanken und Zweifeln ein Ende

und geben seinen Hoffnungen neue Nahrung. Solche Momente durften nicht unberücksichtigt bleiben. Ebenso wurde auch bei der Redaktion der Berichte verfahren.

Für die Herausgeberin wäre es eine reizvolle Aufgabe gewesen, das Briefmaterial auszuwerten, den psychologischen Triebkräften nachzuspüren und die Verknüpfungen aufzudecken, die die Tragödie schufen. Denn Briefe wollen gelesen werden, nicht nur mit den Augen. Jeder wird sie lesen mit dem Maß an Erlebniskraft und Einfühlungsvermögen, das aus der eigenen Seele dem Schreiber der Briefe entgegenströmt. Dennoch mußte dieser Lockung hier widerstanden werden. Den Fluß der erschütternden Bekenntnisse Lassalles durch eigene Erläuterungen unterbrechen — wie es in der Hatzfeldt-Liebknechtschen Broschüre und in der Beckerschen Schrift geschehen — heißt Kraft und Größe ihres Eindrucks mindern. So sollen nur die handelnden Menschen aus ihren Briefen und Berichten selbst sprechen und nur dort, wo eine Erklärung sachlich nicht zu umgehen war, ein verbindender Text hinzutreten.

Indes sei es gestattet, im Anhang wenige Worte über die eigene Deutung der letzten Ursachen von Lassalles tragischem Geschick zu sagen.

Lassalle an Sophie von Hatzfeldt. (Original.)

Düsseldorf, Donnerstag [20. Mai][1] 1864.

Gute Gräfin!

Ich habe Ihnen schon einmal nach Heidelberg geschrieben. Obgleich ganz krank, wirklich auf den Hund gebracht, schreibe ich Ihnen wieder. Endlich, endlich ist der größte Teil der Fatiguen hinter mir. Wäre ich bei meiner Abreise von Berlin gesund gewesen, so war mir das alles Kleinigkeit. Aber ich reiste schon ganz heiser ab, mindestens mit einem gehörigen Katarrh. Nach der Leipziger Rede war es sofort schlimm. Hier angekommen, ging ich gleich zu Gerhardy[2] und höllensteinte an mir herum, so daß es wieder notdürftig ging. Aber nachdem die Versammlung in Solingen vorbei war — einer Rede von zwei Stunden — hatte ich keinen hörbaren Ton mehr. Mit nassen Handtüchern, heißem Grog und ähnlichen Mitteln stellte ich mich gleichwohl wieder soweit her, daß ich tags darauf in Barmen wieder reden konnte. Hier schonte ich mich ziemlich, um den andern Tag in Köln bei voller Kraft zu sein. Und wirklich à force von Handtüchern und Grog usw. verfügte ich am andern Tag über alle meine Stimmittel, sogar mit Leichtigkeit. Eben das verführte mich. Ich sprach nach

[1] Das Datum ist nachträglich hinzugefügt worden. Da sich dies häufig wiederholt, werden wir in allen Fällen, wo das Datum oder sonst ein Wort nicht vom Schreiber des Briefes selbst herrührt, die betreffende Stelle zwischen eckige Klammern [ ] setzen.

[2] Der Arzt Lassalles und der Gräfin in Düsseldorf.

der Rede noch den ganzen Tag über unnötigerweise so viel, daß ich abends nicht mehr einen Ton hatte. Dazu kam Erkältung, starker Husten usw. Gleichwohl mußte ich gestern in Wermelskirchen sprechen, und ich brachte es auch wieder fertig, zwei Stunden lang. Aber mit solcher Ermüdung, mit solcher Überanstrengung aller meiner Kräfte, daß ich heut wieder tonlos bin und außerdem erschöpft, schlodrig, matt und sehr schlecht aussehe.

Glücklicherweise kann ich mich jetzt bis Sonntag ausruhen. Sonntag kommt die letzte, aber auch größte Anstrengung — unser Stiftungsfest zu Ronsdorf, das wirklich großartig sein wird. Dann sofort nach Ems!

Physisch steht es also augenblicklich schlecht mit mir. Moralisch habe ich dagegen hier hin und wieder, so am letzten Sonntag und Montag und vor allem gestern in Wermelskirchen manchmal ganz überwältigende Eindrücke bekommen! Sowas habe ich noch nie gesehen! Unwillkürlich mußten einem die Faust-Szenen einfallen! Sowohl die im ersten Teil („zufrieden jauchzet groß und klein, hier bin ich Mensch, hier darf ich's sein") als die am Schluß des zweiten Teils, wo er befriedigt still-steht. Hier war nicht mehr von einem Parteifest oder von einer Parteiversammlung die Rede. Die ganze Bevölkerung war in einem namenlosen Jubel. Ich kam — ohne es zu zeigen — aus einer gewissen Verwunderung gar nicht heraus, daß gerade die *Land*gemeinde diese Agitation so gewaltig ergreifen konnte. Ich hatte beständig den Eindruck, so müsse es bei der Stiftung neuer Religionen ausgesehen haben! Die Vereinsgemeinde Wermelskirchen und die Staatsgemeinde Wermelskirchen sind sich fast gänzlich deckende Bezeichnungen. (Ebenso Ronsdorf.) Kommt es wirklich einmal zum allgemeinen und direkten Wahlrecht, so ist in solchen Gemeinden

wie Wermelskirchen, Ronsdorf, Solingen nicht von Majorität, sondern nur von Unanimität die Rede. Mann für Mann würde die Bevölkerung ausziehen, um für jeden zu votieren, den ich ihnen bezeichne.

Anbei — wir bekommen natürlich nichts Ausführliches in die hiesige Presse, obwohl sich jetzt bereits Blätter wie die „Düsseldorfer Zeitung" und „Barmer Zeitung" uns für kurze und abgeschwächte Berichte zur Verfügung gestellt haben — einen Bericht der „Düsseldorfer Zeitung" über Barmen und Köln. Den über Solingen werden Sie noch in Berlin erhalten haben.

Einen für den „Nordstern" bestimmten Artikel über Wermelskirchen lege ich in Abschrift bei.

Ich will Ihnen gleich jetzt — denn ich habe nicht Ihre schändliche Gewohnheit, einem erst im allerletzten Augenblick Ihre Entschlüsse mitzuteilen — anzeigen, weil es Ihnen vielleicht lieber ist, wenn Sie es früher wissen, daß ich genötigt bin, nach der Emser Kur mich zu einer Molkenkur von drei bis vier Wochen nach der Kuranstalt auf dem Rigi zu begeben. Übereinstimmung von Frerichs[1] und Gerhardy. Vielleicht kommen Sie mit. Ich hoffe das wenigstens sehr.

Ihr F. L.

Lassalle an Sophie von Hatzfeldt. (Original)

Rigi-Kaltbad, 22. Juli [1864].

Gute Gräfin!

Es ist abends. Ich habe Ihren heut um 10 Uhr empfangenen Brief mit dem um 3 Uhr von hier abgegangenen Boten noch beantwortet und setze mich jetzt

[1] Lassalles Arzt in Berlin.

hin, um einen Plauderbrief anzufangen, den ich dieser Tage beenden werde.

Ich bin, wie gesagt, sehr mißlaunig. Zum Teil mag die Ursache auch daran liegen, daß ich so plötzlich aus zahlreicher und bester Gesellschaft in völlige Einsamkeit versetzt bin. Denn hier bin ich unter 125 Menschen, meist Schweizer und Badenser, die um mich herum bourdonnieren, so gut wie allein. Sie halten sich, sei es absichtlich oder unabsichtlich, von mir zurück und tun sehr wohl daran. Denn sie sind langweilig wie die Pest und niemand darunter, auf den ich mich einlassen möchte! — Das Wetter ist das schlechteste: im Regen — und alles wie mit einem Bettuch verhängt — bin ich am ersten Tag hier heraufgekommen. Am zweiten kalt und trüb. Dennoch ging ich Nachmittag auf Kulm und fand mich belohnt, denn unmittelbar vor Sonnenuntergang wurden die Berge frei und die Aussicht war fast vollständig. Gestern stieg ich wieder zum Kulm hinauf zum Sonnenuntergang. Aber man konnte nicht die Hand vor den Augen sehen, obgleich es warm, schön und sonnig war. Ein Nebel hüllte alles wie in eine graue Schlafmütze ein. Heute war nicht einmal an Hinaufsteigen zu denken. Es goß den ganzen Tag mit Kannen. Die Leute hier sagen mir, daß sie schon seit acht, viele seit vierzehn Tagen hier sitzen und beständig solches Wetter sei. Aber wenn es auch schön wäre, ich hätte doch nichts sonderliches davon. Zum Genießen brauche ich den Menschen! Ich kann alles allein, nur nicht genießen! So war ich gerade den ersten Abend, als ich auf Kulm war, trotz der schönen Aussicht sehr wehmütig. Ich überlegte mir, unter wie andern Verhältnissen ich sonst immer auf dem Rigi gewesen! Das erstemal (1850) bestieg ich ihn mit Wolff, der jetzt tot ist. Es war noch in meiner ungestümen Jugend! So trotzig wie

die ewigen Bergeszacken schaute ich da noch in das Leben hinaus! Dann war ich so oft mit Ihnen da, die Sie, trotz aller Ihrer gewaltsamen Verkennung meiner, doch notwendig zu meinem Wesen gehören. Dann einmal mit Lydia, in glücklichster Stimmung und Laune, um die ich mich heute noch beneide! Dann einmal mit den (geliebten) Eltern, mit meinem treuesten Freunde von allen, dem armen Vater, der jetzt tot ist. Sie waren, außer das erste Mal, stets dabei: Und jetzt bin ich da, mutterseelenallein, liege auf der grünen Matte, denke an den Wechsel des Irdischen und vergangener Zeiten Pracht! Es ist mir, als hätte sich meine Existenz verengert und wäre ärmer geworden, da ich jetzt niemand mehr um mir habe, wo stets sonst welche — und oft so viele — meinen Genuß vermehrend um mich waren! — Ich muß nicht allein reisen. Ich bin dafür nicht gemacht.

Dazu kommen allerlei andere Gedanken, die ich mir jetzt zu machen Anlaß genug habe. Kurz, ich bin in der *Blüte* des Mißmuts!

Jetzt ist es 10 Uhr durch. Ich lege mich zu Bett und schreibe morgen vielleicht weiter, wenn es meine anderen verfluchten Schreibereien erlauben.

Sonnabend, 23. Juli. Vormittag.

Hier sitze ich schon wieder. Es ist wieder ebenso schlechtes Wetter wie gestern. Kein Regen, aber alles in eine Nebelkappe gehüllt. Kein Sonnenstrahl. Wenn das so fortgeht, weiß ich nicht, wie lange ich hier aushalten werde! Anbei ein Brief von Dorn, den ich Ihnen schicke, weil er auch Sie betrifft. Hoffentlich entscheidet das Kammergericht jetzt wieder so, aber mit anders gewendeter faktischer Einkleidung.

Was mich betrifft, so sehen Sie, daß mir Dorn keine Sicherheit geben kann, daß meine Sache nicht vielleicht

selbst schon im September vorkömmt, wenn er auch den Oktober für wahrscheinlich hält.

Alles ist konträr! — Schweitzer ist bereits nach Berlin abgereist, um seine und Hofstettens Niederlassung dort zu bewirken. A propos, schreiben Sie doch Frau Esser für mich, daß sie mir nun — am besten durch Sie — ihre Entschließung zukommen lassen müßte, ob sie im Oktober bei mir eintreten will. Adieu, mein gutes Kind. Hoffentlich sind Sie ein bißchen weniger mißmutig als ich. Und hoffentlich geht es mit Ihrer Gesundheit besser. Geben Sie mir nur gleich Nachricht, auf welchen Platz ich den Wechsel von Oppenheim ziehen lassen soll, d. h. ob ich von hier nach Genfer See oder Ostende gehe.

Ihr sehr treuer F. L.

Sophie von Hatzfeldt an Lassalle. (Original.)

Wildbad, 22. Juli [1864].

Liebes Kind, ich muß Ihnen gleich eine gute Nachricht mitteilen, nämlich, daß ich eine Kammerjungfer gefunden hier, sie ist jung und ganz hübsch, eine Stuttgarterin, hat noch nicht gedient, versteht aber Waschen, Bügeln, Nähen vortrefflich und macht auch nicht schlechter die Haare als Helene[1]. Nur die ganze persönliche Bedienung und Ordnung der Sachen muß ich ihr beibringen, sie hat ein sehr bescheidenes Wesen und keine Prätensionen, und so hoffe ich, daß es sich mit großer Geduld meinerseits fürs erste machen wird. An Frau Esser habe geschrieben und glaube jedenfalls versprechen zu können, daß sie kommt. Was wollen Sie ihr geben? Fünf Taler monatlich?

[1] Die Kammerjungfer der Gräfin.

Ich empfinde eine mir fast selbst unerklärliche Angst um Sie[1]. Sind Sie denn wirklich entschlossen, *jedenfalls* nach Berlin zu gehen? Überlegen Sie es recht reiflich und genau und legen Sie dabei zugrunde die Überzeugung, daß *alles,* was möglicher- und auch *fast unmöglicherweise* gegen Sie getan werden *kann,* auch geschehen *wird.* Ziehen Sie auch in die Rechnung die *Wut* und die *Willkür* der Berliner Staatsanwaltschaft wie Polizei, die, wenn zum Beispiel *Requisitionen* von Düsseldorf kämen, nicht erst nach oben anfragen würden, sondern heimlich haften und schnell *exequieren* würden, und wie schier fast unmöglich unter jetzigen Umständen es wäre, das einmal *Geschehene,* die Verhaftung, wieder ungeschehen zu machen. Die *Märtyrerrolle* hat sich zu jeder Zeit als eine an sich *dumme* und unersprießliche erwiesen, vorzüglich in *unserer* Zeit; hat Blanqui, das Hauptmuster hierin, etwas anderes damit erreicht, als *vergessen* und *nutzlos* zu sein? Sie sind gewiß am wenigsten *dazu* bestimmt; es wäre der *größte* Schaden für die *Sache* und der sträflichste Selbstmord an sich selbst. Man hat nicht *das Recht,* in so entscheidend ernsten Sachen auf *blindes Glück* irgendwie zu rechnen. Hören Sie etwas auf meinen Rat, er ist der Ihres besten und allein wahrhaft zuverlässigen Freundes, und hierin begegnen sich überdies die Ansichten *aller* derer, die sich Ihre Freunde nennen und denen Sie Einsicht zutrauen. Wenn ich nun auch weder klug noch Jurist genug bin, Ihre Lage in *allen Details* zu beurteilen und in jedem Rat geben zu können, so leitet mich mein Instinkt für Sie schon intuitiv richtig, wenn ich, *nicht* aus *blinder Furcht* aber bestimmter Überzeugung sage,

[1] Dieser Satz ist — nach Gustav Mayer — *möglicherweise* erst später mit der Absicht auf Veröffentlichung von der Hand der Gräfin eingeschoben.

daß Sie jetzt in einer *gefährlichen Lage* sind, viel *mehr* als früher. *Alles,* was irgend Geltung und Stellung hat, hat nur *eine Parole,* und die ist, Sie unschädlich machen, Sie beseitigen, der Bewegung, die ihnen viel zu groß geworden, den Führer, mit dem sie *gänzlich* fällt, zu nehmen, und Sie müssen in *jedem Schritt* die *äußerste* Vorsicht gebrauchen, *nichts* dem Zufall oder Ihrem *gewohnten Glück* anheimgeben, *nichts wagen,* denn wenn Sie dies Glück nun doch in diesem Falle verließe, so wären die Folgen nach jeder Seite hin zu schlimm. Im Ausland, in Neapel wären Sie, wenn auch viel *behindert,* doch, so weit jetzt die Sache schon steht, auch sehr vorhanden und tätig für die Leute, die dadurch nur angefeuert würden, selbst tätig zu sein. Sie haben auch schon Männer darunter, die unter Ihrer höheren Leitung hinreichend die Sache erhalten und weiterführen können, aber mit einem *längeren Gefängnis, gänzlicher* Entziehung Ihrer Mitwirkung, tritt die *gänzliche Entmutigung* sofort ein, da die vollständige Überzeugung in *jedem* vorhanden, daß mit Ihnen allein alles *steht* und *fällt.* Völlige *Ratlosigkeit* würde eintreten für etwa vorkommende wichtige Fälle und Entscheidungen, denn auf *keinen* anderen ließe sich das *völlige Zutrauen,* der *Gehorsam* übertragen, die man für Sie hat. Ihren *Mut,* gegen eine Anklage zu stehen, werden Sie doch nicht erst noch *beweisen* wollen oder die etwaigen Verleumdungen Ihrer Gegner scheuen? Das wäre eine Ihrer nicht würdige Kleinlichkeit. Sie sehen, ich kann eigentlich von nichts anderem sprechen, so sehr bekümmert es mich. Denken Sie daran, daß ich in allen Ihren politischen Fährnissen mit *Mut* und Entschlossenheit (ohne mich zu rühmen), soweit es mir möglich war, zu Ihnen gestanden, den Kopf nicht verloren habe wie viele andre, darum trauen Sie mir jetzt nicht zu großen Kleinmut zu

und hören deshalb nicht auf mich. Alles was nicht zu *ändern,* was nötig wäre, würde ich auch jetzt noch zu ertragen wissen, aber ich weiß auch, daß, wenn ich gar nicht so sehr dabei interessiert wäre für das Wohl Ihrer Person, so würde ich Ihnen ganz dasselbe für . . . Interesse der Sache selbst, für die Erhaltung Ihrer Zukunft mit tiefster Überzeugung raten.

Ich brauche meine Kur mit höchster Energie, Bad von dreiviertel Stunden, Dusche von zehn Minuten jeden Tag, es echauffiert mich nicht mehr wie sonst, was zeigt, daß ich viel schwächer geworden, oder tut es auch die gänzliche körperliche Ruhe. In vierzehn Tagen denke ich mich gewiß zu absolvieren, schreiben Sie mir also recht bald, welche Projekte für später Sie gemacht. Wenn Sie, *bis ich* komme, Geld genug haben, so brauchen Sie keinesfalls Ihrem Bankier zu schreiben um Geld, bis ich bei Ihnen bin, und vielleicht auch *dann* noch nicht. Es kommt darauf an, was geschieht, und hat jedenfalls *dann noch* Zeit.

Nun leben Sie wohl, mein liebes Kind, schonen Sie sich, hüten sich vor allen Unvorsichtigkeiten, damit ich Sie recht wohl aussehend wiederfinde.

Lassalle an Sophie von Hatzfeldt. (Original.)

[Rigi, 27. Juli 1864.]

Liebes, gutes Kind!

Es ist um die Pest zu bekommen über die Wildbader Post! Ihren ersten Brief — Poststempel vom 19. — empfing ich am 22. und *gleichzeitig* einen Brief aus *Düsseldorf,* gleichfalls mit Poststempel vom 19. Rigi ist also nicht Schuld, sondern Wildbad. Ich hatte Ihnen vier Stunden nach Empfang Ihres Briefes noch mit der

um drei Uhr hier abgehenden Post geantwortet, bin also nicht Schuld an Ihrer Angst. Heute am 27. bekomme ich Ihren Brief vom 24. Ich hätte nicht übel Lust, das Briefeschreiben dranzugeben und mich telegraphisch mit Ihnen zu unterhalten.

Ihr Brief hat mir übrigens in meiner äußerst schlechten Stimmung sehr wohlgetan. Erinnern Sie sich, wie ich einmal, als wir Marx das Geleit nach Potsdam gaben und Sie beide gegenseitig miteinander kokettierten und scherzend von Entführung sprachen, lachend sagte: Ich wollte, es entführte Sie mir einer auf ein Jahr, bloß damit Sie sehen, daß ich eigentlich der beste aller Männer bin. Ich sei ganz unbesorgt darüber, daß Sie mir zurückkommen würden. . . .

Ihre clairvoyance puncto der Düsseldorfer Angelegenheit hat mich sehr amüsiert! Aber diese clairvoyance hat Ihnen nicht gezeigt, daß das Düsseldorfer Gericht durch seinen Beschluß mir die Kassationsinstanz nicht *abgeschnitten,* sondern höchstens nur *unannehmbar* macht. *Beschleunigt* ist also in der Strafe nichts, eher nur *verzögert.* Denn ich werde auch gegen diesen Beschluß eventuell Kassation einlegen, und *diese* Sache muß früher entschieden sein. Kurz, vor *November* ist es nicht einmal *menschenmöglich,* mich zur Haft zu bringen; selbst vor Dezember schwerlich, und überdies habe ich Mittel, *dies noch* weiter zurückzuwerfen. Wir sprechen darüber mündlich!

Jedenfalls muß ich ja doch Ende September in Berlin sein, und *zwar gerade dann am meisten,* wenn ich Ihrem Rat folgen und Deutschland *verlassen wollte.* Denn ich müßte doch zuvor dort meine *Sachen und Geschäfte* ordnen! Ich müßte also zuvor *hin,* gerade besonders, wenn ich fortgehen will! Das muß doch auch Ihnen einleuchten.

Aber noch mehr: ich muß *noch vorher in Hamburg sein,* wo ich einen *großen, sehr großen,* vielleicht *tatsächlich wichtigen Coup schlagen will*[1]. Auch darüber *mündlich!* Am 20. September also muß ich die Schweiz verlassen. — Da Sie mir die Bestimmung überlassen, wohin wir bis dahin gehen, nun wohl, so entscheide ich: an den *Genfer See.* Ich schreibe morgen an Oppenheim und lasse mir dahin (nach Genf oder Vevey) neues Geld poste restante (in Wechseln) schicken.

Was mich bestimmt, *jedenfalls* auf einige Zeit, wenn es auch nicht auf lange wäre, an den Genfer See gehen zu müssen, ist folgende Episode:

Vorgestern sitze ich beim *scheußlichsten* Wetter — das hier noch ohne jede Unterbrechung Tag für Tag fortgedauert hat; erst heut ist es ein bißchen besser — in meinem Zimmer und schreibe — ich muß hier leider wieder Tag für Tag von morgens bis nachts *ununterbrochen* schreiben — als ein Bäuernbursch hereinkömmt und mir sagt, an der Terrasse hielte eine Dame, die mich zu sprechen wünsche. Ich war ganz verblüfft. Wer konnte dies sein? Ich riet — ja ich wußte gar niemand, auf den ich raten sollte! Ich nehme also Hut und Stock und eile hinunter. Da hält hoch zu Roß mit einer Engländerin und einer Amerikanerin und einem Franzosen — wer? Helene, der Goldfuchs! Sie hatte von Holthoff brieflich erfahren, daß ich auf Rigi-Kaltbad bin, und hatte sofort mit Freundinnen eine Rigipartie organisiert, um mich auf Kaltbad abzuholen. Natürlich stürmte ich sofort mit auf den Kulm hinauf, wo wir alle übernachteten. Unglücklicherweise ist das Kind der Engländerin (bei Bern lebend) vom Scharlach

[1] Lassalle wollte eine Agitation für die Annexion Schleswig-Holsteins an Preußen eröffnen.

Rekonvaleszent und die Mutter war nicht zu bewegen — trotz des fürchterlichsten Unwetters —, auch nur einen Tag länger zu bleiben. Die arme Helene — ich hätte die Engländerin töten können —, krank und brustleidend, mußte im furchtbarsten Nebel und Regen (und wir alle) am andern Tage früh zehn Uhr wieder hinunter. In Kaltbad trennten wir uns!

Eine Höflichkeit ist aber doch der andern wert, und so habe ich Helenen versprochen, zwischen dem 15. und 25. August jedenfalls in Genf zu sein. Es ist auch schon arrangiert, wie Sie sie kennen lernen sollen. Denn auf ein paar Tage können Sie doch mit mir nach der Stadt Genf gehen, wenn wir auch stationär in Vevey zum Beispiel sind. Helene, der Teufel, wird schon etwas anzufangen wissen, um uns dahin zu folgen.

(Übrigens darf von dieser ganzen Episode kein Mensch außer Ihnen etwas wissen. Die andern sind auch vereidet.)

Daß ich also überhaupt an den Genfer See gehe, folgt daraus, freilich aber nicht, daß ich dann nicht weiter nach Pegli gehen könnte. Alle Ihre schönen Gründe, nach Pegli zu gehen, sind mir sehr gleichgültig. Wie es mit Italien usw. steht, weiß ich in meinem eigenen Kopf usw. Ich hätte einen weit besseren Grund nach Pegli zu gehen, wenn es eben ginge: der, daß Sie es eben wünschen. Aber die frühe Rückreise von der Schweiz — 20. September — verhindert das leider notwendig. Bis dahin ist indes das Genfer Klima für Sie so gut wie das italienische, und dann können Sie ja mit Rüstow nach Pegli gehen. Denn so schmerzlichst ungern ich Sie in Berlin entbehre, nehme ich doch wirklich Anstand, Sie zu bereden, den Winter im Berliner Klima zuzubringen. Doch das besprechen wir alles noch ... (denn sonst wird es, da Sie

ja wohl bis 18. August in Wildbad bleiben — und um Gottes willen ja nichts an der Kur abbrechen — gar zu spät.)

Da ich hier ein Leben führe, nicht wie *ein* Hund, sondern wie *drei* Hunde, so habe ich heut nachträglich an Helene geschrieben, und telegraphiert, mit mir (sie ist bei Bern, bei der Freundin, der Engländerin) eine Reise irgendwohin auf einige Tage ganz inkognito zu machen. Ich setze es vielleicht durch. In diesem Falle gebe ich meinen hiesigen Aufenthalt, der mich in diesem Wetter und ohne jede Gesellschaft zu Tode langweilt, auf, und reise sofort nach Bern zu ihr. Dann würde ich Ihnen telegraphieren, wohin Sie Ihre Briefe richten sollen. Bis dahin schreiben Sie nur also immer hierher.

Aber auch in diesem Falle käme ich immer an dem Tag, wo Sie in Luzern eintreffen, dorthin.

In der Zwischenzeit hänge ich mich vielleicht vor Langeweile auf oder mache — schrecklich! — ganz allein eine Gebirgsreise.

Adieu für heut. Es wird schön, gibt zum erstenmal Sonnenuntergang. Ich muß heraus.

Ihr F. L.

Lassalle an Sophie von Hatzfeldt. (Original.)

Rigi, 28. Juli [1864].

Gute Gräfin!

Ich habe gestern, als ich so plötzlich abbrechen mußte, noch einige Punkte vergessen. Der wichtigste bezieht sich auf Dorns Mitteilung von der Kassation Ihres Urteils in Sachen contra Siegheim und Block . . .

. . . Es war also gestern abend $^1/_4$ vor 7 Uhr, als ich, in emsigem Schreiben an Sie begriffen, zufällig den Blick gegen das Fenster kehre — und siehe alle Nebel und

Wolken fallend und wie erfrierend und die Berge sich mächtig und glanzvoll befreiend schaue! Es war nicht mehr möglich, zum Kulm zu gelangen, aber ich schloß den Brief in aller Eile und rannte auf das Känzli 15 Minuten von hier, von wo man, wenn auch nicht die Kulmer Aussicht, so doch immerhin eine überaus prächtige Aussicht hat, die ganze Stelle vom Tödi bis Gespaltenhorn (also Uri Rotstock, Titlis, Weißstock, alle Berner Berge usw.).

Selten habe ich die Berge so schön, selten einen schöneren Sonnenuntergang gesehen! Der Eiger war im leisen Glühen! Noch lange nach Sonnenuntergang konnt ich mich von der Stätte nicht losreißen! Und ebenso schön wieder heut früh! Alle Leiden sind fast wie fortgewischt — wie schnell vergißt doch der Mensch, was ihn soeben beschwerte — und ich bin lustig und voller Lebenskraft, als hätte ich nicht einen Augenblick, geschweige über zehn Tage im dicksten Regen und undurchdringlichsten naßkalten Nebel hier gesessen! — Auch mit meinen furchtbaren Schreibereien für den Verein — ich habe gestern 76 kleingeschriebene Seiten nach Berlin geschickt — bin ich endlich fertig und atme wieder frei auf!

Wie Sie mich doch mißverstehen, wenn Sie schreiben: „Können Sie nicht in Wissenschaft, Freundschaft, schöner Natur sich genügen!“ Sie meinen, ich müsse Politik haben!

Ah, wie wenig Sie au fait in mir sind! Ich wünsche nichts sehnlicher, als die ganze Politik los zu werden und mich in Wissenschaft, Freundschaft und Natur zurückzuziehen. Ich bin der Politik müd und satt! Zwar, ich würde so leidenschaftlich wie je für dieselbe aufflammen, wenn ernste Ereignisse da wären, oder wenn ich die Macht hätte oder ein Mittel sähe, sie zu erobern —

ein solches Mittel, das sich für mich schickt. Denn ohne höchste Macht läßt sich nichts machen. Zum Kinderspielen aber bin ich zu alt und zu groß! Darum habe ich so höchst ungern das Präsidium[1] übernommen! Ich gab nur Ihnen nach! Darum drückt es mich jetzt so gewaltig. Wenn ich es los wäre, jetzt wäre der Moment, wo ich entschlossen wäre, mit Ihnen nach Neapel zu ziehen! (Aber wie es loswerden?!)

Denn die Ereignisse werden sich, fürcht' ich, langsam, langsam entwickeln, und meine glühende Seele hat an diesen Kinderkrankheiten und chronischen Prozessen keinen Spaß. Politik heißt aktuelle, momentane Wirksamkeit. Alles andere kann man auch von der Wissenschaft aus besorgen! — Ich werde versuchen, in Hamburg einen *Druck* auf die Ereignisse auszuüben! Aber wie weit das wirken wird — das kann ich nicht versprechen und verspreche mir selbst nicht zuviel davon!

Ach, könnte ich mich zurückziehen! — So weit hatte ich geschrieben, als ich einen Brief von Helene erhalte, einen höchst ernsthaften Brief! Die Sache wird ernst, sehr ernst, und das große Gewicht des Ereignisses fällt mir wieder etwas auf die Brust! Inzwischen — einmal kann ich nicht mehr zurück, und dann wüßte ich auch wahrhaftig nicht, warum ich zurück sollte! Es ist ein schönes Weib, und ihrer Individualität nach das einzige Weib, das sich für mich paßt und eignet. Das einzige, das Sie selbst für geeignet finden würden. Also en avant, über den Rubikon! Er führt zum Glück! Auch für Sie, gute Gräfin, mindestens ebenso wie für mich!

Bei alledem ist es in dieser ohnehin so komplizierten Lage eine immense Komplikation mehr! Bin wahrhaftig

[1] Gemeint ist das Präsidium des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins.

wieder neugierig, wie ich dies alles zu gutem Ende führen werde, gerade so wie ich, als ich Ihre Prozesse führte, oft diese ganz unpersönliche, objektive Neugier hatte — als läse ich einen Roman — wie ich wohl mich und Sie aus dieser Lage noch retten würde!

Nun, die alte Kraft ist noch da, das alte Glück auch noch, ich werde alles zum glänzendsten Ziele führen. Aber daß ich Sie nicht bei mir habe, um mit Ihnen zu sprechen und zu raten in dieser complication grave, das, muß ich gestehen, stört mich sehr! — Nun, brauchen Sie ganz ruhig Ihre Kur aus.

Das nächste ist, daß ich wahrscheinlich schon morgen früh nach Bern resp. Wabern abreise, wo Helene auf der Villa ihrer Freundin ist. Sie erhalten in diesem Falle noch telegraphische Depesche von mir, Ihre Briefe poste restante nach Bern zu adressieren. Sollte ich Sie absolut nötig haben, nun ja, dann rechne ich auf Ihre Freundschaft und telegraphiere Ihnen, daß Sie nach Genf kommen. Aber ich denke, dies jedenfalls bis 15. August verschieben zu können!

Nun adieu, altes Herz! Die Brandung faßt mich! Ist mir's zum Heil? Reißt's mich nach oben? wie den Schillerschen Taucher? faut voir!

Ihr treuer F. L.

Absolutes Stillschweigen über alles hier Gesagte gegen jedermann ganz notwendig.

A propos! Die Wildbader Postsendung ist allerdings schon gestern angekommen. Aber es war, außer dem „Gedanken" und Zeitungen, nur *ein* Brief, während Sie zwei Briefe anmeldeten. Sollte einer zurückgeblieben oder verloren sein? Bitte, nachzuforschen auf der Post, denn ich erwarte seit langem umsonst Brief von Szarbinowski usw.

Helene von Dönniges an Lassalle. (Original.)

Wabern, Dienstag abends, 26. Juli [1864].

Soll ich anfangen, Ihnen zu danken für Ihre lieben Zeilen, die ich im Moment erhielt, als ich die Schiffbrücke überschritt, oder Ihnen zu sagen, wie lang und schwer mir der Weg von Kaltbad nach Weggis geworden ist? Nein, Sie wissen beides, wissen, daß ich mich sehr, sehr über Ihr kurzes Erinnern freute, daß mir das Herz höher klopfte, als ich Ihre zarte Sorge für mich und meine Gesundheit las; und Sie wissen, daß ich verwöhnt war von dem so schön zurückgelegten Weg — gestern abend und heute früh, so verwöhnt, daß ich mich ungern in meine Einsamkeit fand. Daß ich Ihrem Wunsche nicht nachkommen konnte, lag nun natürlich daran, daß ich, wie Sie, mein Freund, sagen, willenlos wie [ein] Kind bin. Aber diesmal, Freund Satan, wird Ihnen das Kind beweisen, daß es seine teuflische Verwandtschaft fühlt, daß Ihre dämonische Nähe endlich dahin gewirkt hat, daß die Natur aus ihrem langen Schlaf erwacht, und ein Tropfen Ihres satanischen Blutes in ihre Adern gedrungen ist, ihr Kraft und Lust zum Leben gebend. Als ich Sie verließ, und zum letzten Mal ihre Lippen meine Hand berührten, da sagte ich mir, daß, ehe ich Weggis verlasse, mein Entschluß fürs Leben gefaßt sein soll. Eh bien! c'est fait!

Und nun wissen Sie auch mit Ihrem schönen, herrlichen Geiste, und Ihrer so *großartigen,* aber mir lieben Eitelkeit, wie mein Entschluß lautet. Ich will und werde Ihr Weib sein! — Sie sagten mir gestern Abend: „Sagen Sie nur ein vernünftiges, selbständiges Ja — et je me charge du reste." Gut, mein Ja ist da — chargez vous donc du reste; nur mache ich ein paar ganz kleine Bedingungen, et les voilà: Ich *will,* denken Sie, das Kind sagt,

ich will — ich will also, daß wir alles versuchen, was in unseren Kräften steht, und in Ihren Kräften, mein schöner, satanischer Freund, steht ja so ungeheuer viel, — um auf eine *anständige,* vernünftige Weise zu unserem Ziel zu gelangen — d. h. also, Sie kommen zu uns, wir versuchen die Eltern ebenso für Sie einzunehmen als — — und so ihre Einwilligung zu bekommen! — Wo nicht, sind und bleiben sie unerbittlich, auch wenn wir alles getan haben, was wir tun konnten, — eh bien! alors tant pis! so bleibt noch immer Ägypten. Dies meine eine Bedingung und hier die zweite. Ich *will* und wünsche, daß dann die ganze Sache so rasch als möglich geht. Denn ich kann wohl den Nebel und Regen von heute früh aushalten, ohne sehr krank zu werden — aber noch viele so aufregende Tage und ungewisse quälende Stimmungen, wie ich schon um dieser unserer Sache [willen] durchgemacht habe — das, mein Freund, halten meine Nerven nicht aus. — Aber zu dieser Eile habe ich noch einen Grund — ich will nicht, daß die ganze Welt uns bespricht, und ihre Meinung sagt über eine Angelegenheit, die sie nichts angeht, und mich dadurch einer Menge Scenen aussetzt, die ebenso gut vermieden werden können. Einmal die Sache zu unserer Zufriedenheit beendet, mögen sie dann ihre Mäuler und Augen aufreißen, so groß sie wollen, dann habe ich Sie, Ferdinand, als Schutz und Stütze, — et je ne me moque pas mal du reste du monde. — Ich weiß, daß die Hindernisse, die wir zu übersteigen haben, sehr, ja riesengroß sind, aber dafür haben wir ja ein großes Ziel, und Sie einen riesengroßen Geist, der mit Gottes Hilfe die Felsen zu Sand und Staub zermalmen wird — so daß selbst mein schwacher Atem ihn wegzublasen vermag. Mir bleibt von allem das schwerste Stück — ich muß mit kalter Hand ein treues Herz, das mir mit wahrer Liebe ergeben ist, töten, ich

muß mit krassem Egoismus einen schönen Jugendtraum vernichten, der, verwirklicht, das Glück, das Lebensglück eines edlen Menschen machen sollte. — Glauben Sie mir, das wird mir furchtbar schwer, aber ich *will* jetzt, und so will ich denn um Ihretwillen auch schlecht werden. Schreiben Sie mir gleich, so bald als möglich, denn erst, wenn ich genau Ihre Pläne und Ihren festen Entschluß weiß, die Befehle und Wünsche des Herrn und Meisters empfangen habe, erst dann kann ich anfangen, die meinen, d. h. meine Pläne in Ausführung zu bringen. Ich bleibe jedenfalls noch bis Sonnabend, den 30ten hier, also schreiben Sie mir: *Wabern bei Bern.* Wenn ich bis dahin recht genügend ausgeruht bin, so reise ich vielleicht dann nach Genf; doch davon noch im nächsten Brief.

Ich wollte heute abend noch an Holthoff schreiben, aber erstens ist es 12½ Uhr, ich bin sehr müde, denn ich habe noch nicht einen Moment nach unserer anstrengenden Tour geruht, und dann denke ich, ist's vielleicht besser, ich erwarte erst Ihren nächsten Brief — so könnte ich ihm doch nur vage und von *meinen* Plänen und Ideen schreiben und er würde dann nur denken, daß sein Töchterchen diesmal ganz verrückt geworden ist. — Denn wissen Sie, den Papa Holthoff, den müssen wir jedenfalls *für* uns, und wo möglich bei uns haben. Nun *will* ich noch, daß Ihnen die abscheuliche Tour von heute früh nicht geschadet hat, und Sie mich also nicht verwünschen; dann, daß dieser Brief *nur* für Sie ist, und daß Sie ihn nicht einmal der Gräfin zeigen, — und will, daß Sie selbst, mein Freund, keinen zu großen Schreck über das schrecklich stilisierte Geschreibsel meiner müden Hand bekommen, sondern sich sagen, daß der Geist Ihrer armen Freundin ebenso müde ist, als ihr Körper. Gute Nacht! Nehmen Sie den Brief aus

meiner Hand so an und sagen Sie: Vielliebchen! so habe ich unsere Diskretion verloren und Sie erinnern sich, was dann der Einsatz war! — [H. D.]

Helene von Dönniges an Lassalle. (Original.)

Wabern, 28. Juli 1864.

Bleiben Sie in *Bern* wohnen, wo Sie wollen, denn hier in Wabern ist kein Zimmer zu haben und Sie auch zu verwöhnt. Doch erwarten wir Sie *noch heut Abend so bald als möglich* zum Tee. Alles andere mündlich.

Brunhild[1].

Helene von Dönniges an Aurel Holthoff.

Wabern, den 28. Juli 1864.

Wo anfangen, wo aufhören mit allem, was ich Ihnen heut zu sagen habe. Als Sie, mein liebes teures Väterchen, vor einer Stunde in Ihrem Zimmer oder sonst wo saßen und schrieben, ruhig und heiter, da dachten Sie nicht, daß Sie so schnell einen Brief in den schönen Händen halten würden, der Ihnen Sorge und Nachdenken machen wird. Ja, heut ist der Moment gekommen, wo Ihr Kind Sie braucht! O, mein Freund, helfen Sie, raten Sie, sorgen Sie, helfen Sie Ihrem armen Kind; — — aber wo soll ich anfangen, — wo, wie Ihnen alles das sagen, was ich auf dem Herzen habe, was ich Ihnen sagen muß, Ihnen — denn es ist niemand, den wir für uns haben und der von einiger Hilfe sein könnte, — als Sie. O Gott, ich sollte ruhig und vernünftig erzählen und schreiben, — und ich bin so aufgeregt und ängstlich. O, wenn Sie hier wären, wenn ich Ihre beiden

[1] Diesen Namen hatte Lassalle Helene v. Dönniges gegeben.

Hände fassen könnte, mit meinen bittendsten Augen zu Ihnen aufsehen, mit meiner sanftesten Stimme Sie bitten könnte: Papa hilf bitte, bitte hilf! Das arme Töchterchen braucht so die Hilfe und den Rat und den Schutz ihres lieben Vaters! — dann würden Sie helfen, denn dann würden Sie sehen, daß es nur noch möglich ist vorwärts zu gehen — aber nicht mehr zurück. — Ich komme also heute zu Ihnen, als zu meinem Papa, der sein Töchterchen lieb hat und es verzieht, als zu meinem Freund, der mir einst versprach, alles für seine kleine Freundin zu tun — und auch als zum Herrn Rechtsanwalt, der seiner Klientin mit Rat und Tat zur Seite stehen wird. — Ahnen Sie nun, Papa, von wem, von was die Rede ist? Ach ja, — Sie haben Recht! Er hat uns im Leben schon viel zu schaffen gemacht, Ihnen und mir, — aber glauben Sie, mir, — mir doch noch viel mehr! — Aber diesmal ist's Ernst, — und darum will ich Ihnen auch vernünftig und nach der Reihe alles erzählen — damit Sie nicht glauben, Ihr Töchterchen sei diesmal ganz verrückt geworden.

Also zuerst: Der große Roman meines Lebens ist nun zum Schluß gekommen — und Ihr Kind *will* und *wird* in womöglich sehr kurzer Zeit *Frau Lassalle sein.* — Es ist ein furchtbarer Entschluß, — denn ich weiß nur zu gut, was alles daran und darum hängt, — aber jetzt muß es sein, ich will, ich fühle, es soll so sein, Gott will es — es ist vorher bestimmt — und der Mensch entgeht seinem Schicksal nicht!!! Es bleiben mir viele große, riesenhafte Hindernisse zu überwinden, — ich komme über alles fort, — aber *eins* ist schrecklich. *Eins* ist, das mir das Herz bricht, — wozu mir der Mut fast fehlt — — das ist: Das Herz meines armen Freundes Janko zu brechen, einen Jugendtraum zu zerstören, der sein einziges höchstes Glück ausmacht; — aber jetzt, jetzt, wo ich die Notwendigkeit fühle, wo ich sehe, daß in Lassalle und in

keinem andern meine Zukunft und mein Geschick liegt — jetzt muß mir Gott auch die Kraft geben, mein eigenes Herz zu überwinden, schlecht zu sein, — o, so grenzenlos schlecht und grausam; — ich weiß nicht, ob ich Sie bitten kann, mir zu helfen, ihn, Janko, in dieser schweren Zeit aufrecht zu halten, — er hat niemand, der ihn schützt und liebt als mich, — und ich muß ihn verlassen! O, wie er mich verachten wird! und wie er die Sache sieht, muß ich ihm auch verächtlich sein, — denn er weiß nicht und würde nicht verstehen, welche Gewalt, welche dämonische Macht Ferdinand Lassalle über mich hat, — Sie wissen das, Sie werden mich verstehen und mir recht geben, wenn ich Ihnen sage, ich achte und liebe Janko zu sehr, um ihm mit *dem Gefühl,* wie ich es für Lassalle im Herzen habe, zu heiraten; denn spät oder früh hätte ich ihn doch um dieses andern willen verlassen! Und besser zu früh als zu spät, so wenigstens ist er *vor der Welt* nicht lächerlich gemacht, so ist er unglücklich, aber nicht entehrt und Lassalle schwur mir, — und Sie wissen, er ist der Mann seinen Willen durchzusetzen: „Mein müssen Sie sein, entweder jetzt als Engel oder einst als Teufel!" Ich fühle, daß er recht hat, — ich weiß, daß Gott uns beide für einander bestimmt hat, und so habe ich den schweren Entschluß gefaßt, so hat er heute früh meinen Willen erfahren und seit gestern Abend habe ich nun von meinem satanischen Freund und Herrn vier telegraphische Depeschen bekommen und erwarte ihn morgen Abend hier, in diesem kleinen Nest, wo ich mit einer treuen, lieben Freundin bin, die so wie ich und wie er eingesehen hat, daß ich nichts anders tun kann, als mich beugen vor meinem Schicksal und aus Gottes Hand als eine Bestimmung annehmen, das, wogegen ich seit 1½ Jahren so sehr gekämpft habe. Sie sind ja mein Zeuge, daß ich in dieser

Zeit gekämpft habe gegen mein eigenes Herz, und noch mehr gegen meinen Geist, daß ich gern den Willen meiner Eltern getan hätte, — aber Sie wissen auch, daß immer und immer das Interesse für *ihn* durch alles andere durchbrach.

Doch nun hören Sie, wie alles kam: Sie wissen, daß ich hier meiner Gesundheit wegen bin, und der Zufall oder besser die Vorsehung grade will, daß meine Freundin auch ihrer kranken Kinder wegen nach diesem kleinen Ort in der Nähe von Bern gehen muß. Hier sind wir mit noch einer artigen, amerikanischen Familie. — Aber nach einigen Tagen fingen wir doch an, uns ein wenig zu langweilen, und so, als ich von einer Promenade zurückkam, wird mir angezeigt, daß wir den nächsten Morgen, also Montag den 25. abreisen wollen nach Luzern, und von dort auf den Rigi. Sie erinnern sich, lieber Papa, daß Sie mir vor mehreren Wochen schrieben, daß Lassalle wohl eine Molkenkur irgendwo auf dem Rigi brauchen würde. Unser Murray, denn ich bin nur mit Engländern, sagte mir, daß man die Molkenkur nur auf dem Rigi-Scheideck braucht. Ich erzählte also den Damen, daß ich einen Bekannten dort habe und ihn wohl sehen möchte, — bin aber wie immer loyal und erzählte meiner Freundin die ganze Geschichte. In Weggis sagte man uns, wir könnten nicht auf den Scheideck, es sei zu weit, die Wege zu schlecht. *Ob* ich traurig war? — Nun ich brauche Ihnen das nicht zu sagen. So komme ich ziemlich melancholisch nach *Kaltbad* — und — nun, Sie wissen, daß er da ist — also daß ich ihn dort fand! — Soll ich Ihnen seine oder besser unsere Freude und Erstaunen beschreiben? — nein, ich weiß ja selber nichts davon, — aber die andern, die mit uns waren, behaupteten, es sei das Merkwürdigste gewesen, was sie je gesehen hätten. Wir stiegen nach Rigi-

Kulm, und ich brauche Ihnen nicht zu erzählen, daß er mit uns ging. Mme. Arson behauptet, er hätte kaum die Erde mit den Füßen berührt und es sei merkwürdig, daß von mir noch ein Tröpfchen existiert, denn er hätte mich mit den Augen getrunken! — Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, was und wie wir gesprochen! Er sagte mir, sein Entschluß sei noch immer derselbe, er beschwor mich, ihm ein kleines „Ja" zu sagen; — aber ich war stark, so lange ich bei ihm war; — zuletzt war er außer sich und sagte unter vielen anderen Dingen, in dem er meine Hand fest ergriff: „O, könnte ich doch dieser Natur einen Tropfen meines Blutes eingeben, damit sie Leben bekäme und Willen, denn Sie sind gut wie ein Kind, aber auch willenlos wie ein Kind." — Da fühlte ich, als ob sein Wunsch zur Wahrheit würde, ich fühlte, wie wenn von seinem Riesenwillen etwas in meine Seele überging — und ich sagte mir: „Ehe ich Weggis verlasse, soll mein Entschluß gefaßt sein."

In Kaltbad verließen wir uns mit einem „Auf baldiges Wiedersehen!" — Den Weg von dort hinunter bis nach Weggis werde ich nie vergessen, — ich habe schwer gekämpft und viel gelitten, aber Gott hat mir geholfen, und als ich in Weggis vom Pferd stieg und nach ein paar Minuten schon einen Brief von ihm bekam, worin er mich beschwor, nicht über den See zu fahren, weil er für meine Gesundheit bangte (wir hatten schreckliches Wetter), da wußte ich, wo ich meine Zukunft zu suchen habe. Hätten Sie ihn gesehen, mit welcher rührenden Sorge und Sanftmut er für mich und meine Gesundheit in den zwei Tagen gesorgt — gebangt hat, Sie hätten ihren egoistischen Freund kaum wiedererkannt.

Helene von Dönniges an Aurel Holthoff.

[Wabern,] Freitag den 29. Juli [1864].

Gestern wurde ich durch einen Brief meines stürmischen Freundes unterbrochen — und da mir derselbe viel zu denken gab, — so konnte ich nachher nicht mehr die nötige Ruhe finden, vernünftig zu reden. Gott weiß, wie das alles enden soll? Nun werde ich Ihnen den Brief erst schicken, wenn er hier ist, denn ich erwarte ihn heute Abend, spätestens morgen und da habe ich vielleicht noch manches hinzuzufügen. — Doch nun da weiter, wo ich gestern stehen blieb. —

Als ich den Dienstag Abend in Wabern ankam, schrieb ich ihm meinen Entschluß und meine Bedingungen; hören Sie, ob Sie dieselben vernünftig finden. Es ist erstens, daß ich verlange, daß wir und namentlich Lassalle, alles versuchen sollen, um die Eltern zu erweichen, so daß sie ihre Einwilligung geben, und die ganze Geschichte *vernünftig* und *anständig* (meine eigenen Worte) zu Ende kommen kann; erst wenn wir *alles* versucht haben, was in unseren Kräften steht, sie zu erbitten und es gelingt nicht, — eh bien alors, tant pis pour eux. Dann bleibt uns Ägypten noch immer; sein Traum ist nämlich, mich nach Ägypten zu entführen, und er behauptet, Sie seien damit einverstanden.

Nun meine zweite Bedingung: daß, einmal angefangen, die ganze Sache so schnell als möglich gehe — und das aus zwei Gründen; erstens um Janko willen — doch diesen Grund kennt Lassalle nicht — und zweitens, und den gab ich ihm an, weil ich nicht will, daß die ganze Welt von einer Sache spricht, die sie nichts angeht, und die sie doch nur von der schlechten Seite sieht, was mir eine Menge unangenehmer Szenen zuziehen würde, die ebenso gut vermieden werden können und die meine

ohnehin jetzt sehr zarte Gesundheit, meine von diesen Tagen sehr geschwächten Nerven nicht aushalten könnten. Ob er auf diese Bedingungen eingeht? Gott weiß! Ich hatte drei Depeschen bekommen, *bevor* er meinen Brief bekam und gestern die letzte nach Empfang meines Schreibens, eine kurze mit: Brief erhalten! Bravissimo! Komme den 29. Abends spätestens 30. zu Ihnen. Dann sagt er mir noch, er wolle mich nach Genf begleiten, doch darf das keinesfalls geschehen; es wird schwer sein, den Dämon von seinem Willen abzuhalten — aber es muß sein, — und vielleicht habe ich so viel Macht über ihn, auch diesen eisernen Willen zu brechen. Die Gräfin ist in Wildbad, — doch will er, daß ich sie kennen lernen soll und ich glaube. er wird sie, d'un jour à l'autre kommen lassen.

O mein lieber Papa, wenn Sie hier wären! Ich bin so grenzenlos allein, ich habe alle gegen mich und muß doch zum Ziel. — Die Meinen wissen noch gar nichts davon, sie wissen noch nicht einmal, daß ich Lassalle auf dem Rigi gesehen habe. Ich glaube, das beste ist, wir *überrumpeln* sie sozusagen, — das Ganze muß ja ein coup d'état sein. Ach, wenn Sie wüßten, wie schwer es mir wird, so gegen meine ganze Familie, so gegen alles, was ich liebe und ehre aufzutreten. Aber sehen Sie, es geht ja nicht anders. Alles zeigt mir, daß es sein sollte. — Folgen Sie dem Lauf der Dinge: ich spreche gar nicht von allem, was bis vor einem Jahre war, aber von jetzt: Warum mußte ich krank werden, so daß der Arzt eine Luftveränderung anordnet. — Warum muß es gerade so sein, daß ich nicht mit meinen Eltern sondern mit einer Freundin gehe, warum muß dieser der Gedanke einer Tour auf den Rigi kommen und nicht eher in's Berner Oberland, warum muß Lassalle auf dem Kaltbad statt in Scheideck sein, und wir den Weg hinauf nehmen, der

der beschwerlichste ist, statt über Küßnacht oder Gersau hinauf zu gehen? Und warum muß er, der wie er mir sagt, sonst nie zu Haus ist, warum muß er gerade in dem Moment an Sie schreiben wollen wegen des berühmten Einführungsbriefes? Enfin, Sie sehen Papachen wie ich: es sollte sein und wird werden.

Wie nun aber diese Einführung in unser Haus wirklich sein wird — das möge Gott wissen, und was ich tun werde und was er, um zum Ziel zu kommen? O! wenn Sie hier wären, wenn Sie mir mit Rat und ihrer schönen Freundschaft, die kein gestern und kein morgen kennt, zur Seite ständen! aber so — bin ich ganz allein — ganz nur in seiner dämonischen Gewalt. Es tut mir so leid meine Eltern betrüben zu müssen! Aber jetzt heißt es nicht mehr rückwärts sehen, vorwärts muß ich und wenn der Weg nur über zerrissene, blutende Herzen führt. Wenn Sie hier oder doch in der Nähe wären, so könnten Sie mir wenigstens das sagen, wenn Sie nichts weiteres für Ihr armes Kind tun wollen: was man gegen uns tun kann, wie weit ich gehen darf und was wir für uns tun können? — Ich bin 21 Jahre, also glaube ich nach bayrischem Gesetz majorenn, aber weiter weiß ich nichts; — wenn es so weit kommt, daß uns nichts anderes bleibt als eine Entführung — was kann man dann gegen uns tun — und wer wird dann für uns sein, außer der Gräfin?!!! Das alles und noch so viel anderes möchte ich wissen! Doch muß ich Ihnen heute Lebewohl sagen und ich muß ja vor seiner Ankunft den schrecklichen Brief an meinen armen, lieben Janko schreiben. — Gott weiß und ist mein Zeuge, daß ich weit lieber einen solchen Brief empfangen möchte, als gezwungen zu sein, das Leiden zu verursachen, was er in sich schließt. Adieu, mein Freund, für heute, sagen Sie mir bald Antwort, sagen Sie mir, daß Sie Ihr Kind, welches

Sie so sehr lieb hat, auch gern haben, — ich brauche jetzt so sehr Ihre Freundschaft, sagen Sie mir, ob Sie herkommen können und glauben Sie unter allen Umständen an die grenzenlose und treue Freundschaft und Dankbarkeit Ihres Töchterchens.

Um 1½ Uhr: Eben wieder eine Depesche vom Tourbillon, er ist um 6 Uhr heute Abend hier.

Lassalle an Sophie von Hatzfeldt. (Original.)

Bern, Bernerhof 30. Juli [1864].

Gutes, liebes Kind!

Ihren Brief habe ich gestern früh in Weggis noch glücklich attrapiert. Wenn Sie mir so gute Briefe schreiben, wie diesmal, so — nun ich kann nicht sagen, so bin ich Ihnen besser als irgend jemand in der Welt, denn das bin ich immer im tiefen Herzen, auch ohne gute Briefe — aber so bin ich so gerührt, daß das tiefe Herz gegen meine Gewohnheit sich zur Äußerung drängt.

So sitze ich denn also hier in Bern. War gestern Abend bis 12 Uhr auf der Villa von Helenens Freundin und fuhr dann zurück. Die Entfernung ist höchst störend. Noch weiß ich nicht das geringste, was mit mir wird, d. h. mit den nächsten 14 Tagen. Den 15. August aber, von da ab, halte ich mich bereit, Sie an dem von Ihnen zu bestimmenden Ort abzuholen, in Bern oder auch Luzern oder noch weiter Ihnen entgegen, wo Sie wollen. Das habe ich auch Helene gesagt, die es ganz in der Ordnung fand. Ich muß Ihnen übrigens überhaupt bemerken, daß Helene eine sehr große Sympathie für Sie hat, eine der allerwesentlichsten Bedingungen meines Wohlgefallens an ihr. Sie ist darin *ganz* anders als die andern Weiber. Nicht eine Spur von Eifersucht und Neid

in ihr. So fand sie es z. B. — bis ich ihr gesagt, daß Sie selbst krank und einer Kur benötigt seien — ganz schrecklich resp. unerklärlich, daß Sie mich nicht nach Rigi-Kaltbad begleitet hätten, um dort mit mir zu sein. Sie freut sich sehr darauf, Sie kennen zu lernen. Sie würgt nie — innerlich, wie ich bei so vielen Weibern so oft bemerkte, denn ich bin ein ganz guter Merker, wenn ich mir's auch nicht merken lasse — eine résistance interieure hinunter, wenn ich das Gespräch auf Sie bringe, sondern im Gegenteil bringt es selbst gern und voller Teilnahme auf Sie. Kurz, dieses — enfant du diable, wie sie in Genf allgemein genannt wird, hat wirkliche und innere Sympathie für Sie. Ausfluß davon, daß sie überhaupt eine — Natur ist, im Sinne Goethes, trotz aller gesellschaftlichen äußeren feinen Bildung, die sie sich im höchsten Grade angeeignet hat, die aber nie über ihren innern Menschen hat Herr werden können.

Ihr einziger — aber riesengroßer Fehler ist: sie hat keinen — *Willen!* Auch nicht die Spur davon! An sich ist das freilich ein sehr großer Fehler! Würden wir Mann und Frau, wäre es vielleicht keiner, denn ich habe ja doch Willen genug für sie mit, und sie würde sein wie die Flöte in der Hand des Künstlers.

Aber die Vereinigung selbst wird dadurch sehr erschwert werden! Heute freilich ist sie fest entschlossen. Aber wie lange hält dies bei einem willenlosen Wesen Sécoussen gegenüber stand?

Das werde ich ihr auch noch sehr ernsthaft auseinandersetzen, ehe ich anfange, mich äußerlich in das Unternehmen zu engagieren.

Meine Depesche, nach Bern zu adressieren, wird Sie sehr in Verwunderung gesetzt haben, meine letzten Briefe von Kaltbad aber aufgeklärt haben. Hoffentlich haben Sie diese schon! Ihr F. L.

Sophie von Hatzfeldt an Lassalle. (Original.)

Wildbad, 1. August [1864].

Liebes Kind, ich habe gestern abend Ihren Brief aus Bern erhalten, und ich kann Ihnen nur wiederholen, daß Sie nicht nur in Ihrem eigenen Wohl die Sache viel zu sehr übereilen, aber Sie schaden auch durch Ihre Hast dem Gelingen der Sache. Die Eltern mißtrauen Ihnen; ist nun wohl ein solches Drängen nicht geeignet bei Philistern (was die Eltern gewiß sind) und daher die Ehe als eine vernünftig wohl zu überlegende Sache ansehen, gemacht, sie Ihnen geneigter zu machen? Gewiß nicht. Sie müßten im Gegenteil mit großer Ruhe und Vorsicht vorangehen, erst danach trachten, daß man sie an den Gedanken nach und nach gewöhnt, denn, wie Sie sagen, Helene dahin zu bestimmen, wider den entschiedenen Willen ihrer Eltern, ist einmal sehr fraglich, ob es gelingt, alsdann auch nicht zweckmäßig. Sie könnte sich bei ihrem schwachen Charakter doch später darüber unglücklich fühlen, ganz aus ihren Familienrelationen herausgerissen zu sein. Wenigstens war es doch der Mühe wert, es erst auf andere Weise zu versuchen. Sie beurteilen immer die andren zu sehr nach sich selbst. Ist denn Helene auch großjährig? Und ist es denn auch der günstigste Augenblick, um die Sache rasch der Entscheidung zuzujagen, gerade wo jetzt so viele Freiheitsprozesse gegen Sie schweben? War es nicht zehnmal klüger, jetzt nur mit ihr einig zu werden, sich zu begnügen, langsam eine Annäherung an die Eltern zu versuchen und mit dem direkten Antrag zu warten, bis Ihre Prozesse so oder so entschieden? Wenn Sie sich entschließen müßten, für jetzt Deutschland zu verlassen, so wäre das gerade die günstigste Konjunktur für das Gelingen dieses Planes. Ich wünsche nach dem, was Sie

mir sagen, das Gelingen, obgleich ich ganz nur meinen Augen in dieser Beziehung traue, aber ich fürchte, Sie verderben alles durch Ihr Stürmen. Sie haben einmal in Frauensachen keine Vernunft und keine Ruhe.

Ich bin wieder in der fatalsten Lage. Die Person, die ich hier nehmen mußte, kann trotz der heiligsten Versicherungen gar nichts, aber so nichts, daß mir nie ähnliches vorgekommen; sie ruiniert, was sie anrührt, und ich mußte sie sofort wegtun. Helene war nicht einen Tag zu halten, und so bleibe ich allein und habe sofort nach Stuttgart geschrieben, mir eine zu schicken. Ich habe wirklich Unglück in diesem Jahr.

Ich kann nicht sagen, daß die Bäder mir helfen, das glaube ich nicht, aber sie erleichtern mich sichtlich. Also, Sie haben sich entschieden für einen Aufenthalt am Genfer See; aber wo nur ungefähr? Ich habe von einer Pension in Saxon gelesen, im Valais, dicht am See, es muß, wie ich glaube, entweder französisches oder italienisches Ufer sein, oder Chalet Suisse à Cologny oder Clarens usw., nur kann ich nicht Berge steigen. Wo wir uns treffen, hängt ja von dem ab, was Sie jetzt vorhaben und kann noch immer danach bestimmt werden, ich bestehe nicht auf den Genfer See, und jeder andere Ort, der Ihrem Plane förderlicher, ist mir auch recht, nur nicht Genf oder Bern, um da zu bleiben; ich brauche Luft, und dann ist auch ein solcher Gasthof auf die Dauer nicht auszuhalten.

Und dann eines, liebes Kind, kann ich doch nicht ändern, das ist, daß ich auf zwei, drei Tage vorher nach Zürich gehe, nicht länger, aber man erwartet mich schon so lange dort, ich habe es so oft versprochen. Frau Herwegh, Frau Anneke schreiben mir Brandbriefe; wer weiß, wo[hin] ich von Genf aus gesprengt werde, und es liegt mir dann für jeden Fall zurück zu sehr aus dem

Weg, anstatt ich von Basel ein paar Stunden habe, und, gar nicht hingehen, ist doch nicht tunlich (wäre nach der früheren Intimität doch zu ungezogen). Geben Sie mir darin nicht recht, liebes Kind? Wenn ich nun von hier direkt nach Zürich gehe, führt mich dann mein Weg nach dem Genfer See (falls Sie bei dem Projekt des Genfer Sees bleiben) über Bern? In welchem Hotel wohnen Sie dort? Bleiben Sie da? Wohin adressiere ich am besten meine großen Koffer?

Es ist mir gar nicht recht, daß Sie Ihre Molkenkur so ganz aufgegeben, Sie hätten sie doch nötig; können Sie sich nicht entschließen, jetzt, wo es so schön, auf zehn bis zwölf Tage wieder hinzugehen? Es wäre gut.

Nun leben Sie wohl, liebes Kind, die herzlichsten Grüße.

Lassalle an Sophie von Hatzfeldt. (Original.)

Bern, Dienstag, 2. August [1864].

Gute Gräfin!

Ich habe Ihren Brief nach Bern erhalten. Aller Rat würde jetzt zu spät kommen. Es ist alles unwiderruflich abgemacht! Wäre es aber noch Zeit, Rat zu geben, Sie würden mir auch keinen andern geben als den, zu handeln wie ich handle. Dessen bin ich sicher. Wenn Sie in Ihrem Briefe sagen, ich sollte doch bedenken, daß ich soeben erst sterblich in eine andere verliebt war, so entgegne ich, daß erstens „sterblich verliebt" sein bei mir zunächst überhaupt gar kein Begriff ist; zweitens aber, daß noch heute, sinnlich genommen, Minna[1] einen

[1] Minna Lilienthal, die siebzehnjährige, sehr hübsche Tochter eines reichen Berliner Bankiers, bei dem Lassalle durch Hans von Bülow, dessen Schülerin sie war, eingeführt wurde und im Winter 1864 viel verkehrte. Wie die heute noch in Berlin

größeren Reiz für mich hat als Helene, was Ihnen also der beste Beweis sein kann, daß ich eben nicht bloß sinnlicher Neigung folge. Im Gegenteil, Helene paßt als Persönlichkeit so absolut zu mir, wie ich nie eine passende zu finden geglaubt hätte. Unter uns gesagt, ist es eigentlich von dem verschiedenen Glück, das ich hin und wieder habe, das größte Glück, das ich bei dieser Gelegenheit entwickelt habe!

Es ist wirklich ein nicht geringes Glück, in meinem Alter von doch schon 39½ Jahren ein Weib zu finden, so schön, von so ungewöhnlicher, bedeutender, freier und absolut zu mir passender Persönlichkeit, ferner das mich so liebt und endlich, was freilich bei mir eine absolute Notwendigkeit, ganz in meinem Willen aufgeht!

Hier empfangen Sie erstens den Brief, den Helene mir nach dem Rigi schrieb, wo ich Ihnen darauf schrieb, „es wird ernsthaft". Wenn darin der Satz vorkommt, ich solle Ihnen den Brief nicht schicken, so hat sie mir das später erklärt. Sie hatte den Brief noch in der Nacht ihrer Rückkehr vom Rigi, also sehr ermüdet, geschrieben und fürchtete, er sei deshalb gar nicht präsentabel ausgefallen und könne Ihnen eine sehr geringe Meinung von ihr geben. Als ich sie darüber beruhigte und sagte, es sei gar nicht Ihre Weise, solche Schlüsse zu machen, erklärte sie sich von selbst damit einverstanden, daß ich ihn Ihnen schicke, damit Sie sähen, wie alles gekommen sei. Ferner: vorgestern bat Sie mich um die Erlaubnis, Ihnen schreiben zu dürfen, wogegen ich natürlich nicht nur nichts hatte, sondern mich innerlich sehr freute, daß der Gedanke selbständig in ihr entstanden war. Infolgedessen gab sie mir nun gestern den beifolgenden

lebende Dame Gustav Mayer erzählte, hat sie Lassalles Antrag abgelehnt, weil sie nur einem adeligen Manne ihre Hand reichen wollte. (Band IV des „Nachlasses" S. 375.)

Brief an Sie, der Ihnen ihre edle Persönlichkeit und den seltnen Fischzug, den ich an ihr gemacht habe, schon besser malen kann. Sie müssen ihr natürlich antworten und mir den Brief zur Übergabe überschicken, und zwar nach Genf, poste restante, wohin wir morgen beide abreisen. Ich bitte sehr, liebe Gräfin — dies einzige will ich Ihnen ans Herz legen — erhalten Sie mir Helene ihr ganzes Leben hindurch in den unterwürfigen Gesinnungen, in denen sie jetzt ist und von denen mein ganzes Glück — und leicht auch das Ihrige zum Teil — abhängt. Sie allein könnten sie in dieser Hinsicht verderben und auch Sie nur durch das Piedestal, das ich selbst Ihnen bei ihr gegeben habe. Es wäre also siebenfach Unrecht und höchst unklug! Sie werden das also nicht tun und sie vielmehr immer in diesem Verhältnis, das ich sogar das normale nenne, zu erhalten suchen, geschweige denn, sie nicht davon abbringen, auch nicht in indirekter Weise.

Was nun die Eltern in Genf sagen werden — das weiß Gott! Aber sicher ist, daß ich, wie sie, entschlossen sind, durchzugreifen; reiße da, was reißt. Zum 15. August hoffe ich sicher, Sie in Genf zu haben, wo wir dann über alles ausführlich und reiflich sprechen. Ich habe entsetzlich viel mit Ihnen zu überlegen. Viel lieber freilich wäre es mir unter diesen Umständen, Sie kämen ohne Rüstow nach Genf, nach der Stadt selbst, wenn Rüstow auch am Genfer See, in Vevey usw. ist und Sie da zurückerwartet.

Ganz Ihr F. L.

P. S. Helenens Brief an mich muß ich von Ihnen zurückbekommen.

Helene von Dönniges an Sophie von Hatzfeldt.
(Original.)

Wabern, 1. August 1864.

Nachdem ich, liebe und verehrte Frau Gräfin, die Erlaubnis meines *Herrn* und *Gebieters* erbeten und erhalten habe, mich Ihnen schon heute, aber leider nur schriftlich vorzustellen — — komme ich denn zu Ihnen le cœur et la main ouverte, Sie zu bitten, ein klein wenig von der Freundschaft, die Sie ja in so reichem, herrlichem Maße für *Ihn* haben, auf mich, auf sein ihn anbetendes Weib übertragen zu wollen.

O! wie ich dieses Wildbad verwünsche, oder besser, Ihre Krankheit, Frau Gräfin, die Sie zwang dorthin zu gehen — und mir dadurch das Glück raubt, schon jetzt oder doch recht bald, selbst in Körper und Seele, Herz und Geist vor Sie zu treten —, Ihnen meine Liebe und Verehrung zu bringen, und Sie zu bitten, mir helfen und raten zu wollen, um Ihn, meinen schönen, herrlichen Adler, glücklich zu machen. Allerdings werde ich mich Ihnen gegenüber wohl die ersten Male etwas befangen fühlen, denn ich bin eben nichts als ein kleines unbedeutendes Wesen, welches nichts kann, als Ihn lieben und anbeten, und versuchen, Ihn glücklich zu machen, Ihm mit Scherzen und Tändeln wie ein Kind die Wolken von der Stirne fortzulächeln, und das den besten Willen hat, Seine große und herrliche Seele, Seinen riesenhaften Geist zu kennen und zu verstehen — und im Glück wie im Unglück Ihm treu und fest zur Seite zu stehen.

Und sehen Sie, teure Frau Gräfin, dazu, zu alledem und zu noch weit mehr brauche ich Ihre Hilfe, Ihren

Rat und vertraue darauf, denn Sie sind engelsgut und felsenstark und lieben Ihn mit Ihrer schönen festen Freundschaft, wofür ich Ihnen danke aus voller Seele, und Ihnen die Hände küsse.

Nun aber soll ich noch volle vierzehn Tage warten, bis ich Sie sehen und lieben darf, und das wirft einen leisen, hauchgleichen Schatten auf mein hohes, herrliches Glück und läßt mich wünschen, daß diese doch so schönen wunderbaren Tage, die ich jetzt mit Ihm und durch Ihn lebe, Flügel nehmen möchten, ihren ewigen alten Flug schnell und weiter fortzusetzen, und mir dafür die Tage zu senden, schnell zu schicken, wo ich mein Glück in Ihrer Gegenwart mit Ihnen fühlen und genießen darf.

Seien Sie mir nicht zu böse, Frau Gräfin, daß ich die Ursache war, um welche Ferdinand den Rigi und seine Kur verlassen hat, — ich selbst kann eigentlich auch nichts dafür — es mußte so sein, es war unser unausweichbares Schicksal und Gott *wird* machen, daß dieser Abbruch der Kur *meinem Herrn* nicht schadet. Sind Sie nur erst wieder bei uns, nun so wollen wir Ihn en deux schon so hegen und pflegen, daß Er uns nicht den schlechten Streich spielen kann, krank zu werden! — Ich gehe oder besser wir gehen morgen nach Genf zurück und dort, hoff' ich, soll sich alles gut und schnell entscheiden, so daß ich Sie auch mit Glück und Ruhe ersehnen, erwarten kann, so wie ich es mit Liebe und Verehrung tue.

Noch einmal bittet um einen kleinen Platz in Ihrem schönen, edlen Herzen und küßt Ihnen die Hände

ganz die Ihre Helene.

Lassalle an Sophie von Hatzfeldt. (Original.)

Bern, 3. August [1864].

Liebe Gräfin!

Ihr soeben erhaltener Brief, den ich — in einer Stunde reise ich nach Genf — noch Zeit zu beantworten habe, zeigt mir wieder, wie mißlich alle schriftliche Verständigung ist. Sie haben meine Briefe — sind sie wirklich so undeutlich gewesen? — nicht richtig aufgefaßt, daher ein falsches Bild von der Sachlage und daher ist Ihr Brief diesmal ganz ungeschickt!

I. Sie sagen: „Denn, wie Sie sagen, Helene dahin zu bestimmen, wider den entschiedenen Willen ihrer Eltern, ist einmal sehr fraglich" usw. Mon Dieu! Wo hätte ich das gesagt? Ganz im Gegenteil! Helene ist *ganz* dazu entschlossen, hat sich von *selbst* dazu entschlossen, war früher dazu fest entschlossen als ich. Es war ja eben dieser Brief, in dem sie mir — nach Rigi-Kaltbad hin, am Abend des Tages, an dessen Morgen wir uns getrennt — diesen Entschluß mitteilte, infolgedessen ich mich erst entschloß und Ihnen schrieb, „die Sache wird ernst, sehr ernst" usw. Sie können sich ja auch bei meiner ganzen Persönlichkeit denken, daß ich immer mindestens ebenso sehr geheiratet werden als heiraten, d. h. auf eine volle und freie *Initiative* seitens des Mädchens treffen muß, voir Marie und Ulrich von Hutten[1].

Also Helene ist entschlossen, wenn ich will, morgen ihren Eltern wegzulaufen sogar, und wenn ich wollte als Zigeunerin mit mir durch die Lande zu ziehen.

2. Helene ist majeure. Schlimmstenfalls sind wir mit drei actes respectueux unserer Verpflichtung gegen die Eltern quitt.

[1] In Lassalles Drama „Franz von Sickingen".

3. Sie wissen dies der Hauptsache nach schon aus meinem gestrigen Brief an Sie, in welchem ich Ihnen Helenens Rigi-Kaltbad-Brief an mich und ihren hiesigen Brief an Sie schickte.

4. Was Teufel haben denn meine Verurteilungen und Prozesse für bestimmenden Einfluß auf meine Heirat? Meine Heirat kann meinen Entschluß in bezug auf die Verurteilungen bestimmen, aber nie umgekehrt.

5. Die ganze philiströse, ganz erstaunlich langweilige Operationsweise, die Sie mir anraten, kann also gar nicht *gedacht* werden! Es ist kein „Begriff"!

Heut abend sechs Uhr lange ich in Genf an, wo Helene heut um zwei Uhr angelangt ist. Morgen um zwei Uhr mache ich ihren Eltern meinen Besuch. Spätestens nach drei Besuchen, also in drei Tagen, vielleicht aber schon früher, erkläre ich Vater und Mutter meinen Antrag. Geht alles gut, bien! Treffen wir auf Weigerung, so folgt schon zwei Tage darauf der erste acte respectueux Helenens.

Ich hoffe sehr — und glaube es fest — die Eltern werden gleich oder doch nach einigen Angriffen stürmischer Beredsamkeit, die ich auf sie machen werde, einwilligen. Sonst, beim großen Gott, bin ich entschlossen, Kirchen niederzubrennen, ehe ich mich im geringsten beirren lasse.

Für *Eile* ist aber Helene noch mehr als ich. Sie ist noch ungeduldiger!

6. Eine gute Kammerjungfer wird Ihnen Helene, die Sie überhaupt sehr liebt, in Genf schaffen.

7. Daß Sie nötig hätten, nach Zürich zu gehen, wegen des Übelnehmens der Freunde, ist durchaus unwahr. Meine Geschichte ist jedenfalls der beste Vorwand für Sie. Ich kenne keinen, der es Ihnen übelnehmen könnte, nicht nach Zürich zu kommen,

wenn Sie schreiben: Lassalle ist in Nöten und bedarf meiner.

8. Damit ist inzwischen nur gesagt, daß Sie nicht nötig haben, über Zürich zu gehen, noch nicht, daß Sie es gerade absolut nicht dürfen, wenn es Ihnen selbst ein großes Vergnügen ist.

9. Über Plan usw. kann ich ja noch nichts bestimmen unter den jetzigen Umständen. Mein Platz ist zunächst in Genf, wohin Sie jedenfalls auch einige Tage kommen müssen, wenn Sie auch Station am Genfer See (Vevey) nehmen wollen.

Wollen die Eltern nicht, so beginnt Helene mit dem acte respectueux. Wird sie darauf gequält und sehr gequält, so habe ich ihr tout bonnement gesagt, daß sie das Haus verläßt und sich bis zur Hochzeit unter Ihren Schutz stellt. Ich habe es ihr gestern abend erst vorgeschlagen, und sie ist gleich darauf eingegangen.

10. Gehen die Eltern darauf gleich ein, so will ich mit Helene und Madame Arson eine kleine Schweizerreise noch machen, die Sie sehr wohl mitmachen können und mit großem Vergnügen mitmachen würden und ohne Schaden, denn Sie brauchten uns nur in die Täler, nicht auf die Berge zu begleiten.

11. Das alles aber sind Nebensachen. Die Hauptsache ist, daß ich Sie auf vier bis fünf Tage in Genf habe, sobald es Ihnen eben mit Rücksicht auf die Beendigung Ihrer *Kur* nur möglich ist — die Kur vor allem — um mit Ihnen vieles, vieles, vieles zu beraten. Denn nur das Wie, nicht das Was ist noch zweifelhaft. Das möchte ich aber durchaus gern mit Ihnen durchsprechen! Darin *kann* mir niemand raten als Sie, und diesmal, wahrhaftig, brauche ich Rat, der aber nur mündlich gegeben werden kann.

Am liebsten möchte Helene schon im Oktober als

meine Frau mit mir in Berlin einziehen. Und ich möchte es auch. Vielleicht aber wären jetzt andere Entschlüsse indiziert. Kurz, kommen Sie nach Ihrem letzten Bade sofort, ohne über Zürich zu gehen, damit ich mit Ihnen berate. Ihre Kur vor *allem*. Aber wenn Sie irgendeinen andern Zweck als den der Gesundheit und irgendeine andere Rücksicht dem so dringenden, *brennenden* Bedürfnis vorgehen lassen könnten, das ich diesmal empfinde, mit Ihnen so bald als möglich zu beraten, so würde ich Ihnen das diesmal — sérieusement parlé — wirklich auf das erstaunlichste et avec rancune übelnehmen!

Ihr F. L.

Helene von Dönniges an Lassalle. (Original.)

Mittwoch, den 3. August [1864].
Nachmittag 4½ Uhr.

Mein liebes Herz, mein schöner, herrlicher Aar, — noch keine Stunde im elterlichen Haus, kann ich Dir schon neues — aber nur trübes erzählen. Ich kam hier an und fand meine kleine Schwester Margarethe [als] verlobte Braut des Grafen Kayserlingk. — Das Glück und die hohe Freude darüber bei den Meinen ist nicht zu beschreiben. Ach, Ferdinand, es tut mir weh, zu denken, wie verschieden mein Glück auf sie einwirken wird! — Doch ist's mir jetzt ganz gleich in Freud wie in Leid Dein treues, *nur* **Dir** ergebenes Weib.

Diesen Freudenmoment benutzte ich und zeigte Mama Deine Visite an, aber — — nun die arme, arme kleine Frau stellt sich eben meinen schönen Ferdinand auch als Schinderhannes vor — — als ich auf so *ganz bestimmten* Widerstand stieß, und zwar aus dummen Gründen, die zu kleinlich sind, um Dich auch nur zu

berühren, fühlte ich mich gezwungen, zu den großen Mitteln zu greifen; ich sagte ihr also: „Höre, Mama, ich habe mit Dir sehr ernst zu sprechen, — ich sage heute zum ersten Male: *ich will,* und so wahr ich hier vor Dir stehe, sage ich Dir, ich werde meinen Willen durchsetzen." Hier erzählte ich ihr in Kürze unser Wiedersehen und fuhr fort: „Es tut mir unendlich leid, Euch so betrüben zu müssen — denn ich sehe, daß Du außer Dir bist, — aber ich kann nicht anders; seid Ihr vernünftig und willigt ein, nun so werdet Ihr ihn kennen und lieben lernen und alles wird ruhig und glatt abgehen — wo nicht, nun, so tut es mir auch sehr leid, und Gott weiß, was ich dadurch leide, so muß ich mich mit dem Gesetz verteidigen und so zu meinem Recht und meinem Glück gelangen."

Ich schloß meine Rede, während welcher sie mich mit Kindesgüte angehört hatte, und mich nicht einmal unterbrochen hatte, obwohl die Tränen ihr die Augen näßten; ich schloß, sage ich, mit noch einigen Küssen und Liebesversicherungen und sagte ihr noch einmal: „Nur in ihm ist mein Glück, und *das* ist mein Schicksal." —

Sie weinte leise, und verließ mein Zimmer, und ich, das Kind, wurde Deine wirkliche Brunhilde; — ich weinte nicht, ich zitterte auch nicht, ich sah Dein Bild an und bat Dich leise: „Komm mein hoher, mein stolzer und kaiserlicher Aar, gib mir mit Deinem herrlichen Adlerblick Kraft und Stärke!" So bat ich und mein Glaube an Dich hat mir geholfen — ich danke Dir, mein starker Siegfried.

Nach einer kleinen Weile kam die arme Mutter wieder und sagte: sie müsse dem Papa die ganze Sache mitteilen, sonst gäbe es einen furchtbaren Skandal. Ich sagte ihr darauf, das sei das Einzige, was ich verlange

für mein Vertrauen und *Du* wünschtest nicht, daß Papa Dich kennen lerne mit Gedanken für oder *wider,* — kurz, Du möchtest unbefangen ins Haus treten und ebenso beurteilt werden; — — aber hier blieb sie unerbittlich und sagte: „Papa nimmt ihn nie und nimmer an, ich muß zu ihm gehen und ihm sagen, wie die Sachen stehen." Nun fragte ich sie, was hat er denn gegen Lassalle, was kann er gegen ihn sagen — car enfin, seine politische Stellung ist kein genügender Grund, ihn nicht anzunehmen, wenn er ihn besucht." Mama: „Nicht seine politische, aber seine soziale Stellung — die Kassettengeschichte, die Gräfin und so viel anderes." Ich sagte darauf nur, daß ich nichts von ihnen verlange, als Dich anzunehmen und kennen zu lernen; worauf sie zu mir sagte: „Du kannst von Papa nicht verlangen, namentlich in derselben Zeit, wo die eine Tochter mit dem Grafen Kayserlingk verlobt ist, einen Mann in die Familie aufzunehmen, von dem alle Welt so spricht." Ich: „Ihr nehmt ihn nicht in Eure Familie auf, sondern Ihr gebt nur Eure Einwilligung, daß ich aus dieser Familie heraustrete; wenn Ihr es verlangt, nun so will ich, so weh es mir auch tut, und Gott ist mein Zeuge, daß mir fast das Herz dabei bricht, so will ich Euch das Versprechen geben, nie wieder Eure Schwelle zu überschreiten."

Sie antwortete darauf nicht, weinte mehr, und als sie sich etwas beruhigt hatte, hielt sie mir eine kleine strenge Rede, in der sie mir vorwarf, daß ich mich vom Augenblick zu sehr leiten ließe usw. Aber da sie sah, daß ich fest war, so ging sie hinaus mit dem immer noch festen Entschluß, Papa alles zu sagen. Der ist nun jetzt mit meinem Vetter Dr. Arndt auf dem See, und Gott weiß, wie es wird, wenn er zurückkommt. Jedenfalls bleibe ich felsenfest, — Du kommst morgen um 2 Uhr —

vielleicht noch früher, und dann setzen wir schnell und rasch durch; denn ich fühle, daß uns auch in dieser Hinsicht unsere Sterne günstig und zum Glück führen werden. Mama hat übrigens eingesehen, daß die Sache unwiderruflich ist, — und so wird es vielleicht, wenn auch nicht ohne Sturm und Heftigkeit, so doch schnell und dadurch glücklich enden. Wenn sie — meine Eltern — sehen, daß sie nichts gegen uns tun können — nun so weiß ich, daß sie vorziehen, gleich ja zu sagen, und keinen Eklat zu machen. Ist heute Abend noch eine entscheidende Unterredung, so schreibe ich Dir noch morgen früh; hier sind die einzigen Sachen von Papa, die ich auftreiben kann. Es wird Dir lieber sein, als die Gedichte. Ach, Herz, wie ich mich nach Dir sehne.

Der erste Advokat ist hier Amberny — Du wolltest es ja wohl wissen?

Jetzt ist es 6½ Uhr und Du mein Herr und Gott bist nun schon hier? O! Dieser Gedanke gibt mir wieder Stärke und Kraft — denn ich muß die Nähe und Allgewalt meines Herrn und Gebieters fühlen, um nicht zu weichen, um nicht auch andern gegenüber zu sein, wie Dir: *das Kind!* Aber ich fühle Dich und Deine Liebe — und so fürchte ich nichts mehr und bin jetzt und für immer Dein Weib, Dein Kind, Deine Dich anbetende Sache! O! wenn doch die Gräfin hier wäre. —

Sage mir nur auf einem kleinen Zettel, daß Du mich liebst! Denn ich, Ferdinand, ich liebe Dich ja so sehr! —

Es ist geschehen — sie haben gesprochen, — mein Vater hat erklärt: „ich wäre seine Tochter nicht mehr!" und was nun geschieht — Gott weiß; — er will, ich soll sein Haus nicht verlassen, ehe ich Dein Weib bin!

Ich kann . . .

Lassalle war am 3. August spät nachmittags in Genf eingetroffen und in der Pension Bovet abgestiegen. Bald nach seiner Ankunft brachte ihm die Kammerjungfer des Fräulein von Dönniges den vorstehenden Brief.

Lassalle hatte diesen noch nicht zu Ende gelesen, als Helene von Dönniges selbst auf sein Zimmer gestürzt kam. — Es gab eine höchst leidenschaftliche Szene.

Helene von Dönniges warf sich in Verzweiflung auf das Bett Lassalles und rief aus: „Ich bin das unglücklichste Geschöpf auf der Erde. *Hier hast du deine Sache, mach mit mir, was du willst!*" Lassalle ließ sich durch die Aufregung des Mädchens nicht hinreißen; er suchte sie zu beschwichtigen und erinnerte sie an das Versprechen, das er — auf ihr Verlangen — ihr in Wabern gegeben hatte: nicht eher zu den gewaltsamen Mitteln zu greifen, als bis die gütlichen erschöpft seien. „Du könntest es mir später zum Vorwurf machen, wenn ich mich jetzt schon zu einem extremen Schritt entschlösse." Allmählich beruhigte sich Helene von Dönniges etwas, und sie erzählte nun, daß ihre Mutter den Vater nach seiner Rückkehr von allem unterrichtet hätte, worauf dann der Sturm losgebrochen sei. Eltern und Geschwister seien auf sie eingestürmt, und der Vater habe im heftigsten Zorn erklärt, er werde eine Heirat mit Lassalle nie und nimmer dulden; sogar mit Einsperrung habe er ihr gedroht. Schließlich sei sie heimlich aus dem Hause fort und zu ihm geflüchtet.

Während Helene von Dönniges dies erzählte, kam abermals die Kammerjungfer und meldete, das Fräulein werde von ihrer Mutter und Schwester gesucht. Beide Damen seien jetzt bei Madame Rognon, einer Freundin der Familie, und beabsichtigten, wenn sie Helene dort nicht fänden, zu Lassalle in die Pension Bovet zu

kommen. Auf diese Nachricht bot Lassalle Helene von Dönniges seinen Arm, ihr vorstellend, daß es das beste sei, wenn sie sich unter den Schutz der Mutter begäbe. Nach einigem Widerstreben willigte Helene darin ein. Lassalle führte sie nun in das Haus von Madame Rognon, wo er sie der Mutter zurückgab.

Frau von Dönniges überhäufte ihn anfänglich mit Vorwürfen, die er mit der ganzen Würde, die ihm das Bewußtsein seiner ehrenhaften Handlung verlieh, abwehrte. Ihr ungerechter Zorn verwandelte sich in Rührung, als sie den wahren Sachverhalt erfuhr, und schließlich dankte sie Lassalle auf das Lebhafteste. Beim Abschied sagte er ihr noch, daß er dem Herrn von Dönniges am anderen Tage um 2 Uhr seine Aufwartung machen werde, wie er mit Helene verabredet habe.

In dieser Weise hat später Lassalle die Ereignisse in der Pension Bovet seinen beiden Freunden Oberst Wilhelm Rüstow und Oberst Johann Philipp Becker geschildert. Und so hat es auch ein im Nebenzimmer wohnender Amerikaner, der unfreiwillig Ohrenzeuge wurde, den beiden Herren erzählt.

Lassalle an Helene von Dönniges. (Original.)

[Genf,] Donnerstag 2 Uhr, [4. August 1864]
Brief No. 3

Ich habe Dir heute nach 10 Uhr einen Brief geschickt, enthaltend auch noch einen Brief an Deinen Vater und einen an Deine Mutter. Um 1 Uhr war man bei mir und sagte mir, daß man Dir den Brief nicht habe bestellen können, weil Du eingeschlossen seist. Ich gebe Auftrag, es nochmals zu versuchen und ihn im Notfall Deiner Mutter einzuhändigen.

Außer jenem Brief habe ich Dir einen *zweiten* —

der gegenwärtige ist der *dritte* — heute geschrieben, der aber noch unbestellt (er soll zur Kontrolle auf anderem Wege gehen) vor mir liegt und den ich Dir wahrscheinlich auch *später* zukommen lassen werde, als den jetzigen dritten. Denn Brief No. 2 ist länger, wichtiger als der gegenwärtige, durch den ich nur *fühlen* will, ob Dir auf diesem Wege Briefe zugehen und ob er sicher ist. Für jeden Brief mußt Du mir sofort durch Überbringer eine Quittung von Deiner *Hand* zu schicken suchen, sonst nehme ich stets an, daß der Brief unterschlagen ist.

Unbegreiflich, daß Du mir noch nicht die Kammerjungfer geschickt hast, daß auch die Dir defaut macht. Was fürchtet sie? Wenn Dein Vater sie fortjagt, werden wir sie zu uns nehmen und reich zu entschädigen wissen.

Meine Liebe wächst *stündlich!* Ich lebe nicht, es ist ein fortgesetztes Sterben, bloß durch die konvulsivische Gewißheit erträglich, daß ich Dich erringen werde. Zwingt mich Dein Vater zu einem Kampf auf Leben und Tod, nun wohl, es wird nicht meine Schuld sein, was da eintritt.

Baue auf mich, meine *Geduld* meinen *Willen;* **Glaube nichts** was man Dir sagen wird, auch nicht das, wovon man Dich scheinbar *überzeugt!* Dein F. L.

Diesen Brief von Ferdinand Lassalle, der nicht bestellbar war, habe ich erst heute, den 8. März 1886, eröffnet. Joh. Ph. Becker.

Lassalle an Sophie von Hatzfeldt. (Original.)

Genf, 4. August [1864]
Pension Bovet, aux Pacquis rue Pacquis No. 27.

Ich kann nicht anders, obgleich ich seit vierundzwanzig Stunden dagegen ankämpfe, aber ich muß mich

ausweinen an der Brust meines besten und einzigen Freundes: ich bin so unglücklich, daß ich weine, seit fünfzehn Jahren zum erstenmal! Was mich dabei noch mehr zermartert, ist das Verbrechen meiner Dummheit! Wie konnte ich so beschränkt sein, auf Helenes Wunsch einzugehen, sie ihren Eltern zurückzuliefern und loyal um sie zu werben. Ich hätte den Besitzstand benützen und sofort mit ihr entfliehen sollen! Jetzt ist das Unglück da! Sie ist unter vollständiger Sequestration und furchtbarster Mißhandlung! Ich weiß noch nicht, wie ich mich ihrer bemächtigen werde, ob durch List, durch Gewalt. Alles ist mir gleich. Ich würde jedes Verbrechen ohne Zaudern begehen, das zum Ziele führt. Sie wissen nicht, was sie leidet, das edle Geschöpf! Ich fühle mich so steinunglücklich, daß ich mich autorisiert fühle, Sie zu bitten, bloß zu meinem Trost sofort herzukommen. Sie sind ja doch der Einzige, der weiß, was es heißt, wenn ich Eiserner mich unter Tränen winde wie ein Wurm! Ob Sie mir werden helfen können, weiß ich nicht. Aber trösten, etwas beruhigen. Ich weiß zwar nicht einmal, ob Sie mich noch hier finden, und wenn Sie im Momente des Empfangs dieses Briefes abreisten. Denn alle Tage kann das Bild wechseln, d. h. Helene von ihrem Vater, wozu er Lust hat, irgendwohin fortgeschickt werden. Aber das ist doch nur eine sehr entfernte Möglichkeit. Träte sie ein, so reise ich dann natürlich sofort ihr nach, aber im selben Augenblick telegraphiere ich Ihnen dann nicht nur nach Wildbad, sondern Telegraphenbureau restante auch nach Basel und Bern, und lege hier noch in Genf poste restante einen Brief für Sie nieder, der Ihnen besagt, was aus mir geworden.

Gehen Sie nicht über Zürich. Rüstow finden Sie ohnehin nicht. Denn ich habe ihm heut einen Brief

geschrieben, auf den er sicher übermorgen hier eintrifft. Wohin bin ich gekommen! Ich, der allgemeine Rater und Helfer bin rat- und hilflos und brauche andere! Meine Dummheit richtet mich hin! Der Gewissensbiß frißt mich auf! Aber wenn ich mein Verbrechen nicht wieder gut mache, koste es was es wolle und um jeden Preis, so will ich mein Haupt scheren und Mönch werden.

Ach, Gräfin! Warum sind Sie nicht hier.

F. L.

P. S. Kommen Sie noch nicht. Alle Minute kann sich der Schauplatz ändern. Halten Sie sich nur bereit, auf die erste telegraphische Depesche an den Ort, den ich Ihnen bezeichne, zu kommen. —

Wenn ich diese Sache nicht durchsetze — und ich zweifle sehr daran, so bin ich für immer gebrochen und fertig mit allem. Noch viel mehr vielleicht als des Mädchens Verlust zerbricht mich meine Gimpelei. Wenn ich sie nicht durch Sieg ausgleichen kann, verachte ich mich selbst für immer auf das schnödeste.

Lassalle an Wilhelm Rüstow. (Original.)

Genf, 4. August [1864].

Pension Bovet
aux Pacquis rue Pacquis No. 27

Rüstow!

Wenn Du je einen *Funken* Freundschaft für mich gefühlt hast, so setze Dich *augenblicklich* auf, ohne auch nur den nächsten Zug zu versäumen und eile hierher zu mir nach Genf! Es handelt sich um einen rein persönlichen Dienst, aber *um Leben und Tod.* Zum ersten Mal

in meinem Leben brauche ich, der ich so vielen geholfen, Andere. Möge nicht der Erste, an den ich mich wende, mir den Rücken kehren! Rücken kehren — das heißt hier auch nur der kleinste Aufschub! Sage auch Frau Emma (Herwegh), daß sie sich *bereit* hält, im Augenblick, wo sie eine telegraphische Depesche empfängt, hierher abzureisen. *Sehr* möglich, daß wir sie brauchen!

In fliegender Eile.

Dein F. Lassalle.

Wilhelm Rüstow an Lassalle. (Depesche Original.)

Zürich, 5. August 1864.

Reçu six heures, pars huit heures. Demain midi à Genève. Rüstow.

Lassalle an Aurel Holthoff.

Genf, 4. August 1864.
Pension Bovet, aux Pacquis
rue aux Pacquis No. 27.

Teurer Freund!

Warum habe ich Ihnen nicht gefolgt und Helenen entführt, ohne daß zuvor irgend eine Kunde von meiner Anwesenheit zu den Eltern gedrungen war! Es wäre mir das in Bern so kinderleicht gewesen! Aber Helene bat, zuerst alle Wege der Güte und Loyalität zu versuchen, ehe man zu den äußersten Mitteln griffe. Meiner eigenen schwachen Seite, der Loyalität entsprach das auch und so gab ich nach! Jetzt habe ich die Belohnung! Gestern Abend hier angekommen, fand ich schon alles in Aufruhr. Helene, die einige Stunden vor mir angekommen war, hatte alles mitgeteilt und des Vaters Empörung war

grenzenlos. Er brachte auch die Mutter, die schon nachgab, wieder hiervon zurück. Von dem indignen Benehmen gegen mich — den Vater habe ich noch gar nicht gesehen; er schickte mir nur zwei Verwandte mit lächerlichen Drohungen; die Mutter sprach ich einige Momente an einem dritten Ort, wo sie war — will ich gar nicht reden. Aber das Benehmen gegen Helene ist empörend! Sie ist eingeschlossen, niemand, keine Freundin wird zu ihr in's Zimmer gelassen, sie ist völlig *sequestriert und leidet unendliches.* Ihre Entschlossenheit ist der meinen gleich. Ich bin *entschlossen,* mag es gehen, wie es will, vor *nichts* zurückzuweichen. Das größte Unglück kann und wird vielleicht entstehen, denn mein Entschluß kennt keine Grenzen.

Der Einzige, der namenlose Folgen abwenden und alles vielleicht noch im Guten beilegen kann, sind Sie. Wollen Sie für mich, für Helene *kommen?* Telegraphische Antwort im Falle der Annahme unserer Bitte!

In einem halb sinnlosen Zustand

Ihr F. Lassalle.

Lassalle an Aurel Holthoff.

[Genf, 5. August 1864.]

Lieber und teurer Freund!

Mühsam gewinne ich die notdürftigste Selbstbeherrschung, um Ihnen einen etwas klareren Bericht zu geben, als mein Schreiben von gestern enthalten haben wird. Meine Stimmung Ihnen zu beschreiben ist *unmöglich!* Ich habe fast während zwei Tagen jeden freien Augenblick benutzt, um — ich schäme mich nicht, es zu sagen, aber es ist entsetzlich — um zu weinen! Was meinen Schmerz geradezu bis zum Wahnsinn steigert, ist der

Stachel des Vorwurfs, den ich mir jeden Moment — ich kann es nicht lassen — mit einer satanischen Grausamkeit in die Flanke drückel Ich bin mir an allem selbst Schuld. Denn ich hatte acht Tage lang den Vogel in meinen Händen. Ich hätte sie nach Italien entführen können und sie wäre heut bereits mein angetrautes Weib! Aber sie hatte mir — ich werde Ihnen ihren nach Rigi-Kaltbad geschriebenen Brief zeigen — so rührend und anständig geschrieben, wir möchten doch mit den anständigen Mitteln beginnen und nur erst, wenn diese fehl schlügen, zu anderen Wegen übergehen! Sie hatte mir dies sogar als *Bedingung* gestellt. Als ich nun nach Bern kam, machte ich allerdings Gegenvorstellungen, erinnerte an Ihren Rat. Aber sie war so guten Mutes, stellte sich die Sache so leicht vor, war so sicher, wenn auch mit einiger Querel, die Zustimmung auf dem bürgerlich-anständigen Wege zu erlangen, daß ich es nicht über mich gewinnen konnte, sie quasi mit Gewalt zu überreden. Tu dieu! Wenn ich absolut darauf bestanden hätte — hier beißen wieder alle Laokoons Schlangen in meine Eingeweide — sie wäre mir, das unterliegt auch nicht dem entferntesten Zweifel, *sofort* nach Italien gefolgt. Aber teils war *sie so* fest von dem glücklichen Ausgang des Weges zur Güte überzeugt, daß ich ihr mindestens den Selbstvorwurf ersparen wollte, sich später falls sie durch Entführung meine Frau wurde, zu sagen: es wäre auch *anders* gegangen. Teils wußte ich eben deshalb nicht recht, was antworten, wenn sie mir sagte: „Wir fangen ja nur auf diesem Wege an. Wir hören ja damit nicht auf. Mißlingt der Versuch, gut, so greifen wir zu den andern Mitteln." Teils endlich, um die ganze Wahrheit zu gestehen, *wußte* ich vor unserer jetzigen Trennung noch gar nicht, wie sehr ich Helenen liebte! Seit vorgestern Nacht erst weiß

ich es! Bis dahin erfreute ich mich weit mehr des leicht gewonnenen Glückes, *ließ* mich mehr mit Wohlgefallen und Befriedigung heiraten, als daß ich auch nur eine *Ahnung* gehabt hätte, wie *innerlich* diese Liebe mir geworden war. *Erst* mit der Trennung ist mir dies wie durch eine *Offenbarung* klar geworden und kein Löwe hat sich jemals so mit eigenem Schweif die Flanken zerpeitscht, wie ich in wahnsinnigem Selbstvorwurf mich zergeißle!

O, warum habe ich nicht besser auf Ihre Worte geachtet. Helene wollte der Geschichte, die ich ihr erzählte, gar keine Wichtigkeit beilegen, nahm's oben hin und schloß immer: après tout, das andere, zu dem ich dann freilich *felsenfest* entschlossen bin, bleibt uns ja immer.

Genug, jetzt ist die Lage so: Ich habe den Vater (den Helene durch vorzeitiges Geständnis — das Nähere mündlich — an die Mutter benachrichtigt hatte) nicht mal sprechen können. Helene ist unter vollständiger Sequestration, so daß ich schon im Begriff war, hiergegen den Tribunalspräsidenten anrufen lassen zu wollen, als ich auch in dieser Demarche durch die Nachricht gelähmt wurde: sie sei gestern früh schnell und heimlich von hier fortgebracht (wie es hieß nach *Culm*, zu einem Schwager — wie ist sein Name? — wenigstens erzählte sie mir vorgestern in dem *Augenblick*, wo ich sie bei meiner Ankunft sah, noch selbst von diesem Plane ihres Vaters).

Gestern Abend schickte ihr Vater zwei Verwandte zu mir und ließ mir sagen: Helene sei *fort*. Das kann eben so gut sein, um mich zu täuschen. Verschiedene Nachrichten, die ich eingezogen, bestätigen es aber. Verschiedene andere aber widersprechen *bestimmt*. Obgleich ich das ganze Haus mit Spähern umstellt habe, habe ich noch keine Gewißheit und weiß nicht, was

glauben! *Nicht ein Brief* von mir konnte hineindringen, nicht ein Brief von ihr hinaus — seit dem letzten, im ersten Augenblick meiner Ankunft von ihr erhaltenen. Der Vater scheint seine Leute mit eiserner Zuchtrute zu beherrschen. Er wendet gegen mich die ganze Kraft vollster Rücksichtslosigkeit an, während ich der Dummkopf war, eine Großmuts- und bürgerliche Anstandskomödie mit ihm zu spielen! Daher sein entschiedener Sieg und mein verdientes Unglück.

In dieser Lage bin ich. Es kann vielleicht noch Tage dauern, bis ich mit Gewißheit erfahre, ob sie fort ist. *Wohin sie* in letzterem Fall gebracht ist, kann ich hier gar nicht, sondern *nur durch Sie* erfahren.

So stehen die Dinge vorläufig! Was ich zu allem anderen noch fürchte, ist, daß es mit der Zeit gelingt, ihren Willen zu beugen. Sie ist schwach, energisch im Moment, aber nicht ausdauernd. Ihr letzter Brief an mich — nach dem großen éclat mit ihrem Vater — ist zwar noch felsenfest und das Rührendste, was es geben kann, (Sie sollen ihn in Berlin lesen) aber ich *fürchte* das haftet nicht lange, wenn sie gar nichts von mir hört.

Was nun?

Ich weiß es nicht. Nur das eine weiß ich; Ich *muß* Helene haben. Arbeiterverein, Politik, Wissenschaft, Gefängnis, alles ist mir absolut verblaßt in meinem Innern bei dem Gedanken, Helenen wieder zu erobern.

Wissen Sie ein Mittel? Können Sie gut machen, was ein Dummkopf verdorben hat? *Wenn* Sie irgend etwas für mich tun können, Holthoff, so werde ich Ihnen auf meinen Knien danken! Und bedenken Sie, Sie stehen von Gott und Rechts wegen jetzt notwendig *ganz* und *ungeteilt* auf meiner Seite. Ich fechte für ein Weib, das mich *rasend* liebt und das ich jetzt noch rasender liebe, als ich sogar von ihr geliebt werde. Ich *muß* sie haben,

gleichviel was und wieviel, welche Opfer und welche Zeit ich daran setzen sollte! Ich würde sie durch Verbrechen erkaufen! Alles tritt mir verblassend vor ihr zurück.

Ich bin namenlos unglücklich, lieber Holthoff! Wenn ein so starkes Herz, wie das meinige, die Selbstbeherrschung verliert, dann ist es dreifach namenlos elend! Ich weine die ganze Zeit, in der ich dies schreibe. Ich habe unter den entsetzlichen Vorwürfen über meine Loyalitätspinselei auch allen Glauben an mich selbst, allen Stolz verloren und ich breche zusammen, wie ein morsches Brett.

Ich bitte Sie, schreiben Sie mir gleich: 1. was Sie für mich tun wollen um doch noch des Vaters Einwilligung zu erlangen, 2. was, um auf anderem Wege mir zu helfen, 3. *wo sie ist.*

Wenn ich sie doch nur noch einmal auf 2 Stunden in meinen Armen hätte, im Nu wäre ich mit ihr in Caprera, wo mich Garibaldis Geistlicher sofort, auch ohne Papiere, mit ihr traute und alles wäre aus.

Ich Dummkopf!

Schreiben Sie mir also — ja wohin? Ich weiß gar nicht, wohin mich die nächste Nachricht reisen macht! Gut, schreiben Sie nach *Basel* poste restante. Denn vielleicht gehe ich zum 15. August nach Karlsruhe — alles aus einem mit Helene zusammenhängenden Plane, denn anderes denke ich gar nicht — und nehme den Brief in Basel mit, oder lasse mir ihn von dort schicken.

Adieu, Holthoff! Ich bin *sehr, sehr* unglücklich, was noch *nie* jemand von mir gehört hat. Haben Sie Mitleid!

Ihr F. L.

Vielleicht, wenn Sie ihren Aufenthalt erfahren und ihr schreiben, könnten Sie ihr diesen Brief beilegen, damit sie weiß, wie's mir um's Herz ist.

SEMINÁŘ ... KNIHOVNA ... oddělení

Lassalle an Aurel Holthoff.

Freitag Nacht 10 Uhr [Genf, 5. August 1864].

Teurer Freund!

Mein einziger Trost ist, Ihnen zu schreiben! Sie sind der Einzige, von dem ich noch Hilfe erwarte.

Von der Verwüstung, die in mir vorgegangen ist, kann ich Ihnen keine Vorstellung geben! Wer mir noch vor drei Tagen gesagt hätte, daß ich Helenen so liebe, wie ich es tue, wie ich es jetzt fühle, dem würde ich in's Gesicht gelacht haben! Sie ist mein einziger, einziger Gedanke! Um sie zu weinen, die einzige Wollust und Erleichterung, die ich habe.

Obgleich fremd hier, habe ich ihr Haus mit fünffacher Wache, Tag und Nacht, umgeben. Die heutigen Berichte lauten einstimmig, sie *sei noch da,* noch nicht verreist, ein Hoffnungsfunken! Aber bloß ein Funken!

Während Herr von D[önniges] mich — wie lächerlich — mit Ausweisung bedrohen ließ, habe ich heut im Gegenteil die Polizei in Bewegung zu setzen gewußt, um sicher zu erfahren, ob Helene noch da ist oder nicht. Ein hochgestellter Staatsbeamter — es ist hier eine radikale Regierung — hat mir bis *morgen* Auskunft versprochen.

Wer weiß, ob sie zuverlässig ist. Ist sie es, so wende ich mich an einen Advokaten und durch diesen an den Tribunalspräsidenten, um der Sequestration ein Ende zu machen!

Wer es unternehmen wollte, meine Leiden zu beschreiben, oder sich auch nur vorzustellen, wäre ein Narr! Ich erkenne mich selbst nicht mehr! Nie hat die Leidenschaft so sehr meine Vernunft besiegt! Manchmal kommt mir die Lust, Herrn von D[önniges] zu töten. Oder mit gewaffneter Hand das Landhaus zu überfallen.

Meine Vernunft hohnlacht dann freilich noch über den empörenden Zustand meiner Phantasie. Aber ein solches Dasein ist doch schrecklich.

Ist Helene nur noch da, so ist alles gut. Ich reise dann ab. Ihre Clausur hat dann ein Ende. Und ich lasse sie dann von anderen entführen bis zum Reunionsort.

Aber, ist sie noch da?

Können Sie mir gar nicht helfen, Freund, teurer Freund! Können Sie nicht herfliegen? Sagen Sie Herrn von D[önniges], daß es gefährlich ist, mich aufs alleräußerste zu bringen. Wenn ich *etwas* bin, so bin ich ganz gewiß ein ennemi terrible! Mein Leben werde ich daran setzen, und lachend, um dies Weib wieder zu gewinnen, das ich in fabelhaftem Leichtsinn verloren habe!

Wenn Sie noch einen einzigen sicheren Weg der Hilfe wissen, so ist mein ganzes Leben nur ein schwacher, schwacher Zoll des Dankes für Sie! Sie können es mir dann nach Belieben auf Eins, Zwei, Drei abkommandieren. Ihr F. L.

Brieflich werden Sie wohl beim Vater nichts tun können; *mündlich* vielleicht! Ist es Ihnen *möglich* zu kommen? Ich müßte dann jedenfalls telegraphisch benachrichtigt werden und zwar *doppelt;* einmal hierher, Genf, Pension Bovet, und dann nach Basel, Telegraphenbüreau restante.

Sonnabend früh! Was mich so rasend macht, ist die Complikation der Umstände. Wäre ich frei wie sonst, so würde ich bei der absoluten Entschlossenheit, die ich in mir fühle, auch *sicher* darauf rechnen, mich ihrer zu bemächtigen und wenn sie der Vater im Monde verbärge. Aber diese nichtswürdigen sechs Monate[1], die

[1] Lassalle war in Düsseldorf wegen Preßvergehens zu sechs Monate Gefängnis verurteilt worden.

mich kampfunfähig für diese Zeit machen. Und sehr lange hält, ich fürchte, fürchte, Helenens Charakter auf sie geübten Druck nicht aus! Und wenn selbst, ihre Leiden! Doktor, ich bin in einer Verzweiflung, von der Sie auch nicht einmal eine Vorstellung haben! Ich höre den ganzen Tag vor mir den süßen und zitternden Ton, mit welchem Helene das letzte Wort sprach! Wenn sie nur irgendwie einen *möglichen,* wenn auch noch so ungewissen Weg der Hilfe wissen, so ergreifen sie ihn. Wenn es, und es wäre mit den größten Opfern, *denkbar* ist, daß Sie Berlin verlassen, so tun Sie es *sofort!* — Absolutes Stillschweigen gegen alle brauche ich Ihnen nicht erst anzuempfehlen. Ihr F. L.

Sophie von Hatzfeldt an Lassalle. (Original.)

Wildbad, 5. August [1864].

Gestern abend erhielt ich Ihren Brief, vor der Abreise nach Genf geschrieben, mit dem Ihrer Braut. Sie haben ganz recht, das Gefühl, welches ihr eingab, mir gleich zu schreiben, war ein sehr gutes und richtiges, das ich ganz richtig zu würdigen verstehe, und der Brief selbst ist ein sehr lieber, der allerdings die beste Zuversicht für Ihr künftiges Glück gibt. Ich habe so lange in schlimmen Jahren in Kampf und Gefahren treulich zu Ihnen gestanden — wie Sie mir gewiß das Zeugnis zugestehen werden, daß ich nie dem Appell gefehlt habe — daß ich nicht erst Ihnen zu sagen brauche, wie ich im selben Grade mich tief innig freue, Sie glücklich zu wissen und meine herzlichsten Glückwünsche Sie stets begleiten werden, so lange ich lebe. Wenn ich Ihrer Braut nicht heute abend gleich, wie es mich drängt, schreibe, so ist es nur, weil ich rasend abgearbeitet bin von zwar [von] den erbärmlichsten Kleinigkeiten (da

ich noch immer keine Kammerjungfer habe), die aber doch gemacht sein wollen, und die Kur greift mich auch sehr an, und ich will ihr wenigstens zum erstenmal ziemlich anständig und à tête reposée schreiben, was bei Ihnen nicht nötig. Aber in aller Welt, wo nehmen Sie denn den Gedanken und die Furcht her, ich könnte mich wollen in Ihre Ehe einmischen, Ihre Frau influenzieren? Wie habe ich Ihnen denn dazu Gelegenheit gegeben? Wie können Sie so gering von, ich spreche nicht vom Herzen, aber von meinem Verstand denken? Nichts liegt mir ferner als dieser Gedanke, und es wird auch gewiß so bleiben. Und dann woher nehmen Sie denn aus meinen Briefen, daß ich Ihnen abgeraten, versucht Sie abzuhalten, „wozu es jetzt zu spät sei". Ich habe nicht abgeraten, wie könnte ich das? Ich kenne Ihre Braut gar nicht, habe also gar keine Ursache dazu, ich habe nur in der Art und Weise etwas Ruhe und Überlegung geraten, was mir in den beiderseitigen Verhältnissen zu liegen schien, worüber ich eine irrige, aber gewiß herzlich gemeinte Ansicht hätte. Ich werde also, wie Sie es wünschen, nach Genf kommen, Sie meinten zwar, ich würde nicht vor dem 18. hier abreisen, so lange wird es aber nicht, ich werde schon am 18. vielleicht schon früher am 16. in Genf sein, auch wenn ich nach Zürich gehe. Ich muß auf zwei Tage hin, ich weiß, ich komme später nicht mehr hin, und ich habe so entsetzlich wenig mir nur äußerlich befreundete Menschen, daß ich diese wenigen doch nicht so absolut ungezogen zurückstoßen muß. Sie erwarten mich erst am 18. abzureisen, und ich werde früher schon da sein, also können Sie dagegen doch gewiß nichts haben.

... Nun das wird sich ja alles zur Zeit finden. Nun leben Sie wohl, liebes Kind, ich erwarte mit großer Spannung einen Brief aus Genf, wer weiß, ob mich noch

einer hier erreicht, denn die Briefe gehen unbegreiflich und unverschämt lange hierher, sogar manchmal laufen sie, Gott weiß warum, über Stuttgart.

Ich bitte Sie daher, gleich auch einen Brief nach Basel, Hotel Drei Könige, Hotel restante, zu schicken, worin Sie mir auch sagen, wohin in Genf ich meine Koffer adressieren kann, welches Hotel? Ich schicke die Koffer von hier nach Basel und von dort will ich sie als Frachtgut direkt nach Genf schicken, während ich zwei Tage nach Zürich gehe. Nun nochmals Lebewohl und auf baldiges Wiedersehen. Die herzlichsten Grüße für Sie und Ihre Braut ganz vorzüglich.

Sophie von Hatzfeldt an Lassalle. (Original.)

Wildbad, 5. August abends [1864].

Ich weiß nicht, woher es kommt, daß Sie immer gleich gereizt gegen mich sind, und nur dadurch, also aus einer Ursache, die ich nicht weiß, kann der gereizte Brief kommen vom 3., den ich heute 5. erhalte. Meine Antwort ist:

1. Daß es mir nicht eingefallen ist, wie Sie mir gestern und heute vorhalten, Ihnen in der Sache abzuraten. Ich habe ruhigere und vorsichtigere Art der Verfolgung des Zweckes angeraten, sogar gar nichts anderes angeraten, als aus dem ersten Brief Ihrer Braut selbst, den Sie mir geschickt, hervorgeht. Denn sie sagt, Sie wollten erst alles versuchen, um auf gütliche ruhige Weise die Einwilligung der Eltern zu erlangen. Dies schien mir auch besser und nicht im Sturmschritt zu erreichen. Aber wenn dies doch möglich, desto besser, oder wenn sich die Ansichten Ihrer Braut hierüber geändert, so kann ich dies hier doch nicht erraten.

2. Zweitens konnte ich ebensowenig raten, daß Helene großjährig. Sie haben mir freilich nicht geschrieben, daß Helene entschlossen sei, nicht gegen den Willen der Eltern zu heiraten. Sie schrieben mir aber, Sie fürchteten ihren unentschlossenen Charakter und daß ich Ihre *späteren* Mitteilungen für meinen *früher* geschriebenen Brief nicht raten konnte, ist doch auch nicht so *ganz ungeschickt.*

3. Ist mir nicht eingefallen zu sagen, daß Sie Ihren Heiratsentschluß nach den Verurteilungen richten sollten. Sie scheinen nicht recht Zeit zu haben, meine Briefe zu lesen, was ich ziemlich natürlich finde. Sonst würden Sie wissen, daß ich für vernünftig und passend hielt, bevor die Zeit, der Tag der Heirat bestimmt würde, Sie einen Entschluß über Ihr Verfahren diesen Verurteilungen gegenüber gefaßt hätten. Ich meinte, daß es für Sie wie für Helene nicht zu empfehlen, es darauf ankommen zu lassen, wenn Sie jetzt gleich heiraten und zusammen nach Berlin gehen, unter dem Damoklesschwert einer plötzlichen Verhaftung zu stehen. Wenn ich mich darin geirrt, wenn meine Furcht auch wirklich grundlos, so war der Rat doch aus bestem Herzen gemeint, und ich kann auch noch nicht finden, daß er so ganz verrückt sei.

Ich wiederhole hier nochmals ausdrücklich, daß, sollte ich mich wirklich so ungeschickt ausgedrückt haben, was ich zwar nicht glaube, es nie meine Absicht gewesen, Ihnen irgendwie abzuraten, wie Sie immer wiederholen, oder in meinen Gedanken gelegen hat, irgend etwas in den Weg zu legen. Durch diese Redeweise und vorgefaßte Meinung benehmen Sie mir alle nötige Unbefangenheit, um auch da, wo Sie ihn verlangen, meinen Rat auszusprechen.

In diesen letzten Tagen muß sich also, Ihrem Brief

gemäß, die Haltung der Eltern entschieden haben. Die Briefe gehen so langsam, meiner über drei Tage, und so unregelmäßig hierher, daß ich auf keine Antwort auf diesen mehr hier rechnen kann. Ich wiederhole also mein Ersuchen von gestern, mir sofort nach Basel, Hotel Drei Könige, zu antworten, wo ich Sie in Genf treffe und wohin ich dort meine Koffer von Basel schicken kann. Ich rechne sicher darauf, den Brief in Basel zu finden. Nun leben Sie wohl, liebes Kind, herzlichste Grüße an beide und sans rancune wegen Ihrer Ungerechtigkeit.

Am 6. August langte Oberst Rüstow in Genf an und wurde durch Lassalle vom bisher Vorgefallenen verständigt. Darüber, wie über die Ereignisse der nächsten Tage liegt folgender Bericht von Oberst Rüstow vor:

„Am Tage nach dem Vorfall in der Pension Bovet erhielt Lassalle den Besuch zweier Verwandter des Herrn von Dönniges: Graf Kayserlingk, sein künftiger Schwiegersohn, und sein Neffe Dr. Arndt. Dieser führte das Wort. Im Namen des Herrn von Dönniges forderte er Lassalle auf, Genf zu verlassen, Helene völlig aufzugeben, ja nicht einmal mehr an sie zu denken. Er ließ es dabei an Drohungen nicht fehlen, indem er den diplomatischen Charakter des Herrn von Dönniges und die daraus fließende Macht betonte. Lassalle wies diese Drohung gebührend zurück. Er hatte übrigens noch am Mittwoch einen Brief an Herrn von Dönniges geschrieben, in dem er ihn um eine Unterredung bat. Am Donnerstag oder Freitag sandte er einen zweiten Brief. Auf beide hat er keine Antwort erhalten.

Am Donnerstag Abend (4. August) erschienen Graf Kayserlingk und Dr. Arndt zum zweiten Male bei Lassalle. Diesmal kamen sie, wie Dr. Arndt sagte, im

Auftrage von Helene von Dönniges. Diese, so lautete die Bestellung, sage sich vollkommen von Lassalle los; sie habe Genf bereits verlassen, und unterwerfe sich reuig ihrem Vater. Zur Beglaubigung zeigte Dr. Arndt einen von ihr eigenhändig geschriebenen Zettel vor, der also lautete:

„Die Instruktion meines Vetters (Arndt's) ist vollständig der Wahrheit gemäß. Das Kind."

Lassalle erwiderte dem Dr. Arndt, er könne an eine solche Sinnesänderung binnen *einem Tage* unmöglich glauben; seine Braut habe diesen Zettel offenbar unter äußerem Zwang geschrieben; das erhelle schon aus der ihm gegenüber so völlig unpassenden Form der Erklärung, und in der Unterschrift: „Das Kind" erblicke er einen direkten Wink, daß die Schreiberin nicht mit dem Geschriebenen einverstanden sei, nicht aus eignem Antrieb gehandelt habe.

Als Graf Kayserlingk und Dr. Arndt sich von Lassalle verabschiedeten, bemerkte dieser:

„Glauben Sie nicht etwa, daß wir ohne Gefühl sind. Aber Sie werden begreifen, daß wir in unserer Stellung uns freuen müssen, daß Helene verhindert worden ist, die Familie zu entehren. Und Sie werden es begreiflich finden, daß wir nach den vorangegangenen Auftritten uns beeilen, das wieder hergestellte Glück und die wiederhergestellte Ehre der Familie zu genießen."

Als die Herren fort waren und Lassalle sich einigermaßen gesammelt hatte, stieg in ihm der Gedanke auf, die Äußerung des Dr. Arndt könnte eine *persönliche Beleidigung* enthalten haben.

Ursprünglich hatte Lassalle jene Worte so aufgefaßt, als habe Dr. Arndt damit sagen wollen, daß Helene von Dönniges die Familie hätte in Unehre bringen können, indem sie sich von Lassalle entführen

ließ und dadurch zur Ausstreuung von Skandalgeschichten Anlaß gab. Dann aber fiel ihm ein, daß man den Worten auch eine andere Deutung geben könne, dahingehend, die Familie Dönniges würde entehrt werden dadurch, daß Lassalle eine Tochter dieser Familie heirate. Eine solche Entehrung konnte natürlich nur angenommen werden, wenn man Lassalle als ehrlosen Menschen ansah. Darüber mußte er sich Gewißheit verschaffen.

Lassalles Zustand und Einstellung zur Zeit meiner Ankunft muß ich dahin zusammenfassen: Er liebte jetzt das Fräulein von Dönniges leidenschaftlich und wollte um jeden Preis die Hindernisse überwinden, die ihn von der Dame trennten. Dazu verlangte er meinen Beistand. Er glaubte, die Dame sei sequestriert, gewaltsam abgeschlossen von der Welt. Er fürchtete, man könne sie von Genf entführen. Dr. Arndt hatte ihm zwar versichert, daß Helene bereits Genf verlassen habe; doch daran glaubte er nicht.

Dazwischen zweifelte er an der Festigkeit des Fräuleins. Unter den Gründen, aus denen er diese Partie für besonders passend für sich hielt, hatte er auch den hervorgehoben, daß sie gar keinen Willen habe; und jetzt hätte sie einen Willen gebraucht, um, gegen den Ansturm ihres Vaters, ihrer Familie, fest, ihm treu zu bleiben. Das quälte ihn sehr.

Ich konnte nicht anders, als Lassalle wegen seiner Zweifel beruhigen. Jedes einfache Bürgermädchen weiß, daß man sie zu einer Ehe nicht zwingen kann, und kennt auch die Mittel, sich dagegen zu wehren. Aber gerade dies fürchtete Lassalle, daß Helene, von deren Liebe er überzeugt war, sich gleichwohl durch Zwangsmittel sehr rasch werde bestimmen lassen, eine Ehe mit einem anderen einzugehen.

Vom ersten Augenblick an, da ich ihn sah, plagte er sich mit Todesgedanken, was mich auf einen krankhaften Zustand schließen ließ. „Ich darf nicht an dieser Geschichte scheitern", sagte er mir. „Ich bin im Leben oft schwer und häufig erst nach Überwindung vieler Hindernisse ans Ziel gelangt; aber ans Ziel gelangt bin ich doch immer. Werde ich es hier? Ich habe das alte Vertrauen nicht mehr. Und wenn ich hier nicht siege, nicht durchdringe, gehe ich daran zu Grunde."

Die Siegesgewißheit, die ihn sonst immer begleitete, hatte Lassalle in dieser Sache verlassen.

Am Sonnabend den 6. morgens erhielt Lassalle mehrere kleine Geschenke, die er Helene von Dönniges in Wabern gemacht hatte, mit folgendem Begleitbrief zugestellt:

Genf, 5. August 1864.

Herrn Lassalle, Wohlgeboren
sende ich hiermit die Sachen zurück, die mir meine Cousine vor ihrer Abreise zur Ablieferung übergeben hat.

Dr. Wilhelm Arndt.

Daß Helene von Dönniges am Donnerstag (den 4. August) nicht abgereist war, wie Dr. Arndt versichert hatte und erneut betonte, davon überzeugten wir uns am Samstag (6.) abends. Wir begegneten nämlich der Dame mit einer anderen im Wagen. Lassalle grüßte und Fräulein Helene erwiderte den Gruß. Nachher habe ich in Erfahrung gebracht, daß sie damals gerade zur Eisenbahn fuhr, um abzureisen. Aber am Samstag konnten wir das nicht wissen, da wußten wir nur, daß sie am Donnerstag Genf nicht verlassen hatte. —

Lassalle erhielt nun durch die Begegnung mit Frl. von Dönniges den Beweis dafür, daß Dr. Arndt ihm die Unwahrheit gesagt, und er bat mich, bei diesem eine Klärung dieser und der vorher erwähnten Angelegenheit

herbeizuführen. Ich bestritt Lassalles Auffassung, daß bei Äußerung jener Worte Dr. Arndt eine beleidigende Absicht geleitet haben könne, erklärte mich aber bereit, diesen darüber zu befragen.

Ich begab mich deshalb am Sonntag (7. August) in die Campagne Vaucher, die Wohnung der Familie Dönniges, bei der, wie ich wußte, Dr. Arndt wohnte. Die Dienstboten aber gaben vor, nichts von ihm zu wissen. Ich wurde an Frau von Dönniges verwiesen. — Herr von Dönniges „war verreist" — Frau von Dönniges „war nicht zu Hause". Ich ließ meine Karte zurück und kündigte an, daß ich nach wenigen Stunden wiederkommen würde. Dies tat ich. Auch jetzt wurde ich von Frau von Dönniges nicht empfangen. Statt ihrer kam ein Individuum, von dem ich nachträglich erfuhr, daß es der Hauslehrer gewesen, und zeigte mir an, daß Herr Dr. Arndt seit zwei Tagen verreist sei.

Es fiel mir nun ein, daß Graf Kayserlingk mit Dr. Arndt bei Lassalle gewesen war. Da die Sache einen Verlauf zu nehmen schien, die die Beteiligung einer zweiten Person wünschenswert machte, so bat ich General Klapka, mir die Adresse des Grafen zu verschaffen und mit mir zu ihm zu gehen. Klapka versprach es. Gegen Abend erhielt ich folgenden Brief von ihm:

General Klapka an Rüstow. (Original.)

5 Uhr abends [Genf, 7. August 1864].

Geehrter Freund!

Die Adresse des Grafen K[ayserlingk] ist mir bis zur Stunde noch nicht zugekommen. Ich erwarte den jungen Freund, der mir dieselbe versprach, bis 6 Uhr auf meiner Wohnung. — Wäre es nicht besser, um Aufsehen zu vermeiden, wenn Sie mit Herrn Lassalle heute Abend

gegen 7½ Uhr lieber zu mir kämen? Es wird bereits zu viel Lärm in der Sache geschlagen und das erschwert unsere Aufgabe. Die ganze Stadt ist voll von der Geschichte. — Es bittet um Antwort

Ihr aufrichtig ergebener Klapka.

Zur bestimmten Stunde ging ich mit Lassalle zu Klapka; er hatte die Adresse erhalten. Klapka und ich fuhren nun nach der Wohnung des Grafen. Er war verreist. Wir ließen unsere Karte zurück, und in wenigen Zeilen bat ich den Grafen, mich von seiner Rückkehr sofort benachrichtigen zu wollen.

Die ganze Familie Dönniges mit all ihren Verwandten war seit Sonntag, den 7. August, nicht anzutreffen.

Lassalle hatte, bevor ich in Genf eintraf, einen Überwachungsdienst in der Campagne Vaucher eingerichtet. Nach allem, was ich davon sah, schien mir dieser höchst überflüssig und unnütz. Ich riet ihm also bald, ihn aufzugeben. Er kam diesem Rat nach.

Herr von Dönniges, der einen Überfall zu fürchten schien, hatte Polizei in sein Haus genommen, und damit nicht genug, hatte er dem Präsidenten der Justiz und Polizei mitgeteilt, Lassalle sei ein Agent provocateur, ein Abgesandter Bismarcks.

Wir erfuhren nun sehr bald mit Sicherheit, daß die Familie Dönniges Genf wirklich verlassen habe. Wohin sie gegangen sei, wann sie wiederkehren werde? dies war freilich unbekannt."

Lassalle an Helene von Dönniges. (Original.)

Genf, [Sonntag, 7. August] 1864.

Was ich leide, übersteigt alle und jede Grenzen! Doch davon ein andermal. — Hier nur das Wichtigste:

1. Man hat Dir gesagt, daß Du wegen der Gesandten-Eigenschaft Deines Vaters unter Münchener Gesetz ständest, und folglich noch minderjährig seiest. Dies ist *falsch!* Du bist, solange Du hier bist, mit 21 Jahren volljährig, trotz aller jener Einwendungen. Du kannst jeden Tag, jeden Augenblick mit vollem gesetzlichen Recht das Haus Deines Vaters verlassen, in welchem Du sequestriert bist. Der bloße Umstand, daß Du keine Briefe von mir empfangen kannst, — ich habe fünf vergeblich an Dich geschrieben — stellt eine Sequestration dar. Ich habe Dich selbst Deiner Mutter zurückgeführt, weil ich Dir einmal zugesagt hatte, zuvor alle Rücksichten und alle Wege der Güte zu erschöpfen. Sie *sind* erschöpft, fruchtlos erschöpft, und ich fordere Dich jetzt auf, Dein Recht in Anspruch zu nehmen, und Dich unter meinen und des Gesetzes Schutz zu stellen.

2. Es ist unmöglich, daß es wahr sei, was man mir sagte: Du habest mich aufgegeben. Nur die Täuschung, daß Du noch minderjährig seist, kann Dir eine solche Conzession entrissen haben. Es ist unmöglich, daß Deine Schwüre Meineide gewesen sind, daß Du die Schwäche bis auf diesen Punkt treibst. Du hast kein Recht, alle die Zusicherungen zu brechen, die wir so fest uns gegeben hatten. Du hast kein Recht, das Übermaß von Rücksicht und Delikatesse, mit welchem ich Dich Deiner Mutter zurückgab, so schrecklich, so schändlich zu vergelten. Du hast kein Recht mich zu kompromittieren, indem Du mich in *freier Initiative* in ein Unternehmen verwickelt hast, auf das ich mich *nur unter der Beteuerung, daß Du felsenfest entschlossen seiest, einließ*. Du hast kein Recht endlich, mich zu *töten* und ich bin fest entschlossen, von Dir nicht zu lassen und Deinen Verlust nicht zu überleben.

3. Willst Du mich gleichwohl Deinem Vater auf-

opfern, gut, so fordere ich wenigstens noch *eine einzige Unterredung* von Dir, um mein Los aus Deinem eigenen Munde zu vernehmen. Früher kann und werde ich Dich nicht aufgeben. Diese Unterredung — die letzte dann unseres Lebens — Du *kannst* und *darfst* sie nicht abschlagen.

Du hast mich *namenlos* unglücklich gemacht; ich liebe Dich jetzt mit einer Glut, gegen welche alles andere und frühere bloßer Anfang war. Ich kann nichts mehr *denken* als Dich. Alles andere ist mir zur Farblosigkeit verblaßt. *Seit Mittwoch Nacht* liebe ich Dich bis zum *Wahnsinn.*

James Lesley à Lassalle. (Original.)

Klein-Wabern, près Berne, 6. Août 1864.

Mon cher Monsieur.

J'ai l'honneur de vous prévenir que Mme Arson a reçu la dépêche justement au moment de son départ pour Interlaken, où des nouvelles assez inquiétantes sur la santé de son amie l'ont appelée. En partant elle m'a chargé de vous écrire et de vous exprimer ses vifs regrets de ce contretemps qui l'empêchera d'ici à quelques jours de quitter son amie. — De la part de tous permettez moi, Monsieur, de vous répéter par écrit combien vous avez sû remporter toute notre sympathie; et dans l'espoir que vos vœux seront exaucés sous peu de temps, je vous prie de croire à l'assurance de mes sentiments d'amitié.

James Lesley.

Sophie von Hatzfeldt an Lassalle. (Depesche Original.)

Wildbad, 7. August 1864.

Tranquillité. Nous réussirons, j'en suis sûre. Dix ou onze je suis à Genève. Sophie.

Lassalle an Sophie von Hatzfeldt. (Depesche Original.)

Genf, 7. August 1864.

Si vous pouvez quelque chose alors venez plus tôt. Ne perdez pas un moment. Car le 14 il faut que je sois dans la même affaire à Carlsruhe. Ferdinand.

Sophie von Hatzfeldt an Lassalle. (Depesche Original.,

Wildbad, 8. August 1864.

Impossible avant le onze, voyage deux jours. Si partez le treize ne me faîtes pas venir inutilement à Genève. Réponse ici et le dix à Bâle; ou et Rüstow j'en suis inquiète. Sophie.

Lassalle an Sophie von Hatzfeldt. (Depesche Original.)

Wildbad, 8. August 1864.

Restez. Le 13 vous serez à Carlsruhe, Erbprinz ou je suis ou arriverai le 14. Absolument nécessaire.

Ferdinand.

Lassalle an Sophie von Hatzfeldt. (Depesche Original.)

Genf, 9. August 1864.

Rüstow doit rester ici. Suivez mon ordre. Désespéré.

Ferdinand.

Lassalle an Hans von Bülow. (Depesche.)

Genf, 9. August 1864.

Ich komme den 14. nach Karlsruhe, Erbprinz, nur um Sie zu sprechen. Habe absoluten Freundschaftsdienst zu erbitten. Ihre Nichtanwesenheit wäre furchtbar. Existenzfrage. Rechne auf Ihre Liebe. Telegraphische Antwort Genf, Pension Bovet.

Sophie von Hatzfeldt an Lassalle. (Original.)

Wildbad, 7. [August 1864].

Soeben Ihren Brief erhalten, bin tief gerührt und entrüstet, aber wie verlieren Sie gleich den Kopf! Eltern können sehr unangenehmen Eklat nötig machen, kurze Zeit hinhalten, gar nichts verhindern. Sequestrieren darf man heutzutage nicht mehr, und man verliert sich auch nicht auf lange wie eine Stecknadel. Es wäre allerdings besser, die Eltern einige Tage einzuschläfern, damit sie Helene nicht wegbringen, was immer Schwierigkeiten, wenn auch keine erheblichen, macht. Ich bin am 10. oder 11. da, und solche Dinge sind mein Fach, darauf verstehe ich mich und habe auch weit leichteres Spiel als Sie, Verbindungen anzuknüpfen, und Helene müßte wirklich zu einfältig sein, wenn sie nicht in kurzer Zeit Nachricht herausbringen könnte, vorzüglich, wenn ich ihr von draußen Gelegenheit biete. Also ich bitte Sie dringend, keinen Eklat, bis ich da. Helene müßte doch auch gar zu energielos sein, wenn sie sich wegbringen ließe. Sie braucht dem sogar nur völlige Inertie der Verneinung entgegenzusetzen, keinen Streit, nur es nicht tun. Sie ist großjährig und kann nicht gezwungen werden. Sie braucht bloß eine Vollmacht heraus zu besorgen für die sommations respectueuses (warum ließen Sie sich diese nicht im voraus geben?) und das Gesetz muß sie schützen, daß sie weder mißhandelt noch entführt werde bis zu abgemachter Sache. Wollen die Eltern durchaus einen Eklat, nun, so sollen sie ihn haben. Das einzige, was für mich Wert hat, ist die Frage: wird Helene innerlich fest bleiben und tun, was man ihr sagt? Davon hängt alles allein ab. Bleibt sie fest, ist nichts verloren. Bleibt sie es nicht, nun dann, liebes Kind, so begreife ich und teile [ich] Ihren

Schmerz, der aber dann nur auch ein Schmerz der Täuschung ist, denn dann war sie Ihrer nicht würdig.

In größter Eile. Nur Ruhe und Geduld! Stehen Sie für Helene, dann stehe ich für den Erfolg.

Am 10. oder 11., ich packe sofort, kann aber früher unmöglich.

Aurel Holthoff an Lassalle. (Original.)

Berlin, 7. August 1864.

Mein lieber Lassalle!

Ich glaube die Liebe hat Sie vollständig toll gemacht! Sonst könnte ich mir in der Tat den Anfang Ihres Schreibens vom 4ten, worin Sie mich gewissermaßen zum Komplizen Ihrer Unternehmungen, ja zu noch mehrerem in Rat, Tat und Anleitung machen, nicht erklären.

Trotz einer aufrichtigen Neigung und Anhänglichkeit für Sie und gerade *wegen* derselben Empfindungen für Helene beklage ich das Geschehene, weil es, wie bei der Ihnen bekannten Stimmung der Eltern vorauszusehen war, zu unendlichem Leid und Zwiespalt in der Familie führen mußte.

Aber es ist nun einmal der Rubikon überschritten und ein „rückwärts" scheint mir selbst kaum möglich. Ich habe in ähnlichem Sinne vor einigen Tagen an Helene geschrieben und nur geglaubt, übereilten Schritten, die unsägliches Elend über sie und alle, die es mit Euch gut meinen, gebracht haben würden, vorzubeugen. ...[1] sind jetzt nicht mehr zu befürchten, weil unmöglich.

Der Widerstand der Eltern wird, wie ich hoffe, zu überwinden sein, und der Vater wird schließlich wenn

[1] Hier war ein Wort nicht zu entziffern.

auch nicht „Ja" doch nicht „Nein" sagen. Seine Stellung und dadurch bedingte Auffassung des Verhältnisses rechtfertigt seine augenblickliche Haltung. Helene und deren Mutter wird es gelingen, ihn umzustimmen.

Ich selbst kann nichts dazu tun. Denn abgesehen davon, daß ich den Vater gar nicht kenne und bei der Mutter einem, freilich unverdienten Mißtrauen begegnen würde, ist es mir absolut unmöglich, Berlin in den nächsten Monaten zu verlassen. Ich habe, wie Sie wissen, in dem Polenprozeß Verpflichtungen übernommen, die mich unbedingt binden.

Behandeln Sie aber die Sache mit Ruhe und Vernunft. Da Sie der Liebe von Helene versichert sind, kann ja nichts geschehen, was Sie zu fürchten haben. Geduld und die Zeit — selbst nur einige Wochen ruhiger Überlegung werden die Eltern lehren, sich in das Unvermeidliche zu fügen. Mit dem Kopfe gehen auch Sie nicht durch die Wände. Die Welt ist für Sie keine andere wie für andere, wenn auch minder begabte Erdensöhne. Ich habe Ihnen das oft gesagt bei Ihren kleinen Häkeleien mit der Justiz. Lassen Sie es mich wiederholen hier, wo ernstere Dinge, das Glück Ihres Lebens und das eines Ihnen teuren Wesens auf dem Spiele stehen.

Leben Sie wohl und geben Sie mir von dem Gange der Sache so bald und so oft wie möglich Nachricht.

Ihr Holthoff.

Ihren Brief erhielt ich soeben.

Lassalle an Aurel Holthoff.

[Genf, 9. August 1864.]

Lieber Holthoff!

Ich erhalte Ihren Brief vom 7. Wenn ich nicht wüßte, daß Ihr Herz besser ist, als Ihr Brief, würden Sie nie wieder einen Brief von mir bekommen.

Das einzige vernünftige Wort in ihrem Briefe ist, daß „rückwärts" unmöglich!

Der Rat, den Sie, wie Sie schreiben, neulich Helenen nach Bern gegeben haben, „übereilte" Schritte zu vermeiden, ist *viel* schlechter als der entgegengesetzte Rat. Leider haben wir im Sinne dieses „Nichtübereilens" gehandelt. Das *einzig Vernünftige* war, von Bern aus mit Helene nach Italien durchzugehen, dann war sie bereits mein kirchlich angetrautes Weib. Das einzig Vernünftige war diesmal also die *übereilte* Handlung. Daß ich diesmal *nicht* übereilt, daß ich bürgerlich ruhig und anständig handeln wollte, daran wird mein Leben zerschellen, das ich in allen Kämpfen gerettet.

Ihre Rechnungen, Freund, sind falsch. Helene hat leider *gar* keinen Einfluß auf die Eltern. Und die Mutter ist auf das entschiedenste gegen mich. Als Helene mir, da sie hier in der Pension Bovet in mein Zimmer trat, erzählte, die Mutter habe, das Unvermeidliche erkennend, bereits den Vater für mich bestürmt, da rechnete ich auch darauf, dies würde fortdauern und eine gütliche Lösung herbeiführen. Wäre diese Mitteilung nicht gewesen, nie hätte ich Helene der Mutter zurückgeführt. Ich hätte sie in meinem Zimmer behalten und gegen den Vater verteidigt. Da sie über 21 Jahre alt, konnte er es nicht erzwingen, denn sie ist hier majeure und kann wohnen, wo sie will. *Nicht*übereilung, *Verlaß* auf das Herz der Mutter, der Wunsch, Helenen großen Skandal zu ersparen, hat mich zu Grunde gerichtet: *Jetzt ist der Skandal doch da.* **Ganz Genf weiß,** *daß Helene auf mein Zimmer in die Pension Bovet gekommen ist. Nicht von mir, aber die ganze Pension hat sie hinein und dann an meinem Arm hinauskommen sehen. General Klapka erzählte es mir am anderen Tag!! Helene ist* **compromittiert,** auch wenn sie einen anderen

Mann nähme. Ich bin der einzige Mann, der sie von dieser Handlung relevieren kann. Und so compromittieren diese eigensinnigen Eltern lieber ihr eigenes Kind, als sie mir zu geben! — Die Mutter ist, statt den Vater zu bitten, ebenso eingenommen gegen mich, wie er. Als vorgestern einer ihrer Bekannten, der General Bethlen, sie besuchte, um ihr für mich von der Sache zu sprechen, schnitt sie ihm sofort das Wort ab. Das Unglück geht bis in die kleinsten Details. Die Gräfin Coradscha, die mir — durch Klapka bestimmt — die Affaire hätte arrangieren können (eine große Freundin der Familie) ist verreist. Ebenso andere. Mme Arson aus Bern, die durchaus für mich ist, und großen Einfluß hat, in Interlaken an dem Krankenlager einer Freundin zurückgehalten. Die Sterne sind gegen mich. Die Sache wäre *sehr einfach,* wenn ich nur einen Weg hätte, einen *einzigen* Brief an Helene gelangen zu lassen. Aber sie ist *so sequestriert,* daß es unmöglich ist bis jetzt, ihr einen Brief zu bestellen! Ich, der ich in allen Zuchthäusern und Gefängnissen nach links und rechts hin *sofort* zu korrespondieren wußte, habe noch kein Mittel gefunden, in acht Tagen ihr eine einzige Zeile zukommen zu lassen. Sogar vor den Bekannten des Hauses wird sie verleugnet. Man erhält das Gerücht, daß sie *fort* sei. Donnerstag erklärte mir Herr N.[1] *auf sein Ehrenwort,* daß sie schon Vormittag fort sei — und Sonnabend Abend ist es mir gelungen, sie mit eigenen glücklichen Augen zu sehen, sie zu grüßen und von ihr gegrüßt zu werden. Man hält zwar beharrlich allen Menschen gegenüber das Gerücht aufrecht, sie sei fort *(in Seebädern des Nordens,* früher hieß es, bei einem Verwandten in *Kulm),* und *möglich* freilich wäre es, daß sie

[1] Gemeint ist Dr. Arndt.

seit Sonnabend Abend fort ist. Aber alle Anzeichen deuten doch darauf hin, daß sie noch hier ist.

Sie sehen, teurer Freund, es bleibt mir *nichts übrig,* als mit dem Kopf gegen die Wand zu gehen, und *diesmal* ganz gewiß wird entweder Wand oder Kopf zerschellen.

Eine eiserne Ruhe und Schmerzlosigkeit ist seit gestern Abend über mich gekommen. Gestern hatte ich noch den furchtbarsten Ausbruch von Tränen, so daß ich wie ein Kind unter der Gewalt meines Schluchzens zusammenbrach. Seit heut bin ich zu Eisen geworden, fühllos gegen mich selbst, nur noch ein eiskalter, Körper gewordener Wille. Mit der Ruhe eines Schachspielers werde ich diese Partie zu Ende spielen. Ich habe mir mein Ehrenwort gegeben an dem Tage, wo ich Helene für verloren geben muß, mir eine Kugel durch den Kopf zu jagen. Ich habe laut meinen Freunden dies auf mein Ehrenwort erklärt, und Sie werden so gut wissen, wie meine anderen Freunde, daß dies von Stund an eine unwiderruflich beschlossene Tatsache ist. Grade aus diesem Gedanken habe ich die große und furchtbare Ruhe gesogen, die sich jetzt meiner bemächtigt hat. Ich habe die Inventur meines Lebens gemacht. Es war groß, brav, wacker, tapfer und glänzend genug. Eine künftige Zeit wird mir gerecht zu werden wissen. Und ich werde also Helene haben oder überhaupt nicht mehr sein und also auch nicht leiden. Ich habe also in keinem Falle etwas zu verlieren. Das ist der *tiefe* Trost, der mich stärkt und beruhigt.

Sehr lange Zeit werde ich auf Versuche, Helene zu bekommen, nicht verwenden können. Ich habe keine Zeit, Lust und Sinn mehr, mich in Berlin gegen Kriminalprozesse zu verteidigen. Ich habe keine Zeit, auf die sechs Monate ins Gefängnis zu gehen, denn ich

könnte inzwischen Helene verlieren. Ich könnte zwar vielleicht in Berlin Ausstand für die Strafe erlangen. Aber auch dies würde mir nichts nützen. Denn ich kann den Anforderungen, die man von allen Seiten an mich richtet, in keiner Weise entsprechen, bis ich Helene habe. Bis dahin kann ich an nichts anderes *denken.* Für die Rolle eines Dummkopfs, an den große Forderungen gerichtet werden, die er nicht erfüllen kann, bin ich nicht gemacht. Zudem von dem *bloßen Verlauf* der Zeit etwas zu erwarten — ist mir nicht gegeben. Ich würde, obwohl ich nicht mehr jung bin, Monate und Jahre für Helene kämpfen können. Aber nur so, wenn ich jeden Tag an einem bestimmten Plan, sie zu erwerben, arbeiten kann. An dem Tage, wo ich nichts direkt hierauf in Bezug stehendes mehr zu tun weiß, hört für mich auch die Geschichte auf. Auf Zeitverlauf zu warten und inzwischen andere Dinge zu tun, ist mir *rein unmöglich.* Wahrscheinlich also noch im Oktober wird das letzte Wort für mich gesagt sein. Dies beruhigt mich wunderbar. Die Partie wird scharf und kurz sein.

Mein Plan — ich weiß, daß Sie in jedem Falle ganz unfähig sind mich zu *verraten* — ist einfach folgender: Übermorgen gehe ich nach Karlsruh, um Freunde zu treffen und Himmel und Hölle in Bewegung zu setzen, um — die Fürsprache und Vermittlung des Königs von Bayern beim Vater zu erreichen! Sie werden lachen über diesen romanhaften Plan, und ich lache selbst darüber. Aber wo keine vernünftigen Wege mehr sind, bleiben nur noch die romanhaften übrig.

Während ich fort bin, sind alle Einrichtungen so getroffen, daß ich *dennoch da bin* und — Sie verraten mich wie gesagt nicht, und zeigen keinem Menschen, der da lebt, diesen Brief — eine Kommunikation

zwischen ihr und mir hergestellt wird. Mit einem Briefe von ihr wäre *alles* gewonnen.

Hoffentlich glückt dies gerade in meiner Abwesenheit um so leichter. Mißglücken beide Wege, so kehre ich hierher von München zurück, um den letzten und tragischsten Teil des Kampfes auszuspielen. *Vielleicht* — aber nicht sehr wahrscheinlich — käme ich dann noch vorher nach Berlin, um auch da noch alles aufzurufen und aufzubieten, was ich kann, ehe ich zu den letzten und entscheidenden Mitteln schreite. Vielleicht sehen wir uns also überhaupt nicht mehr wieder!

In dieser Lage darf ich mir daher erlauben, an Ihre Freundschaft einige Bitten zu stellen:

1. Schreiben Sie sofort Helenens Mutter einen Brief, worin sie ihr besonders die Betrachtung stark hervorheben, die ich oben mit zwei Seitenstrichen am Rande (wie hier) bezeichnet habe[1].
2. Suchen Sie *sofort* durch die Familie zu erfahren, wo Helene wirklich ist. Das kann Ihnen ja nicht schwer werden, da Sie mit der ganzen Familie so befreundet. Aber lassen Sie sich um Gotteswillen nicht durch eine etwa absichtlich ausgesprengte falsche Nachricht täuschen. So wie Sie den Ort und die Familie, bei der sie ist, genau wissen, *telegraphieren* Sie mir beide Namen *doppelt* nach *Karlsruh im Erbprinz* und *gleichzeitig nach Genf, Telegraphenbureau restante.* Die Depesche unterzeichnen Sie mit einem beliebigen Vornamen oder mit dem Worte „Willms" (Name meines Sekretärs).

Ist sie wo anders und weiß ich wo, so kehrt auch dann — obgleich ich lieber hätte, sie wäre hier — eine neue Lebenshoffnung in meine Brust zurück. Wo sie

[1] Betrifft die auf Seite 108 kursiv und fettgedruckten Stellen.

auch sei, meine Freundschaft reicht durch Deutschland, Belgien und Frankreich und es sind begeisterte Freunde, über die ich verfüge. Dazu kömmt, daß, wenn ich einerseits hier jetzt so viele und vorzügliche Hilfsmittel aufgehäuft habe, wie ich in andern Städten wieder erst in Wochen werde zusammenbringen können, sie anderwärts auch unmöglich so rücksichtslos sequestriert werden kann, wie von diesen despotischen Eltern. Andere wagen dies nicht. Auch für die Eltern ist es, da sie hier majeure ist, geradezu sträflich. Der Procureur général hier — ich habe mich darin bereits des Beistandes des hervorragendsten Mitgliedes der hiesigen Regierung versichert — würde sofort bereit sein, mit Gewalt in das Haus zu dringen und sie in Freiheit zu setzen. Aber noch sind wir nicht über ein Mittel einig, wie ich bei dieser visite domiciliaire zugegen sein könnte. Und ohne meine Anwesenheit wage ich nicht diesen Akt vor sich gehen zu lassen. Denn ohne meine Anwesenheit würde sie, auf die notwendige Frage des procureur, ob sie das Haus der Eltern verlassen wollte, ob sie gewaltsam oder frei in demselben sei, unter dem Druck der Eltern nicht die richtige Antwort zu geben wagen. Nur in meiner Anwesenheit hätte sie diesen Mut. Dieser coup darf aber keinesfalls mißlingen. Denn mißlungen würde er nur die Erbitterung vermehren. Ich habe ihn also lieber aufgegeben, falls man sich nicht dazu bequemt, mich assistieren zu lassen.

3. Soeben fällt mir noch ein Mittel ein, das sehr gut wirken kann und infolge dessen noch eine dritte Bitte, die ich an Sie zu stellen habe.

Helene hat mir, als sie mich vom Rigi holte, erzählt, daß Boeckh mit ihrem Vater befreundet war und ist. Und Boeckh ist jedenfalls Boeckh! Begeben

Sie sich in meinem Auftrag zu ihm, erzählen Sie ihm die ganze tränenvolle und merkwürdige Geschichte. Ihm können Sie sogar diesen Brief zeigen. Oder nein, ich *verpflichte* Sie sogar, falls Sie mir den Gefallen tun, überhaupt zu ihm zu gehen, diesen Brief ihm zu geben und bei ihm *zurückzulassen*. Er muß, wenn er mir meine Bitte erfüllen soll und zwar *in der Weise* erfüllen soll, in der es *allein* nützlich und wirksam wäre, mit *eigenen Augen* sehen, in welcher Lage ich mich befinde, um was es sich für mich handelt und *welchen* Dienst er mir erweist! Bitten Sie ihn also in meinem Namen, er möge in einem Brief an Herrn v. D[önniges] für mich intervenieren und respektive ihm mindestens schreiben, wer und was ich bin. Das Unglück ist nämlich, daß mich der letztere wirklich für einen Zigeuner hält! Er hat Helenen geradezu erklärt, — sie hat es mir am Mittwoch noch geschrieben, im Moment ehe sie zu mir kam — es sei *nicht* meine *politische* Stellung, die ihn abhielte, sondern meine *persönliche!* Seine Berliner Vettern und Basen haben ihm die furchtbarsten Dinge über mich in den Kopf gesetzt. Er hat zu dem hiesigen Polizeipräsidenten gesagt: ich sei ein politischer agent provocateur! Und zu einem ihm befreundeten Manne, der jetzt mir befreundet ist, hat er gesagt: „Il y a eu des condamnations criminelles contre lui" (er scheint zu glauben, daß ich in dem Kassettenprozeß, in dem ich freigesprochen wurde, verurteilt bin; es ist nie eine Verurteilung gegen mich ergangen, außer wegen Preßvergehen und Reden), er fuhr fort: „Il est riche, il est vrai, mais il ne veut épouser Hélène que pour se fonder par cette alliance, par l'entrée dans ma famille honorable une existence honnête!" Denken Sie nur, diese Idee! Ich, der ich von dieser Familie nicht ein

Jota wollte, wenn sie diesen Goldschatz Helene nicht enthielte, ich, der ich auch nach meiner Verheiratung mit Helenen nie das geringste mit dieser ganzen Familie zu tun haben, sie nicht sehen und nicht von ihr gesehen werden will, ich will mir durch diese Familie eine „existence honnête" schaffen!! Helene hatte ihm bereits mit der größten Entrüstung geantwortet: er will nur mich, er will nicht Eure Familie, er wird nie in sie eintreten. — Alles umsonst! Er hält mich also wirklich für einen Zigeuner und dies erklärt auch allein die ganz unglaublich beleidigende Weise, in der er mich behandelt. Auf *zwei* der dringlichsten, Himmel und Erde in Bewegung setzenden Briefe, die ich ihm im Intervall von drei Tagen schrieb, nicht um Helenen, nein, um nur eine *Unterredung* von ihm zu erhalten, hat er mir nicht einmal *geantwortet.*

Er weiß also wirklich nicht im geringsten *mit wem er zu tun hat;* er hat von seinen Vettern nur das Schlimmste von mir gehört. Meine Bitte an Boeckh geht also dahin, daß er ihm schreibt, ihm die Augen über mich öffnet und für mich bei ihm interveniert. Sein warmes Herz wird ihm alles Weitere sagen, wird ihm sagen, *was* und *wie* er zu schreiben hat, damit es wirksam sei. Kein Mensch, der mich besser kennt als Boeckh. Zugleich liebt er mich und weiß, daß ich meinem Volke noch Dienste leisten kann und werde. Er wird mich sicher nicht an dieser lächerlichen Geschichte zu Grunde gehen lassen wollen wie Pyrrhus, der, nachdem er alle Schlachten glücklich überstanden, von einem alten Weibe mit einem Dachziegel totgeschlagen wird!

Wenn Boeckh versprochen hat, sich meiner anzunehmen, so telegraphieren Sie mir nach Karlsruh, Erbprinz: „versprochen".

Das Nähere darüber, sowie Ihre Antwort auf diesen Brief überhaupt *schreiben* Sie mir nach Karlsruhe poste restante.

Boeckhs Intervention würde sehr wirksam sein und mich vielleicht mit einem Schlage retten! Vielleicht ist er nicht in Berlin — ich bin diesmal so von meinen bösen Sternen überzeugt, ganz im Gegenteil zu meiner sonstigen Siegesgewißheit, daß ich es glaube. Ist er fort, so erfahren Sie bei ihm seine Adresse und schicken ihm 1.) *diesen* Brief, 2.) die nötige Geschichtserzählung, 3.) den Brief Helenens an *Sie* aus Wabern.

Adieu, ich muß fort!

Ihr F. L.

Boeckh wird mir *verzeihen,* daß ich ihm nicht selbst schreibe. Er wird begreifen, daß ich *unmöglich* in der Lage bin, einen geordneten Brief aufzusetzen, wie es der an ihn sein müßte!

Sagen Sie ihm besonders auch, durch welches stupide Übermaß von Loyauté und Delikatesse, eigentlich nur von Rücksicht auf die Eltern ich Helenen, die ich acht Tage in Wabern in meiner Hand hielt und mit der größten Gemütlichkeit und ihrer Zustimmung hätte entführen können, verloren habe.

Lassalle an Aurel Holthoff.

Genf, Dienstag Nacht. [9. August 1864.]

Teurer Freund!

Wenn eine Spur von Liebe, von Teilnahme in Ihrem Herzen für mich ist, ja wenn nur ein Funke von Mitleiden in Ihnen glüht, so werden Sie nicht so unmenschlich, so steinern sein, meine Bitte abzuschlagen! Kaum habe ich heute Mittag meinen langen Brief an Sie

abgeschickt, so sitze ich jetzt nachts schon wieder da unter Strömen und Strömen von Tränen Ihnen zu schreiben! Meine künstliche Ruhe von heut früh ist einer furchtbaren Nachricht erlegen. Meine Leiden sind unbeschreiblich. Ich wanke, ob ich nicht lieber gleich in den See laufen und mir dadurch die Höllenqualen vieler Wochen, die zuletzt doch unnütz bleiben, ersparen soll. Sie kennen mich sonst, lieber Holthoff. Sie wissen, daß etwas Mannheit in mir ist — wo ist sie hin bei diesem Anlaß? Was ich leide, ist so schrecklich, daß man einen Mord damit lange abgebüßt haben würde! Ich verzweifle! Merkwürdig, daß ich, der ich sonst von den törichtesten Siegeshoffnungen in den schwierigsten und verzweifeltsten Fällen meine Brust stets geschwellt fühlte, diesmal vom ersten Augenblick der Katastrophe an, in einem Fall, verhältnismäßig weit leichter, als ich ihn sonst hundertmal durchkämpft, nichts als die schwärzesten Ahnung in meiner Brust fühlte. O, ich bin nicht mehr Lassalle, nicht ein Schatten von mir, ich bin verdammt, unterzugehen bei diesem Anlaß. Ich heule nach Helenen, wie eine Löwin, der man ihr Junges geraubt! Ich wüte gegen mich selbst. Ich fühle mich vernichtet, zu Grunde gerichtet, wie dreimal gerädert. Ich bin gebrochen, gebrochen!! Wer mir jemals gesagt hätte, daß ich in meinem Alter eine so merkwürdige, eine so alle Poetenbeschreibungen, die ich jemals gelesen, weit, weit hinter sich lassende Leidenschaft fassen könnte — wie würde ich den verlacht haben!

Also zur Sache.

Was mir wieder diese furchtbare Erschütterung zugezogen, ist eine vor drei Stunden eingelaufene Nachricht.

Der neue Diener, der erst seit drei Tagen (seit Montag) in D[önniges]s Hause ist, ist, berichtet ein

Unterhändler, endlich gewonnen und sagt aus, Helene sei *nicht* zu Hause, sie sei *Sonntag* abgereist.

Mein Blut erstarrte zu Eis bei dieser Nachricht und ich konnte mich kaum nach Hause schleppen. Fort, ohne daß ich weiß wohin! Schon in dem „fort" liegt ein ungeheurer Nachteil. Hier ist sie majeure, anderwärts mineure! Hier habe ich den entschlossensten und umsichtigsten Freund herversetzt, der nach Deutschland nicht folgen kann; hier den verschlagensten Advokaten gewonnen etc. etc. Alles dies wäre noch nichts. Aber „fort" und nicht zu wissen „wohin", das ist ein Donnerschlag! Das lähmt und zerschmettert wie ein Blitzstrahl! O, wie lange werd' ich wallen, suchend durch der Erde Flur! Ich bebe bei dem Gedanken an den herzbrechenden Gram, den ich noch auszuhalten haben werde bis in die innerste Nervenfaser hinein! Erst seit diesen Tagen weiß ich, was Schmerz ist. Erst seit diesen Tagen verstehe ich, wie man so feige sein kann, sich vor Schmerzen zu fürchten! Zwei Bitten habe ich an Sie, Holthoff. Wenn Sie sie mir nicht erfüllen, ist weniger Menschlichkeit in Ihnen, als in einem Steine!

1. Suchen Sie so *schnell als möglich* zu erfahren (bei Madame Wolff etc.) wo sie ist, und telegraphieren Sie mir das nach Karlsruh, Bureau restante oder Erbprinz. —

2. Schicken Sie mir sofort nach Karlsruhe poste restante ein *genaues Verzeichnis sämtlicher Verwandten Helenens,* mit Angabe der Titel und Lebensstellung, des Wohnortes, Vor- und Zunamen und des Verwandtschaftsverhältnisses. Dann werde ich schon entdecken, zu welchem dieser Familienglieder man sie gebracht hat. Immerhin wird es noch lange genug dauern, denn so viele Leute werde ich schwerlich auf einmal

in Bewegung setzen können, daß ich überall zugleich hinschicken kann!

(Wie heißt der Verwandte in Kulm? Welches Kulm ist das? In Ostpreußen? Wie ist er verwandt? Was ist er? Wie groß seine Familie? Wieviel Töchter, Söhne etc.? Alles auf ihn Bezügliche scheint mir besonders wichtig.)

Erbarmen, lieber Holthoff, und schicken Sie mir umgehend diese Liste! Sie sind *schlecht,* wenn Sie einen Tag zögern!

Möglich, daß sich diese ganze Nachricht nicht bestätigt. Aber sie klingt diesmal sehr wahrscheinlich und stimmt mit vielen, vielen Indicien. Welch' furchtbares Dasein habe ich mir durch meine Loyalität und Rücksicht zugezogen! Heut wäre Helene meine angetraute Frau, wenn ich nur an mich gedacht hätte! Jetzt kann ich in Europa herumirren, ihre Spuren zu verfolgen! Es liegt in diesem Gedanken etwas, was einen dem Wahnsinn zuführen muß! — Sie sagen in Ihrem Briefe, ich sei ja Helenens *sicher!* O, Lieber, Sie haben noch keine Ahnung von den Beweisen der Liebe, die sie mir gegeben. Und doch — sie ist zu schwach, um ihrer wirklich sicher sein zu können, ist für Konflikte nicht geschaffen, ist zu weich und nachgiebig. Wenn sie mich aufgeben könnte — o, in diesem Gedanken liegt die Hölle. Ich kann mich nicht mehr mit der Betrachtung trösten, daß sie dann meiner nicht würdig wäre! Ich liebe sie viel, viel, viel zu rasend, um mich mit Abstraktionen zu trösten. Und ist es nicht bereits große Schwäche, daß ich nicht einen Zettel, nicht ein Wort von ihr erhalten habe? Könnte sie so hilflos sein, mir nicht eine Nachricht zukommen zu lassen? Und wenn sie so furchtsam, so unterdrückt ist, sich so unterdrücken läßt — —wohin soll es dann nicht in Wochen

und Monaten kommen? Wird sie sich nicht gänzlich unterjochen lassen? Wenn sie mich aufgibt — — es ist ein Gedanke, der einem das Blut vergiften könnte! O, berichten Sie gleich, ich bin namenlos elend.

Ihr F. Lassalle.

Sophie von Hatzfeldt an Lassalle. (Original.)

Wildbad, 8. August 1864.

Liebes Kind, ich schicke Ihnen hierbei einen Brief für Helene; ich hoffe, Sie werden mit dem Inhalt, der mir ganz gemeint, zufrieden sein und mir nicht wieder Absichten unterstellen noch Befürchtungen haben, die ganz unbegründet sind und die nur das nicht gute Resultat haben können, die kleine Befangenheit, die ohnehin sehr natürlich, zu steigern. Ich erwarte also in Basel, Hotel Drei Könige, einen Brief mit der geforderten Auskunft. Ich weiß noch nicht den bestimmten Tag meiner Abreise, aber es wird doch sehr bald sein, vielleicht schon am 10. bis 11., daher schreiben Sie gleich nach Basel. Sie wissen, liebes Kind, daß, als Sie früher bestimmte Reisepläne von mir forderten, ich es Ihnen überließ, mit der alleinigen Ausnahme von Bergreisen, die Sie dann auch vor meiner Ankunft machen wollten. Daß alle Pojekte geändert, ist nicht mehr wie natürlich und nötig, aber Bergreisen kann ich nicht machen. Auch um Sie, wie Sie sagen, immer in den Tälern zu erwarten, müßte ich, um in solche Täler zu kommen, stets über Berge; und weder meine Beine noch Nerven leiden dies mehr.

Leben Sie recht wohl, liebes Kind! Auf baldiges und recht glückliches Wiedersehen.

Sophie von Hatzfeldt an Helene von Dönniges. (Original[1].)

Wildbad, den 7. August [1864].

Lassen Sie mich *vor allem*, liebes Fräulein, Ihnen sagen, wie sehr mich Ihr lieber Brief gefreut, wie tief mich das schöne Gefühl gerührt hat, das Sie antrieb, mir so bald zu schreiben. Es ist ein sicheres Zeichen, daß Sie den Mann, den Ihr Herz gewählt, auch ganz verstehen, und die beste Bürgschaft für Ihr beiderseitiges Glück. Daß meine wärmsten Segenswünsche Sie *beide* auf Ihrem Lebenswege begleiten werden, so lange ich lebe, daß niemand sich Ihres Glückes inniger freuen wird, als ich — brauche ich wohl nicht erst zu sagen.

Seit langen Jahren war ich Ferdinands vielleicht *einziger*, jedenfalls sein *bester* Freund. Es waren Jahre der Leiden, des Kampfes, der Gefahren, in denen er mir, so wie ich ihm treu zur Seite gestanden habe. Wir waren durch die Verhältnisse fast ganz nur auf einander angewiesen und oft hat mich der Gedanke gequält, daß er nach mir völlig herzenseinsam in der Welt bleiben würde. Ich lege jetzt diese Sorge in Ihre Hände nieder. Ihnen fällt jetzt die schönere Aufgabe zu, ihn das Vergangene vergessen zu machen, und durch Ihre Liebe und ungetrübten jugendlichen Frohsinn die ernsten Seiten seines Lebens zu mildern, die guten ihm noch zu verschönen.

Seinen starken Geist, seine außergewöhnliche Tatkraft und Energie haben Viele, sogar seine Feinde, anerkannt; je mehr sie es anerkannten, je mehr haben sie ihn allerdings gehaßt, verleumdet, verfolgt, da die

[1] Dieser Brief, den Lassalle Helene von Dönniges nicht zustellen konnte, befand sich in seinem Nachlaß.

Welt nun einmal keine wahre Superiorität duldet, noch verzeiht, und stets nur den stärksten Bannfluch dagegen schleudert. Aber daß dieser Mann auch dabei ein fast kindlich gutes, liebevolles und doch starkes Herz sich trotz aller Stürme und bittren Erfahrungen bewahrt hatte, das habe bis jetzt nur *ich ganz* wissen und beurteilen können. Auf dieses Herz, auf diesen Arm, der Sie durch's Leben führen soll, können Sie mit vollem, unbegrenzten Vertrauen sich stützen; diese Stütze kann nie wanken! Wie wenig Frauen wird dies seltene Glück zu Teil!

Ich fürchte sehr, liebes Fräulein, bei unsrer ersten Begegnung, die hoffentlich *recht* bald stattfindet, Ihnen etwas sehr *ernst* zu erscheinen. Lebensschicksale und Erfahrungen haben mir leider diese Außenseite, die früher gar nicht die meinige war, gegeben. Lassen Sie sich, bitte, nicht dadurch abschrecken, denn es ist *nur Außenseite*. Mein Herz ist weder hart noch bitter geworden und ich habe mir vielleicht mehr als andere dennoch die Fähigkeit erhalten, die Jugend zu verstehen, und mit ihr sympathisieren zu können.

Seien Sie versichert, daß ich schon jetzt nur mit den Gefühlen einer Mutter für eine liebe Tochter an Sie denke, und erlauben Sie mir, Sie herzlich in Gedanken zu umarmen — en attendant, daß ich es in Wirklichkeit tun kann.

Von Herzen die Ihre S. v. Hatzfeldt.

P. S. Sie klagen sich selbst des Fehlers an, daß Sie Lassalle an seiner Molkenkur gehindert. Ich finde das zwar sehr natürlich, aber nichts destoweniger ergreife ich meinen Vorteil, den Sie mir durch dieses Geständnis gegeben und lege Ihnen eine Sühne auf, nämlich folgende: daß Sie alles tun, um Lassalle zu bewegen, daß er, **bevor** er nach Berlin geht, sich wieder *impfen*

und recht *ordentlich* impfen läßt, es ist seit seiner Kindheit nicht mehr geschehen, und es herrscht schon lange eine furchtbare, ganz außergewöhnlich gefährliche Blatternepidemie in Berlin. Die Zeitungen bringen täglich die dringendsten polizeilichen Warnungen, sich schleunigst impfen zu lassen, sowie daß die Anzahl der Kranken so überhand genommen, daß man eigenes Fuhrwerk dafür einrichten mußte. Es ist außerdem bekannt, daß die Gefahr der Ansteckung sich noch bedeutend steigert, wenn man aus einer anderen Luft nach dem Ort einer solchen Epidemie kommt, und das *Impfen* erst *dann* nicht mehr hilft, sogar *gefährlich* ist.

Lassalle an Helene von Dönniges. (Original.)

[Genf, den 10. August 1864.]

Helene!

Während andere, ausführlichere Briefe auf anderem Wege zu Dir zu dringen suchen, soll Dir Mr. Lesley diesen Brief bringen. Er *muß* kurz sein und ich kann Dir hier nur die *Hauptpunkte* so *gedrängt als möglich* schreiben.

1. Man hat Dir beigebracht, daß Du, wegen der Gesandten-Eigenschaft Deines Vaters unter Münchener Recht stehend, auch hier noch minderjährig seiest. Dies ist **falsch.** Man hat Dich *getäuscht*. So lange Du in Genf bist, bist Du trotz dessen *majeure*. Du kannst *jeden Tag* mit vollem gesetzlichen Recht das Haus Deines Vaters verlassen, in welchem Du sequestriert bist. Der bloße Umstand, daß du nicht nach Belieben ausgehen, Besuche von wem Du willst, Briefe von wem Du willst, empfangen kannst, constituiert Sequestration im gesetzlichen Sinne. Ich habe Dich selbst zu Deiner Mutter

zurückgeführt, um alle Mittel der Güte und Delikatesse zuvor zu erschöpfen. Sie *sind* erschöpft und ich fordere Dich jetzt auf, Dein Recht zu gebrauchen. Nach Artikel 372 cod. civ. bist Du Deinem Vater nicht mehr den geringsten Gehorsam rechtlich schuldig, und so frei wie er.

2. Um Deine Freiheit faktisch zu erlangen, brauchst Du mir nur einen an Amberny gerichteten schriftlichen Auftrag — mit Deinem vollen Namen unterzeichnet — zu schicken, worin Du ihm erklärst: Du wollest das Haus Deines Vaters, in welchem Du wider Willen zurückgehalten würdest, keine Briefe nach Belieben empfangen, keine Besuche nach Belieben vornehmen könntest, verlassen und ersuchtest ihn, die zuständigen Behörden in Anspruch zu nehmen, um Dich zu befreien; Du wolltest eine eigene Wohnung nehmen. Diesen Brief schickst Du mir, oder wenn dies Dir leichter wird, an Mr.Amberny, Avocat, Rue du Marché 34. —

3. Bist Du infolgedessen befreit, so *kannst* Du hier Deine eigene Wohnung nehmen, nach Art. 148 cod. civ. jeden Monat Deinen acte respectueux machen und *nach drei Monaten* bist Du meine gesetzliche Frau. Aber ich weiß einen noch viel kürzeren Weg, auf welchem Du *sechs Tage,* nachdem Du draußen bist, auf *völlig gesetzlichem Wege* meine Frau bist. Ich weiß einen Priester, welcher uns *sofort,* ohne jeden Act und Wisch Papier, durch die untrennbaren Bande der Kirche vereint.

4. *Alles* liegt daran, daß Du Genf, den Boden des französischen Rechts, nicht verläßt. Denn erstens wirst Du in Deutschland wieder minorenn, und zweitens habe ich jetzt hier eine Welt von Freunden und Mitteln in Bewegung gesetzt. Ich würde zwar an jedem andern Ort den Kampf wieder aufnehmen, aber wer weiß, wieviel Wochen es dauern würde, bis ich an einem andern Ort

wieder so viel Mittel zusammengehäuft hätte. Widersetze Dich also mit *äußerster Gewalt* jeder Ortsveränderung.

5. Zwingt man Dich dennoch dazu, so muß diese Gelegenheit gerade zu Deiner Befreiung benutzt werden. Alles kommt nur dann darauf an, daß Du mir so zeitig wie möglich den schriftlichen Auftrag schickst, Deine Abreise, die gegen Deinen Willen sei, zu verhindern (mit Namensunterschrift) und Ort und Art der Abfahrt (Dampfschiff, Eisenbahn etc.) angibst. Ich werde Dich dann mit meiner Freunde und resp. der Behörde Hilfe noch an der Eisenbahn und aus dem Arm Deines Vaters befreien.

6. Am 12. reise ich von hier nach Karlsruhe ab, natürlich nur, um dort Demarchen zu machen, die in Bezug auf Dich stehen. Denn verflucht sei jeder Gedanke, der nicht Helene heißt. Aber auch wenn ich abgereist bin, bin ich *erst recht* da. Ich lasse nämlich als Vertreter meinen Freund zurück, den Oberst W. Rüstow aus Zürich, dem Du in allen Dingen ohne Ausnahme *wie mir selbst vertrauen, folgen und gehorchen sollst.* Und so wie ich abgereist bin, wird Deine Haft viel weniger streng werden. Sowie Du also nach dem 12. dieses Monats Mittel fändest, Briefe hinaus zu schicken, so schreibe an Oberst Rüstow. Das äußere Couvert adressiere an Mr. Amberny. Avocat, Rue du Marché no. 34. Jeder Anweisung Rüstows komme nach wie meiner eigenen. Er vertritt mich *ganz.*

7. Sollte es sich treffen, daß man Dich nach dem 12ten, wenn ich also *nicht* da bin, abreisen machen will, so schreibst Du an Amberny, benachrichtigst ihn davon, sowie von den Details der Abreise und gibst ihm den schriftlichen Auftrag, sie, weil sie gegen Deinen Willen und Du über 21 Jahre seiest, zu hindern. Ferner legst

Du diesem Brief einen Brief an den Oberst Rüstow bei, in welchem Du diesem dasselbe sagst und denselben Auftrag gibst. Diese Beiden werden Dich dann ebenso gut befreien, wie ich.

8. Alles ist gelungen, wenn es erst gelingt, eine sichere Korrespondenz zwischen mir und Dir, oder Dir und Rüstow oder Amberny einzuleiten. Diesen Brief bekömmst Du durch Lesley. Einen anderen versuche ich Dir morgen durch Mr. Vaucher zuzustellen, den Amberny für uns interessiert hat. Hoffentlich übernimmt er den Auftrag. Briefe, die Du durch Vaucher an mich schickst, kannst Du auch an mich adressieren. Briefe aber, die Du nach dem 12ten — also nach meiner Abreise — an Rüstow schickst *durch Vaucher,* (der nichts von letzterem wissen soll) adressierst Du bis auf weitere Ordre äußerlich an Amberny, innerlich an Rüstow.

9. Es ist unmöglich, daß es wahr sei, was man mir sagte, Du habest mich aufgegeben. Nur die Täuschung, daß Du minorenn seiest, kann Dir eine solche Concession, eine solche List entrissen haben. Es ist unmöglich, daß alle Deine Schwüre Meineide gewesen seien: daß Du die Schwäche bis auf diesen Punkt treibst! Du hast kein *Recht,* alle die Zusicherungen zu brechen, die wir so fest uns gegeben! Du hast kein Recht, das Übermaß von Rücksicht und Delikatesse, mit welchem ich Dich Deiner Mutter zurückgab, so schändlich zu vergelten! Du hast kein Recht mich zu kompromittieren, indem Du mich in freier Initiative in ein Unternehmen verwickelt hast, auf das ich mich nur unter der Beteuerung, daß Du felsenfest entschlossen seiest, einließ. Du hast kein *Recht* endlich, mich zu *töten* und ich bin *felsenfest* entschlossen, Deinen Verlust *nicht* zu überleben. Ich habe mir geschworen, wenn ich Dich verliere, mich zu töten, ich

habe meinen Freunden das mir selbst gelobte Wort mitgeteilt und Du weißt Helene: *ich, ich halte* meine Schwüre. Ich habe keinen anderen Gedanken mehr als Dich! Ich liebe Dich bis zum *Wahnsinn!* Erst in der Nacht vom Mittwoch zum Donnerstag ist mir meine Liebe zu Dir wie durch eine Offenbarung in ihrer ganzen schrecklichen Gestalt zum Bewußtsein gekommen! Erst das Leiden hat die Rinde relativen Phlegmas, welche das Glück um mich zu legen pflegt, gesprengt, und meine Liebe ist herausgesprungen in ihrer riesengroßen Schreckensgestalt! Politik, Wissenschaft, alles was sonst mich erfüllte, alles ist mir zu einem farblosen Schatten verblaßt vor dem einen Gedanken: Helene. Ich will die Brutalität Deiner Eltern segnen, wenn ich Dich erringe. Denn erst diese unendlichen Leiden, die mich um Deinetwillen verzehren, haben mir das Bewußtsein gegeben, *was* Du mir *wirklich* bist! Wenn ich nicht für Dich handle, so weine ich Eiserner den ganzen Tag, jede freie Stunde.

Helene! Wenn Du wirklich mir treulos sein könntest — uneingedenk Deiner Schwüre mir entsagen könntest, Du würdest *nicht wert* sein, was ich für Dich leide. Aber ich würde mich dennoch töten, denn es gibt fortan kein Leben ohne Dich Helene! Beruhige mich durch eine Zeile! Der Gedanke, daß Du mich aufgibst, bringt mich dem Wahnsinn nah! Auch Lesley sagt: dann löge alles und nichts in der Welt verdiente mehr, daß man daran glaube!

Helene! Rasend und mit Schmerzen der Verzweiflung geliebtes Weib! Gib mir eine Zeile, daß Du fest bleibst. Deine Briefe an die Arson — die in Interlaken ist — sind mir nicht zugekommen.

Lassalle an Aurel Holthoff.

Donnerstag. [Genf, 11. August 1864.]

Die Nachrichten, die ich soeben erhalten, sind weit, weit schlimmer, als alles bisherige! Ich glaubte gestern, ich sei in Verzweiflung — ich weiß erst heut was Verzweiflung ist.

Hören Sie! *Alles* ist verreist, der Vater, die Mutter, die Schwester und Helene. Niemand im Hause als die kleinen Kinder. Der Vater ist mit ihr und der Schwester schon Sonntag verreist. Die Mutter blieb noch. Gestern Abend mit dem letzten Eisenbahnzuge kam ein Herr an, ein bel homme, dunkler Teint, schwarzes Haar, der *Wallache*. Helene hatte ihm von Wabern aus *abgeschrieben*. Es scheint, daß er dadurch oder durch die Familie telegraphisch beschieden ankam. Heut früh um sieben Uhr ist die Mutter mit ihm abgereist. Nach den sämtlichen kleinen Umständen scheint es, daß sie irgendwo Helene mit diesem Wallachen verheiraten will, den ich dann im Duell töten, oder, wenn er die Forderung refüsiert, auf der Straße wie einen tollen Hund totschießen werde . . .[1]

Unter diesen neuen Umständen, Holthoff, bitte ich um einen neuen Dienst! Schreiben *Sie* dem Vater. Verlangen *Sie* in Ihrem Namen und in meinem nur *Eins* von ihm, nicht Helenen, sondern bloß drei Monate Aufschub, daß er sie während drei Monaten *nicht* verheiratet; daß er mir drei Monate Zeit gibt *seine, seine eigene Einwilligung zu erlangen*.

[1] Hier steht bei Poschinger (Seite 111) folgende Anmerkung: „Man hat hier eine Stelle des Briefes unterdrückt, worin Vorgänge im Hause Helenens erwähnt werden, die nicht bloß unerwiesen, sondern völlig unwahrscheinlich sind, und auf Erfindung der von Lassalle engagierten Kundschafter beruht haben mögen."

Stellen Sie ihm vor, daß eine unabsehbare Reihe von Verbrechen und tragischen Ereignissen aus einer übereilten Handlung von ihm hervorgehen würde. Ich würde den Mann töten und mit ihr nach Amerika entfliehen. Ich will ja nur drei Monate von ihm. Hätte ich bis dahin seine Einwilligung nicht, gut, so mag er tun, was er will und kann. Gibt er mir die drei Monate, so ist alles gewonnen. Ich werde vom König von Bayern nicht nur eine Vermittlung, nein, einen *positiven Befehl* zu erwirken wissen, daß er sie mir unverzüglich zur Frau gibt. Es gibt noch Männer genug in der Nation, die, wenn sie wissen, daß ich mit Haut und Haar auf dem Spiele stehe, alles mögliche tun, um mich zu retten. Man wird den König bestimmen. Aber ich brauche diese elenden drei Monate Frist.

Wenn Sie ihm mit Nachdruck schreiben, in dem obigen Sinne schreiben, nichts als einen dreimonatlichen Ausstand von ihm erbitten, um *seine* Einwilligung zu erlangen, ihm die schrecklichen Folgen vorstellen, die für seine Tochter selbst aus der Verweigerung Ihrer und meiner Bitte entstehen *werden*, so kann er sie nicht abschlagen, umsomehr, als ihn die Erfüllung dieser Bitte nicht im geringsten präjudiziert. Er läßt nur sich selbst Zeit, gegen eine übereilte Handlung, die *unendliches* Unglück über seine Familie bringen würde. Den König werde ich bestimmen. Ich denke, wenn alles gut geht, vor acht Tagen bereits in München zu sein. Können Sie oder Boeckh mir Briefe für München geben, die mir zu meinem Zweck dienlich sind — um so besser.

Verlieren Sie keinen Augenblick Zeit, an Herrn v. D[önniges] zu schreiben. Von einer Stunde kann Leben und Tod abhängen!

Antwort mir nach Karlsruh poste restante, wohin ich morgen abreise. Ihr verzweifelter F. L.

Lassalle an Helene von Dönniges. (Original.)

[Genf,] Freitag, 12. August [1864].

Beiliegenden Brief[1] schrieb ich Sonntag Abend. Montag hieß es, Du seiest abgereist, was mich verhinderte, ihn Dir, wie ich es wollte, recommandiert zu schicken. Seit Mittwoch ist es mehr als gewiß, daß Du fort bist. Aber man wird Dir diesen Brief nachschicken, oder Du wirst ihn finden bei Deiner Rückkunft.

Ich schicke Dir also den Brief, obgleich ich weiß, daß Dein Vater ihn gleichfalls lesen wird, wenn er überhaupt in Deine Hände kömmt. Mag er ihn lesen, wenn er nur wenigstens auch von Dir gelesen wird. — Ich wiederhole Dir also alles, was ich Dir im beiliegenden Brief gesagt habe. Die Unterredung, die ich darin fordere, mußt Du in *allem und in jedem Falle* bewilligen.

Ich reise heute oder morgen ganz früh nach Karlsruhe. Denn der Weg, Dich zu gewinnen, geht über Deutschland. *Antworte* mir nach *Karlsruhe poste restante;* bestimmst Du mir die Unterredung, so fliege ich so schnell wie möglich wieder hierher zurück.

Nur Deiner eigenen *mündlichen* Erklärung werde ich glauben, daß Du mich aufgibst, nicht einmal einer schriftlichen!

Hältst Du aber *fest* an mir, wie ich überzeugt bin, so soll *keine Macht der Erde* uns trennen. Zu einer Heirat kann man Dich nicht *zwingen.* Du als fille majeure — was Du trotz aller Gesandten-Eigenschaft Deines Vaters hier bist — hast sogar das Recht, jeden Augenblick sein Haus zu verlassen. Schleppt man Dich auch nach Deutschland, so kann man Dich immerhin,

[1] Gemeint ist der Brief vom 7. August, der sich zusammen mit diesem in einem von Lassalle an Helene von Dönniges adressierten Umschlag befand.

obwohl Du dort mineure bist, nicht zu einer Heirat zwingen, wenn Du im entscheidenden Moment Dein „*Nein*" sprichst!

Behalte also Mut! Auch wenn ich *Dir fern* bin, bin ich Dir *ewig nah.* Wenn Du mir Treue bewahrst, so soll es keiner Macht der Erde gelingen, uns auseinanderzureißen. Ich denke *nichts* mehr als an Dich, tue *nichts* mehr, was nicht auch in Beziehung auf Dich steht, habe geschworen, *nie* wieder an irgend etwas anderes zu denken, bis ich Dich errungen habe. Triumphiere! meine Liebe zu Dir übersteigt alles, was Dichtung und Sage jemals von Liebe gesungen haben.

Ohne Dich ist nur der *Tod* meine Zuflucht. Ich habe mir selbst darauf mein *feierliches Wort* gegeben! Es ist ein *Manneswort.* Ich bin kein verliebter Seladon. Das weißt du.

Halte **fest** — *et je me charge du reste.*

F. L.

Sophie von Hatzfeldt an Lassalle. (Original.)

Karlsruhe, 10. August 1864.

Die Sache hat sich sehr fatal und traurig gestaltet, macht sehr unangenehme Schritte nötig, die besser vermieden wären, und Verzögerungen sind vorauszusehen. Ich nehme gewiß den innigsten Anteil daran; aber wie das Resultat dadurch definitiv kompromittiert werden kann, wenn Helene fest bleibt, ist mir ein Rätsel. Man sequestriert heutzutage nicht lange eine Tochter, man zwingt sie auch nicht, jemand zu heiraten, den sie nicht will, und was das Mißhandeln nun gar anbelangt, so bin ich doch der beste juge darin, was in der Art tunlich und habe es hundertfach stärker und länger wie es hier möglich ausgehalten, ohne wankend zu

werden. Darauf, auf Helenens Festigkeit, kommt schließlich allein alles an.

Es ist drei Uhr nachts. Mein Geburtstag, diesmal ein recht sehr trauriger Tag ist angebrochen.

Leben Sie wohl, liebes Kind, ich bin so abgequält von der Unsicherheit über alles, in der Sie mich lassen, daß ich fürchte, ich lege mich hin und sterbe gleich.

Auch wegen Zimmer hier müssen Sie telegraphieren, sonst bekommen Sie keine, und ich weiß ja nicht was, noch wann ich bestellen soll.

10. August 1864, 9 Uhr.

Ich stehe nur auf, um diesen Brief und einen an Rüstow zu expedieren und muß gleich wieder zu Bett, ich bin wie gelähmt und habe diesen Morgen Blut gespuckt, was mir wie lange nicht passiert. Ich habe die beiden Kuren in Ems, vorzüglich in Wildbad, zu schnell forciert gebraucht, ich wollte gern schnell fertig sein und nun die Unruhe, Sorge um Sie über das, was mit Ihnen vorgeht. Ungewißheiten sind wie Gift für mich. Länger wie Donnerstag kann ich es hier *umsonst* nicht aushalten.

Daß Rüstow, wenn *Sie* nicht können, *sofort* schreibt und telegraphiert. Adieu, liebes Kind, ich habe guten Mut und Ahnungen für Sie, für mich desto schlechtere.

Ach Gott, warum zwingen Sie mich hierzubleiben, es wäre gewiß besser, ich wäre bei Ihnen.

Sophie von Hatzfeldt an Lassalle. (Original.)

Karlsruhe, 12. August [1864].

Liebes Kind, daß Sie mir in acht Tagen, wo Sie mich in der tödlichsten Angst wissen mußten, nur ganz unverständliche Depeschen geschickt, daß Sie, Rüstow

und gewiß haben Sie Becker auch, zu drei nicht fünf Minuten Zeit finden konnten, mich durch einen Brief von zehn Zeilen zu benachrichtigen und zu beruhigen, daß Rüstow mir ebenfalls auf die wiederholtesten Briefe keine Silbe hören ließ, war nicht recht und hat mich, da die Ungewißheit das einzige ist, was ich nicht zu ertragen vermag, fast verrückt gemacht. Das ist nun vorbei, und ich habe mich ergeben in das, was ich nicht ändern kann. Ich weiß also nun zwar gar nicht, in welcher Lage Sie sind, allein nach dem, was ich mir darüber denke, ist meine Ansicht, daß Sie persönlich in Genf nichts mehr ausrichten, daß es dort nur mit List noch gelingen kann; aber so lange Sie da, wird die Wachsamkeit nicht nachlassen, und mit Gewalt glaube ich nicht, daß man jetzt gleich zum Ziel kommt. Ich bilde mir ein, daß ich das dort jetzt am besten machen könnte; ich habe ja früher Proben abgelegt, daß ich in dergleichen Sachen geschickt bin, mich nicht fürchte, und daß es mir für Sie an gutem Willen nicht fehlen wird, das wissen Sie ja doch auch. Man kennt mich nicht in Genf, ist also nicht gleich aufmerksam, und man wird sich auch gegen mich bedenken, Mittel anzuwenden, die man bei Ihnen nicht scheuen würde. Sie haben nicht einmal einen Paß, und ich habe einen, den man respektieren muß für alle Leute, die mit mir sind. Überdies sind ja Rüstow und Becker da, um zu beobachten und zu folgen, wenn nötig. Sind Sie meiner Meinung, daß ich nützlich sein kann, so telegraphieren Sie sofort und sagen mir, ob ich direkt nach Genf komme oder ob Sie mich besser, um alles Aufsehen zu vermeiden, in der Eisenbahnstation vor Genf sprechen wollen.

Die Eisenbahnzüge von hier nach Genf gehen so, daß ich um 3 Uhr morgens von hier abfahre, bin den

Abend 6½ in Genf, sonst muß man zwei Tage haben. Hier bin ich ja zu gar nichts gut, als mich krank zu ängstigen, was niemand etwas hilft.

Ich erwarte Ihre Entscheidung hier darüber. Wenn Sie wirklich am 14. kommen, was ich jetzt bezweifle, oder daß ich irgend hier etwas tun kann, so bin ich natürlich ganz bereit zu allem. Ist das aber nicht der Fall, ist hier nichts zu tun und Sie wünschen vielleicht aus Gründen, die ich nicht weiß, daß ich nicht nach Genf komme, so möchte ich nach Zürich gehen, wo ich Ihnen auch näher und schneller da sein könnte, wenn Sie mich brauchen sollten und nicht so allein wie hier bin. —

Lassalle an Sophie von Hatzfeldt. (Depesche Original.)

Nyon 13. August 1864.

Arriverai dimanche midi. Retenez chambre. Tâchez savoir hôtel de Bülow et Hofstetten demain Carlsruhe.

Ferdinand.

Lassalle reiste am 13. August nach Karlsruhe ab. Sein Freund Rüstow blieb in Genf zurück, um die Beobachtungen fortzusetzen und Lassalle über die Ereignisse in Genf zu informieren. Nach der Rückkehr von Helene von Dönniges sollte er versuchen, Zugang zu ihr zu gewinnen und alle Mittel zu ihrer Befreiung ergreifen. Zu diesem Zweck hinterließ ihm Lassalle eine weitgehende Vollmacht und ein Einführungsschreiben für Helene selbst. Für ihren Telegrammverkehr wurden Code-Worte vereinbart. (Siehe Seite 138.)

Lassalle an Helene von Dönniges. (Original.)

Genf, 12. August [1864].

Helene!

Der Übersender dieser Zeilen ist mein Freund, der Oberst Rüstow, der mich ganz vertritt,. und dessen *Anweisungen Du nachzukommen hast, wie meinen eigenen.* Er hat überdies zwei wichtige Briefe von mir für Dich, wird Dir aber zuerst nur diesen Zettel zukommen lassen.

F. Lassalle.

Sowie Rüstow *Deine schriftliche* Antwort hat, daß Du diesen Brief richtig erhalten, empfängst Du die beiden Briefe von ihm, die ich ihm zu diesem Zweck gelassen. Erst den einen, dann den zweiten, nachdem er wieder über jenen schriftliche Empfangsanzeige von Dir hat. Antworte R[üstow] *ausführlich,* so daß er schon aus dem *Inhalt* erkennen kann, daß der Brief *wirklich* von Dir kömmt. Mit ihm kannst Du *Alles* ohne jede *gêne* besprechen, er ist mein alter ego.

F. L.

Rüstow an Helene von Dönniges. (Original[1].)

Ich bitte Sie, meine Gnädigste, mir eine Zeile Antwort für Lassalle zugehen zu lassen. Er ist in Verzweiflung. Sei die Antwort, welche sie wolle. Gewißheit ist am Ende weniger tötlich als die Qual der Ungewißheit. Er glaubt an Sie. Sagen Sie mir, ob er ein Recht dazu hat.

Für *den Fall,* meine Gnädige, daß es Ihnen unmöglich wäre, durch die Überbringerin Antwort an mich gelangen zu lassen, bitte ich Sie, es in einem Brief unter der Adresse:

A B C 12

poste restante Genève

[1] Dieser Brief ist mit dem obigen auf dem gleichen Briefbogen.

zu tun; ich werde morgen, Donnerstag Mittags, auf der Post nachfragen, dann wieder übermorgen. Ich mag die wichtigen Briefe, deren auch Mr. L[esle]y einen hat, nicht eher zukommen lassen, als bis ich sicher bin, daß Sie überhaupt antworten können.

[Rüstow.]

Vollmacht. (Original.)

Genf, 12. Août 1864.

L'an mil huit cent soixante-quatre le douze Août par devant Me. Jean François Henri Rivoire et Me. Jean Marc Albert Wessel, tous deux notaires à Genève soussignés

A comparu Monsieur Ferdinand Lassalle, fils de feu Henri, rentier, originaire de Breslau, domicilié à Berlin, résident temporairement à Genève, rue de Môle, no 6.

Lequel a par les présentes fait et constitué pour mandataire général et spécial Monsieur le Colonel Brigadier Rüstow.

A qui il donne charge et pouvoir de pour lui et en son nom faire toutes démarches et formalités préalables en vue du mariage projeté entre le constituant et Mademoiselle Hélène de Dœnniges, rentière domiciliée à Genève, fille de Monsieur le Docteur de Dœnniges, Chargé d'affaires de S. M. le roi de Bavière près la Confédération Suisse, établi à Genève; en conséquence faire procéder à toutes publications et annonces, adresser toutes réquisitions et autorisations à tous officiers compétents, faire toutes déclarations, donner tous consentements, produire tous titres et pièces, faire dresser tous procès-verbaux, en retirer tous extraits et expéditions.

Se faire délivrer tous actes de naissance de baptême, de confirmation et de décès; faire dresser tous actes de notoriété et tous certificats.

Faire constater l'absence d'opposition au mariage dont s'agit, s'il y a lieu; en cas contraire, poursuivre la main levée de tout empêchement, refus et opposition.

Former et provoquer par tous moyens légaux toutes oppositions au mariage qui pourrait être projeté entre madite Demoiselle Hélène de Dœnniges et toute personne autre que le constituant, faire notifier et mentionner ces oppositions partout où besoin serait.

Aux effets ci-dessus, citer et comparaître devant tous juges et tribunaux, présenter toutes demandes et défenses, former tous recours, appels et interventions, constituer tous avocats, plaider, obtenir tous jugements et arrêts, les faire notifier et exécuter par toutes voies de droit, donner tous acquiescements, prendre tous engagements.

Signer tous actes, registres et requêtes, élire domicile, substituer en tout ou en partie des présents pouvoirs, et généralement faire dans le but ci — dessus indiqué tout ce qui pourra être requis ou utile, quoique non prévu spécialement.

Promettant d'avoir le tout pour agréable, de le ratifier au besoin, d'exécuter les engagements pris par son mandataire constitué, et de lui rembourser les avances qu'il pourra faire pour l'exécution du présent mandat.

Dont acte, fait et passé à Genève, rue de la Tour de l'Isle 2, en l'étude. — Et après lecture faite du tout, mondit F. Lassalle, comparant, a signé avec les notaires le présent brevet repertorié par Me. Rivoire.

Ferdinand Lassalle.

Wessel, not. J. F. Rivoire, not.

Enrgé à Genève le douze Août 1864,
V. l. no 1465, reçu un franc, sans renvoi.
Mercier.

Code-Worte, die Lassalle mit Rüstow vor seiner Abreise nach Karlsruhe für Telegramme verabredet hat.

I	Sicher	(heißt, daß positiver Beweis für Helenes Anwesenheit sich ergeben)
II	Sicher fort	(daß positiver Beweis fürs Gegenteil)
III	Sicher fort Kulm etc.	(wie II unter Hinzufügung des *Bestimmungsortes,* wohin sie gereist ist)
IV	Sicher fort Kulm über München (Berlin etc.)	(wie III unter fernerer Hinzufügung ihrer Hauptaufenthaltsorte, soweit sie gewiß sind)
V	Endlich	(heißt, daß der Vermittler erklärt hat, ihr einen Brief übergeben zu haben)
VI	Endlich Beweis	(wie vorhin, und daß auch *Antwort* von Helene angelangt ist)
VII	Endlich Beweis gut (resp.) schlecht (resp.) ziemlich	(wie vorhin und Urteil über die Frage, ob H. fest hält)
VIII	Endlich Beweis Auftrag	(wie vorhin und daß sie den verlangten Auftrag geschickt hat)
IX	Endlich Beweis Auftrag Prozeß Termin am ... Uhr ...	(wie vorhin und Zusatz, an welchem Tage und Stunde der Procureur einschreiten will)
X	Faktisch gut	(bedeutet, daß Helene ohne Hilfe der Justiz herausgebracht ist und Ihr *schon* von Genf *fort* seid)

XI	Rechtlich gut	(daß sie durch Hilfe der Justiz heraus ist)
XII	Rechtlich gut und besser	(wie XI und daß Ihr *schon unterwegs seid)*
XIII	Faktisch (resp.) rechtlich gut und verändert	(bedeutet, daß der Reiseplan verändert ist und daß ich in Olten Poste restante Brief finde mit Angabe wohin)
XIV	Gefahr	(daß man sie verheiraten will)
XV	Gefahr Erstes Aufgebot (zweites etc.) vorüber resp. bevorstehend	
XVI	Gefahr und Weigerung	
XVII	Gefahr verhindert	
XVIII	Bradamante	(Kammerjungfer gesprochen)
XIX	Helene heißt Henri	
XX	No. 20 und eins (resp.) zwei (resp.) drei	(heißt, daß sie aus dem Haus gebracht und hier *verborgen* ist und die Absicht ist, in 1 resp. 2 resp. 3 Tagen mit ihr zu *fliehen)*
XXI	No. 20 und schnell	(wie vorhin und daß die Absicht ist, *nicht* zu fliehen, bis ich hier anlange.)

Über Lassalles Aufenthalt in Karlsruhe gibt Sophie von Hatzfeldt folgenden Bericht:

Am 14. August abends kam Lassalle endlich in Karlsruhe an. Ich sah ihn zum erstenmal seit dem Unglückstage, der ihn mit Frl. von Dönniges zusammengeführt, wieder. Aber *wie* mußte ich ihn wiederfinden! — bleich, abgehärmt, der Schatten seiner selbst, und in solcher Aufregung, daß, als er mich erblickte, er mir weinend um den Hals fiel. Ich hatte den starken Mann in 18 Jahren nur *einmal* weinen sehen, und das war

beim Tode seines Vaters. Er erzählte mir nun alles, was in Genf vorgefallen.

Mir wurde gleich klar, daß Helene seiner unwürdig sei, daß sie vielleicht während einiger Tage eine rein sinnliche Liebe zu ihm gehabt habe, die aber sofort durch die Abwesenheit Lassalles wieder verschwunden sei. Und daß sie jetzt ein Spiel mit ihm treibe, indem sie ihm jede Nachricht verweigerte, wodurch sie seinen Wahn, daß sie gefangen gehalten sei, verstärkte.

Wie gern hätte ich nur Worte des Mitgefühls, des Trostes, der Hoffnung für den unglücklichen Freund gehabt. Aber mit blutendem Herzen *mußte* ich die schwere Freundespflicht erfüllen, zu versuchen, ihn nach und nach über den wahren Charakter seiner Braut aufzuklären und ihn, der mir stets als Vorbild der Stärke und Festigkeit erschienen, zur Selbstbeherrschung, Ruhe und Vorsicht zu ermahnen. Er war mein *Kind* und mein *Freund* zugleich und ich *durfte* und *mußte* ihm sagen, was kein anderer gekonnt hätte. Er hörte mich auch ruhig an, aber ich sah, wie viel er dabei litt, denn seine Leidenschaft war damals noch auf ihrer größten Höhe. Und wenn ich auch glaube, daß diese Leidenschaft, aus anderen Ursachen entsprungen, zum Teil auf *Selbsttäuschung* beruhte, so war er selbst doch felsenfest von ihrer Stärke überzeugt und glaubte, daß sein ganzes Lebensglück von dieser Heirat abhänge. Er sagte mir: „Sie werden sehen, wenn erst Helene meine Frau ist, so werde ich mich noch zehnmal stärker erheben, daß Sie Ihre Freude und Ihren Stolz daran haben sollen."

Ich stellte ihm vor, wie man doch unmöglich annehmen könne, daß Fräulein Helene, die kein Kind mehr sei, und sich jahrelang in der Welt bewegt habe, nicht hätte imstande sein sollen, ihm in zehn Tagen auch nur einen Zettel zukommen zu lassen.

Er versuchte sie gegen meine Vorstellungen mit der Schwäche ihres Charakters zu verteidigen, brachte alle Beweise herbei, daß sie gezwungen und gefangen gehalten sei. ... Allein so sehr er sie auch vor mir und vor sich selbst zu verteidigen suchte, so entging es mir doch nicht, *daß bereits Zweifel in ihm aufzusteigen begannen*....

So trennten wir uns am 16. August. Ich, um in Mainz, Wabern und Genf seine Aufträge auszurichten — Er, um sich mit Herrn von Hofstetten, der mit wahrer Freundschaft sofort seinem Ruf Folge geleistet, nach München abzureisen."

Wilhelm Rüstow an Lassalle. (Original.)

[Genf, 14. August 1864.]

Gestern Abend in Nyon von 5—6 Abends mit Lesley gesprochen; er hatte einen Brief von seiner Frau. In Wabern war ein Brief für die Arson angekommen, Postzeichen *Chambery,* nach Mme Lesleys Meinung von der Hand Henris. Vedremo. Mme. Arson kommt Dienstag nach Wabern zurück. Der Briefträger hatte nichts. Ein chargierter Brief für Dich, heute auf der Post gefunden, wollte mir nicht ausgeliefert werden trotz meiner Vollmacht. Ich habe ihn also nach Karlsruhe senden lassen. — Bei Klapka war ich heute, fand ihn aber nicht. Mlle. Argaud, welche mich eben verläßt, hat im Gespräch von der Köchin, ohne zu fragen gehört, daß am *Mittwoch,* 17. die ganze Gesellschaft zurückkommt; wiederholt wird von dieser Seite versichert, von *Basel* her, was freilich mit Chambery nicht stimmt. Habe Geduld bis Mittwoch oder Donnerstag, dann denke ich Dir bestimmte Nachrichten geben zu können. Schreiben werde ich dir jeden Tag eine Zeile und mich außerdem

mit schon jetzt möglichen Vorbereitungen beschäftigen. Für morgen habe ich mir Mme Pasteur bestimmt. Heute habe ich mir einen intelligenten jungen Commissionair ausgesucht, den ich für gewöhnliche Bestellungen und Unterhaltung des Verkehrs verwenden werde. Die Argaud spricht auch von einem Mr. le Baron (aller Wahrscheinlichkeit der Wallach) der am Mittwoch mit hierherkommen soll.

Viele Grüße an die Gräfin. Schreibe mir auch über den Fortgang Deiner Unternehmung.

Becker ist eben bei mir; er hat mit Bradamante gesprochen über eine Stunde lang. Bradamante hat ihm im wesentlichen das gesagt, was sie Dir letzthin erzählte. Man wird nicht klug aus der Geschichte. Bradamante behauptet, sie erfahre nichts, weil sie als Parteigängerin für Ferdinand und Henri dem Alten und seinen Anhängern verdächtig sei. W. R.

Lassalle an Wilhelm Rüstow. (Original.)

Karlsruhe, Montag, 15. [August 1864].

Lieber Freund,

Gestern hier angekommen! Noch kein Brief, noch keine Depesche von Dir!

Ihr wißt also noch immer nichts Neues.

H[ofstetten] ist hier. Ich reise morgen mit ihm nach München ab, wo sich Bülow krank bei Wagner befindet.

Humbert sah ich gestern in Basel. Helene ist *nicht* in Basel gewesen. Sie hat also die Schweiz noch nicht verlassen. Humbert ist nun nach Bern und wird wohl zur Zeit schon an Becker rapportiert haben, ob er was von ihr ermittelt.

Wenn nicht, so schicke ihn oder Lombard, oder wenn es nötig ist, beide das *ganze Seeufer* entlang, auch auf der französischen Seite, sie zu suchen.

Die Gräfin wird nach Wabern zur Arson reisen, die Briefe Helenes dort lesen, und durch die Arson, mit dieser nach Genf gehend, die Mutter zu sprechen suchen und dieser dann *höchst eindringlich* die Wahrheit sagen. Sie hat mir fest versprechen müssen, Dich in Genf nicht zu sehen, damit Du nicht durch sie verraten wirst.

Herwegh hat keine Mittel für Liebig und Kaulbach.

Daß Bülow ohnehin gerade bei Wagner ist, ist günstig.

Aber meine Verzweiflung immer im Herzen

Dein Ferdinand.

Ich wohne in München, Hotel Oberpollinger.

Die Gräfin wird *vielleicht* durch die Arson Mittel haben, Helenen einen Brief von mir zu bestellen. Wenn sie also einen solchen von Dir fordert oder durch Becker fordern läßt (oder etwa von Bern oder anderwärts aus brieflich ihn verlangt: Deine Adresse habe ich ihr für diesen Fall gegeben), so schicke ihr sofort den großen Brief, der durch Amberny früher gehen sollte, oder den kleinen silberpapiernen Lesley'schen, lieber aber den ersten Amberny'schen. F. L.

Richard Wagner an Lassalle. (Depesche, Original.)

Starnberg, 14. August 1864.

Bülow ist bei mir aber krank, er kann unmöglich verreisen.

Richard Wagner.

Infolge dieses Telegramms begab sich Lassalle von München nach Starnberg, um dort Hans von Bülow

aufzusuchen. Durch dessen Fürsprache wollte er Richard Wagner zu einer Intervention beim König Ludwig II. bewegen. Lassalle „mißfiel" Wagner „innigst". Dennoch sagte ihm dieser unter gewissen Voraussetzungen seine Mitwirkung zu.

Wilhelm Rüstow an Lassalle. (Original.)

[Genf,] 15. August 1864.

Lieber Lassalle!

Ich komme soeben von der Insel Rousseau, wo ich ein Rendezvous mit Mlle. Pasteur hatte — um 4 Uhr, also bei hellem Tage. Welchem Verdachte ich mich aussetze, Gott, der in das Inwendige der Menschen sieht, weiß es allein und kann es begreifen, welche Opferfähigkeit ich beweise, indem ich sogar mit einer solchen alten zähen Jungfer mon calme möglichst bewahre.

Die allgemeinen Mitteilungen der Pastorin stimmen mit dem sonstigen überein — im speziellen behauptet sie, zu *wissen*, daß Helene nicht mit der ganzen Gesellschaft am Mittwoch zurückkommen, sondern 14 Tage länger ausbleiben wird, — und sie behauptet, ferner zu wissen, wo Henri sei. Lesley, der heut morgen bei mir war, sagt: Madame Arson wollte Freitag den 12. nach Wabern zurückkommen. Sie ist nicht gekommen, sondern statt ihrer ein Telegramm, welches sagt, sie verreise und wisse nicht, wann sie wiederkomme. Lesley sagt, sie könne nirgendswo anders hingehen, als zu Helene. Da sie (Mme. Arson) aber nicht über Bern gekommen, sei zu schließen, daß Helene weder in Chambery noch in Basel sei. Einige Andeutungen meiner alten Jungfer weisen darauf hin, daß sie im südlichen Teil des Canton Bern oder im Canton Freiburg ist. Die Alte ist zähe und ich will sie gehörig traitieren.

Mein Plan, den Du nach dem vorigen begreifen wirst, ist: den ganzen Mittwoch hier zu warten, um erst sicher zu wissen, ob Henri hierher mit zurückkommt oder nicht. Wenn nicht, will ich dann am Donnerstag dorthin abgehen, wohin la Pasteur mir zeigt. Bis Mittwoch Abend habe ich ihr Geheimnis jedenfalls, ich will nur nicht zu scharf draufgehen, um nicht *unnütz* Geld fortzuwerfen. Lesley, der eben bei mir war, bleibt bis Mittwoch Abend hier, wird bis dahin Briefe haben, und glaubt, daß wir danach kontrollieren können — desto besser. Ich schreibe Dir alles dies der Präparation halber, damit Du meine etwaigen Depeschen besser verstehst. Falls ich weggehe, nehme ich die Pasteur als Geisel ein Stück mit, außerdem irgend einen passenden Kerl.

Morgen Nachmittag mache ich mit Kl[apka] einen kleinen Ausflug zu Carl Vogt.

Bei Amberny war ich heut Nachmittag; er hat nichts neues. Deine Vollmacht habe ich heute Morgen abgeholt und in der Tasche.

Viele Grüße! Ich warte noch mit dem Schluß. Vielleicht kommt noch etwas.

Du mußt bei allen meinen Briefen *dies* ins Auge fassen, daß ich Dir möglichst genau mitteilen will, was vorgeht, damit du nicht überrascht wirst. Du mußt nur das herauslesen, was darin steht; immer bedenken, daß mit den Tatsachen Schlüsse verbunden sind, die möglicherweise falsch sein können.

Lach mich nicht aus wegen dieser weisen Bemerkung — oder, wenn Du lachen kannst — desto besser!

[Rüstow.]

Wilhelm Rüstow an Lassalle. (Original.)

Dienstag Morgen [Genf, 16. August 1864.]

Lieber Freund!

Soeben verläßt mich die Argaud. Ihr Bericht ist in zwei Worten: die ganze Familie, inklusive Helene und Racowitza ist in Genf zurück, Racowitza wohnt dort im Hause.

Die Argaud hofft, heute Deinen ersten Zettel zu bestellen. Wir wollen dann sehen, ob eine Antwort kommt.

Ich bin wieder ganz deroutiert. Man sagt mir, Dönniges hätten keine Equipage, die Schimmelequipage soll dem Duc de Rovigo gehören. War es Helene, die wir an jenem Sonnabend sahen, wirklich? Oder hat Bradamante grade in allem die Wahrheit gesagt? Ich warte mit Schmerzen auf eine Antwort von H[elenen]. Fällt diese ganz anders aus, als wir wünschen, was wirst Du dann tun? Wirst du opponieren? Leider muß ich Dich an die schwarze Möglichkeit, die ich Dir so lange bestritten habe, jetzt erinnern.

Dein W. R.

Vielleicht muß ich Dir heute schon ein Telegramm senden.

Wilhelm Rüstow an Lassalle. (Original.)

[Genf,] Mittwoch, 17. August [1864].

Lieber Freund!

Du wunderst Dich vielleicht, daß ich nicht telegraphiere. Indessen mit gutem Gewissen hätte ich noch keine unserer Formeln anwenden können. Es scheint mir darauf anzukommen, daß du nicht unnütz beunruhigt werdest.

Während ich schon gestern Abend mit Sicherheit eine Antwort von Henri erwartete, kommt heute Morgen die Argaud mit unserem Billet zurück und sagt, sie könne es zwar übergeben, aber wie werde sie die Antwort empfangen können? Helene sei beständig mit dem Mr. le Baron (dem Wallachen) zusammen. Ich habe nun dem Billet noch einige Zeilen beigefügt, in welchen ich H[elene] bitte, für den Fall, daß sie der Überbringerin die Antwort nicht übergeben könne, einige Zeilen poste restante unter meiner Adresse und in Chiffern auf die Post zu werfen.

Lesley will im Laufe des heutigen Tages in die Campagne Vaucher gehen. Ich habe ihm für diesen Fall den Brief in Bleipapier übergeben. Der Amberny'sche Brief darf nicht ohne die vollständigste Sicherheit abgegeben werden.

Die Arson ist nach einer Depesche, die Lesley heut empfangen hat, in Wabern zurück.

Die Langsamkeit unserer Operationen ist scheußlich ennuyant, und dennoch muß man die Sache ertragen, um nicht durch Brusquerie alles zu verderben.

Kayserlingk war gestern bei Klapka und wollte von diesem zu mir kommen, ist aber noch nicht gekommen; ich suche ihn nicht, sondern erwarte seine Anzeige, daß er hier ist. Klapka ist gestern Nachmittag nach Turin verreist und kommt in etwa 10 Tagen wieder.

Fällt noch irgend etwas Erwähnenswertes vor, so schreibe ich noch einmal oder telegraphiere. Deine Depesche habe ich gestern, Deinen Brief heute früh erhalten.

Rüstow.

Mme Arson an Lassalle. (Depesche, Original.)

J'arrive d'un voyage, aucunes nouvelles récentes, je vous envoie lettres.

Gemma Arson.

Lassalle an Wilhelm Rüstow. (Depesche, Original.)

München, 18. August 1864.

Henri hat am 9. August Bex passiert. Dies positiv. Wohin unbekannt. Was tun? Handle klug und schleunigst. Nachschicken die besten Kräfte.

Julian[1].

Wilhelm Rüstow an Lassalle. (Depesche, Original.)

Genf, 18. August 1864.

Endlich Beweis. Ganz schlecht. Brief Henris für Dich bei mir. Wohin senden? Wilhelm.

Lassalle an Wilhelm Rüstow. (Depesche, Original.)

München, 18. August 1864.

Brief copieren. Original augenblicklich hierher, Hotel Oberpollinger. Mut nicht verlieren, festhalten. Wo ist Henri? Telegraphisch mir anzeigen, wenn bekannt.

Julian.

Lassalle an Wilhelm Rüstow. (Depesche, Original.)

München, 18. August 1864.

War von Henri beantworteter Brief durch Bradamante bestellt?

Vielleicht in unrichtige Hände gefallen und Antwort erzwungen. Wenn Weg nicht absolut zweifellos, wage nicht Ambernyschen Brief, sondern erwarte hierzu Sophiens Ankunft. Rücktelegraphieren.

Julian.

[1] Deckname für Lassalle.

Lassalle an Wilhelm Rüstow. (Depesche, Original.)

München, 18. August 1864.

Nachträglich: Welchen meiner drei Briefe hat Henri bekommen und beantwortet? Den kleinen dritten oder den silberpapiernen oder großen Ambernyschen? Dies telegraphisch beantworten. Ferner Henri jedenfalls Ambernyschen Brief zukommen lassen, wenn mit Sicherheit möglich, und auch dies telegraphisch mir anzeigen.

Julian.

Wilhelm Rüstow an Lassalle. (Depesche, Original.)

Genf, 19. August 1864.

Mitternacht zwei Münchener Depeschen erhalten. Habe persönlich Amberny'schen Brief an Henri abgegeben. Henri's Brief mit meinigem seit gestern nach München unterwegs, weitläufige Aufklärung. Wann kommt Sophie? Wilhelm.

Lassalle an Wilhelm Rüstow. (Depesche, Original.)

München, 19. August 1864.

War Henris ganz schlechter Brief schon Antwort auf Amb—schen? oder vor Lesung desselben geschrieben? Durch diese Lesung nichts verbessert? Sofort rücktelegraphieren. Sterbe stündlich tausendmal. — Hier nicht übel. — Sophie spätestens Sonntag Montag.

Julian.

Lassalle an Wilhelm Rüstow. (Depesche, Original.)

München, 19. August 1864.

Weitläufige Aufklärungen! Wie? Schlecht? Mittel-

mäßig? Hoffnung? Hoffnungslos? Deute doch an! Ich liege auf glühendem Rost.

Sophie in wenig Tagen da.

Julian.

Sophie von Hatzfeldt an Lassalle. (Original.)

[Mainz,] 16. August 1864 abends.

Ich bin um 3½ Uhr angekommen und um 5 Uhr fuhr ich geradeswegs zum beabsichtigten Besuch[1] und wurde sogleich mit empressement vorgelassen und brachte 2½ Stunden dort zu. Ich gebe hier Bericht über den Verlauf. Erreicht *Positives* habe ich nichts, das war auch durch mich in diesem speziellen Falle, wie mir mein Gefühl sehr richtig sagte, *unmöglich*. Ich bin Katholikin, und er *konnte* sich gegen mich, die in den Schoß der Kirche zurückzuführen sein erstes Bestreben sein mußte (und dies war auch der Gedanke, der sogleich in ihm aufstieg, wie es sich deutlich im Gespräch zeigte), nicht soviel vergeben, daß er mir blicken ließ, daß rein äußerliche Formen ihm genügen, daß weltliche Rücksichten und Vorteile ihn bestimmen könnten. Außerdem hat er mir den Eindruck gemacht, als wenn dies wenigstens zu dreiviertel seine wirkliche Überzeugung sei. Unter diesen Umständen konnte er ein Versprechen irgendeiner Art nicht geben, aber einen günstigen Eindruck habe ich jedenfalls gefunden und der Boden war auch im voraus eher günstig gestimmt; was daraus im *stillen* erwachsen kann, das vermag ich nicht zu beurteilen. Ich habe in ihm einen *sehr* gescheiten Menschen mit dem feinsten Takt für das seiner Stellung Angemessene und feiner Beurteilung gefunden. Auf mein

[1] Die Gräfin schildert hier ihren Besuch beim Bischof von Mainz (Wilhelm Emanuel von Ketteler).

wiederholtes Drängen nach allen Seiten hin sagte er mir: „Ich nehme ein lebhaftes Interesse an Lassalle, an seinem ernsten und wahren wissenschaftlichen Streben, ich habe sehr viel von ihm gelernt, ich billige seine sozialen Bestrebungen, sein Wirken durchaus. Wenn ich etwas für ihn tun könnte, würde ich es gern tun, um einen der Sache so unentbehrlichen Mann zu erhalten. Denn wenn ich an die Realisierung seiner Ideen auf dem Wege nicht glaube, weil, wie es sich jetzt an Lassalle selbst so wunderbar zeigt, jedes Prinzip, und sei es mit noch so eminenten Fähigkeiten vertreten, wenn es der allein *unwandelbaren* Basis der Religion entbehre, nicht stichhielte, wenn der Sturm der Leidenschaft darüber wehte, so habe Lassalle die wichtige Aufgabe, die Irrtümer und Lügen auszurotten, mit hohem Verdienst und Erfolg bis jetzt verfolgt, und er müsse ihr erhalten bleiben. Er frug mich, wie denn überhaupt, in welcher Form die Kirche eingreifen könne; er sagte auf meine verschiedenen Einwürfe: „Ja, wenn das Mädchen Katholikin ist, sich selbst an die Kirche wendete um Schutz, um Erhaltung der Heiligkeit des Sakramentes, das seine wahre Weihe nur durch die innere Übereinstimmung der Seelen (d. h. natürlich zur Ehre Gottes) erhielte, um Rettung ihres durch die aufgezwungene Lage gefährdeten Seelenheils, dann vielleicht wäre es möglich; aber Lassalle *sei noch nicht übergetreten* und erkläre diesen Übertritt offenbar jetzt nur aus dem Stürmen und zur Befriedigung der Leidenschaft. Er billigte übrigens den Schritt, nach München zu gehen und in loyaler Weise sein Recht zu suchen, durchaus, sprach wiederholt seine *Freude* über das bis jetzt verfolgte Verfahren von Lassalle aus, da er sich wirklich für ihn interessierte, da es das einzige für ihn und seine Stellung Passende. Er konnte auch nicht begreifen, wie ich die

Sache so schwarz ansähe. Das Betragen des Vaters sei sehr tadelnswert, könne aber nicht von Dauer sein und mit Ruhe und Ausdauer das Ziel wohl zu erreichen.

Ich hätte so *gern* etwas Bestimmteres gemeldet. Ich reise morgen früh nach Bern, treffe morgen abend, wie man mir sagt, um 11 Uhr dort ein, dort ist ein weit möglicheres Feld der Aktion für mich.

Leben Sie wohl, liebes Kind, ich bin innerlich wie äußerlich halb tot. Immer steht Ihr Gesicht, wie ich es aus dem Wagen sah, vor mir. Wenn Sie mich hart gegen Sie gefunden, so glauben Sie mir, mein Herz blutete dabei vielleicht noch trostloser als das Ihrige. Ich kann sagen, daß ich für Sie das Gefühl habe, als wenn Sie mit einem *materiellen* Band an mein innerstes Sein gebunden wären, das durchgeschnitten die Verblutung herbeiführen muß. —

Wilhelm Rüstow an Lassalle. (Original.)

[Genf,] 18. August 1864.

Lieber Freund!

Nachdem ich Dir telegraphiert habe und in Erwartung Deiner Antwort schreibe ich Dir. Gestern waren Kayserlingk, der von Klapka meine Adresse erhalten, und dann Arndt bei mir. Letzterer teilte mir mit — die Kleinigkeiten übergehe ich heute — daß der alte Dönniges sehr erfreut sein werde, wenn ich ihm heute einen Besuch mache. Ich konnte dies nicht ablehnen. Die ganze Familie ist in der Tat verreist gewesen, und Kayserlingk und Arndt sind gekommen, sobald sie zurück waren. Mit Arndt traf gestern unglücklicherweise Lesley zusammen, so daß ich dem letzteren abriet, in das Haus Dönniges zu gehn. Ich selbst hatte die Bestimmung einer Stunde verlangt, — infolge der Antwort

begab ich mich heute um 9¼ Uhr in die Campagne Vaucher und kehrte erst um 11 Uhr zurück, um sogleich aufs Telegraphenamt zu gehen.

Der alte Dönniges sagte mir nun, daß er auf keinen Fall seine Zustimmung zur Verheiratung Helenes mit Dir geben könne. Unter anderen Umständen würde er möglicherweise bloß seine Zustimmung versagt haben, im Übrigen Helene überlassend, zu handeln, wie sie wolle. Aber Helene sei verlobt seit 4 oder 5 Monaten mit Herrn von Racowitza. Er, Dönniges, sei dagegen gewesen, alle, Helene selbst, wären in ihn gedrungen. Nun habe er den jungen Mann *kommen lassen,* die Verlobung sei feierlich vollzogen, und er fühlte sich durch seine Ehre gebunden, dies Engagement aufrecht zu erhalten, falls Racowitza nicht von selbst zurücktrete, was derselbe nicht getan.

Ich machte ihn dann darauf aufmerksam, dies sei sein Standpunkt. Ich müßte den Deinigen auseinandersetzen: Du habest Helenens Wort und sie habe Dein Wort. Du seiest durch Dein Wort gebunden, ganz abgesehen von dem ihrigen. Du müßtest vorläufig in der Voraussetzung handeln, nach allem, was vorgegangen, daß Helene nicht frei sei; sie stehe unter moralischem und physischem Zwang. Du wärest verpflichtet, so lange Du dies annehmen müßtest, auch das äußerste zu wagen, Du dürftest ein Weib, das für Dich den Schritt in der Pension Bovet getan, nicht so leichtsinnig preisgeben.

Darauf protestierte Dönniges feierlich: es herrsche kein Zwang, Helene sei frei, von den Mißhandlungen etc. sei kein Wort wahr. Er habe eine ruhige Auseinandersetzung mit H[elene] gehabt und sie sei ihm schließlich um den Hals gefallen und habe die größte Reue bezeigt. Übrigens habe er Helenen gesagt, so obenhin bloß abbrechen, ohne sich Dir gegenüber zu erklären und ganz

bestimmt, das gehe nicht; sie müsse die Suppe ausessen, die sie eingebrockt, sie müsse Dir schreiben.

Ich fragte darauf, ob H[elene] wirklich frei sei, so frei, daß ich ihr einen Brief von Dir übergeben, und daß sie diesen ungehindert lesen dürfe. Er sagte ja. Helene wurde gerufen; sie übergab mir zunächst den unglücklichen Brief an Dich, den ihr Vater, ohne ihn zu lesen, in meiner Gegenwart versiegelte. Gemäß Deiner Autorisation habe ich ihn erbrochen, um zu sehen, ob ich Dir, ehe ich telegraphierte, nicht einen Funken Hoffnung machen könnte.

Ich übergab ihr darauf Deinen (Amberny'schen) also den Hauptbrief, — sie zog sich zurück, um denselben genau zu lesen, während ich mit dem Alten allein blieb. Nach einer halben Stunde kam sie zurück; ich spähte, eine Bewegung in ihr, irgend ein Zeichen in ihren Augen zu entdecken. Ich entdeckte — nichts. Sie sagte mir, nur mit der Gène, die unter den Umständen und da ich sie scharf und forschend ansah, das mindeste war, was sie leisten mußte: Sagen Sie Herrn Lassalle, ich habe seinen Brief gelesen; es ist aber alles vollkommen so, wie es in dem Briefe steht, den ich Ihnen für Herrn Lassalle übergeben. — Ich sagte ihr daraufhin noch, ich wäre bereit, jeden ihrer Aufträge auszuführen. — Sie zog sich mit einer Verbeugung zurück.

Nimm mir nicht übel — ich weiß nicht, was ich von dieser Dame denken soll. Vorläufig kann ich nichts anderes, als mit offenem Maul vor dieser Verbindung der Tatsachen stillstehen.

Die Kammerjungfer, sobald sie von Dir heimkam, hat nichts eiligeres zu tun gehabt, als mit Triumph zu erzählen, daß sie von Dir 180 Francs bekommen und Dir dafür einen ganzen Haufen Lügen aufgebunden habe.

Lieber, armer Kerl, Deine Aktien stehen schändlich

schlecht. Es wird Dir *nichts* anderes übrig bleiben, als daß Du suchst, mit H[elenen] noch einmal zusammenzukommen, und dann — unbarmherzig *Deine Sache* bearbeitest. Das ist das einzige. — Mein Eindruck von heute ist der, daß ich mir gar kein Gewissen machen würde, wenn die Gelegenheit sich böte, auf Dein Conto so zu verfahren.

Der Alte brachte im Laufe des Gesprächs auch Dein Judentum zum Vorschein. Als ich ihm sagte, daß Du ja nicht das mindeste dawider hättest, irgend einen anderen Glauben anzunehmen sagte er, das wisse er wohl, aber diesen plötzlichen Religionswechsel, eben unter solchen Umständen, könne er nicht mit seinen Überzeugungen vereinigen[1].

Eben erhalte ich Deine Depesche; freilich war sie in Bex, das weiß ich seit drei Tagen auch, warum wußten wir das nicht eher? Vielleicht — — —

Nun noch eine tröstliche Antwort. Die Heirat mit Racowitza, das weiß ich positiv, steht noch in weitem Felde. Der Vater von Racowitza verlangt, daß der junge Mann erst Dr. juris werde, ehe er heiraten darf. Du hast also Zeit zu Überfällen.

Arndt ist laut seiner Karte: Docteur en philosophie et collobarateur aux: Monumenta Germaniae historica.

Komische Scenen kamen natürlich in diesen ernsten Unterredungen auch vor. Unter anderm spielte der kleine Gesandte zu meiner unwillkürlichen Erheiterung mehrfach eine Rolle. —

---

[1] Im Hatzfeldt-Liebknechtschen Abdruck und auch bei Becker (2. Aufl. Seite 179) war an dieser Stelle der Satz eingefügt: „worauf ich ihm bemerkte, er selber habe ja eine Jüdin geheiratet, welche vorher zum Christentum übergetreten sei." Dieser Satz fehlt im Originalbrief, es ist aber anzunehmen, daß er von Rüstow in die Korrektur eingefügt worden ist. (Siehe Einleitung S. 26.)

Denkst Du nicht, daß sich bei dieser Fähigkeit zu wechseln, die Momente von Kaltbad, Wabern, Pension Bovet wiederholen können? Dann ergreife sie.

Eine Spezialität ist vielleicht noch von Interesse für Dich. Helene erschien im roten Hemde. Schön ist sie, aber — man muß bei ihr zugreifen, wenn man sie hat, und nicht auf ihre Festigkeit, auf ihren Willen rechnen. Deine theoretisch sogenannte *Sache* mußtest Du in aller Realität zu *Deiner Sache* machen, um sicher zu sein — sicher des einen wenigstens, was Du dann gehabt *hast*.

*

Lieber Lassalle.

Mit Schmerzen wartete ich auf das Telegramm, welches, obwohl es schon 5 Uhr aufgegeben, erst um 8¼ hier angekommen, eben jetzt um 8¾ in meine Hände gelangte. Helene ist, wie Du aus dem Vorherigen siehst, hier. Du erhältst von mir *ganz* genaue Nachricht. Du wirst aus dem vorigen sehen, daß ich den Mut gar nicht verloren habe. Aber ich sage Dir, es gibt nur ein einziges Mittel; dasselbe, was Dir einst Heinrich Heine in Paris sagte, sage ich Dir. Im Vertrauen (dies ist also nur für Deinen Gebrauch) sage ich Dir, daß ich erfahren habe, man suche es fertig zu bringen, Helene bis zum *20. September* zu verheiraten. Racowitza soll sich in *Heidelberg* den Dr. juris kaufen.

Verlaß Dich darauf, daß ich wache und arbeite, und durch **nichts** mich abhalten lasse, immer neue Wege zu finden. Doch Du siehst, der Brief Helenes mit allem, was daran hängt und was ich Dir erzähle, trotz aller Ermutigung, die ich ihr gab, *könnte* einen rasend machen.

Dein W. R.

Hier folgt der Brief, den Helene von Dönniges Oberst Rüstow für Lassalle übergab und den er am 18. August nach München weitersandte.

Helene von Dönniges an Lassalle. (Original.)

Sr. Wohlgeboren Herrn Lassalle!

Nachdem ich mich von ganzem Herzen und in tiefster Reue über die von mir unternommenen Schritte wieder mit meinem verlobten Bräutigam Herrn Janko v. Racowitza ausgesöhnt und dessen Liebe und Verzeihung wiedergewonnen habe, nachdem ich davon auch Ihrem Rechtsanwalt Herrn *Holthoff* in Berlin Nachricht gegeben habe, bevor ich dessen abmahnenden Brief erhielt, — erkläre ich Ihnen freiwillig und aus voller Überzeugung, daß von einer Verbindung zwischen uns nie die Rede sein kann, daß ich mich von Ihnen in jeder Beziehung los sage, und fest entschlossen bin, meinem verlobten Bräutigam ewige Liebe und Treue zu widmen.

Helene von Dönniges.

Ich ersuche Sie, mir den Brief, den Sie von mir in Händen haben, zurückzustellen.

Wilhelm Rüstow an Lassalle. (Original.)

[Genf, 18. August 1864.]

Lieber Freund!

Ich habe Dir heute Morgen telegraphiert. Meinst Du nicht auch, Du sollst an Helene schreiben? Sag ihr namentlich, keinesfalls würdest Du ihre Briefe zurückgeben, ohne daß Du diese Forderung aus ihrem Munde hättest; keineswegs würdest Du aufhören, an ihre Unfreiheit zu glauben, so lange sie Dir das nicht persönlich erklären könne.

Ich will jetzt einmal mit dem jungen Mann, dem Racowitza, sprechen. Vielleicht findest Du es dumm, indessen ich habe leider gesehen, daß ich mich wirklich auf keinen Menschen verlassen kann. Den Amberny'schen Brief hätte Helene noch nicht, wenn ich ihr ihn nicht selbst gab. Ich werde dem Racowitza sagen: er selbst müsse darauf dringen, daß Helene noch eine persönliche Auseinandersetzung mit Dir habe.

Von der Intervention der Gräfin verspreche ich mir nichts. Obwohl ich in meiner Unterredung mit dem alten Dönniges jede Erwähnung von Damen abschnitt, die mit der Sache nichts zu tun hätten, konnte es mir doch nicht entgehen, daß in der Familie Dönniges ein förmlich irraisonnierter Haß gegen die Gräfin besteht. Direkt wird sie nichts ausrichten können; bliebe indirekte Wirkung.

Deine Angelegenheit mit dem Dr. Arndt ist in einer Weise beendet, die Dir völlige Satisfaction gibt und für ihn ehrenhaft ist. Er hat Klapka und mir erklärt, daß er nicht daran gedacht habe, Dich beleidigen zu wollen. Er glaube selbst andere Worte gebraucht zu haben, als die von Dir angegebenen. Indessen er wolle darauf keinen Wert legen, jedenfalls stehe fest, daß er nicht im Entferntesten einen für Dich beleidigenden Sinn in diese Worte gelegt habe.

Speziell sagte er mir noch, daß der alte Dönniges beständig davon gesprochen habe, wie er die Engagements gegen Racowitza nicht aufgeben könne, *ohne der Ehre* seiner Familie zu nahe zu treten, und daß dies ihm besonders vorgeschwebt habe. Außerdem habe er Dich im Weggehen für den Fall, daß ihm ein zu weitgehendes Wort entfallen, um Verzeihung gebeten. Um der Wahrheit die Ehre zu geben, muß ich sagen, daß der Doktor sich bei der ganzen Geschichte höchst anständig benommen hat; auch das, was wir ihm (unter anderm in der von mir aufgesetzten species facti) imputierten, fällt jetzt, wenn es nicht ganz sein sollte, doch größtenteils dahin.

Du, armer Freund, bist auf die Gewalt, auf den Raub der Sabinerinnen abgestellt. Mein Streben geht dahin, in irgend einer Weise Dich mit Helene persönlich zusammenzubringen. Was soll man noch auf anderes hoffen, wenn sie *schriftlich* gegen jedes Band mit Dir unter Hervorhebung, daß sie frei sei, protestiert?

Sobald ich mein Ziel erreicht sehe, würde ich dies schleunigst telegraphieren.

Wie steht es mit den Dingen in München?

Eine Frage noch: Der Dönniges behauptet, als Helene von Deiner Absicht in die Schweiz zu kommen gehört, habe sie Dir geschrieben oder sagen lassen, Du möchtest nicht kommen. Ist das wahr? Ich erinnere mich nicht mehr, ob Du mir von diesem Punkt gesprochen.

Eine Beschleunigung der Ehe scheint wirklich beabsichtigt zu sein. Aber jedenfalls ist bis jetzt noch kein offizieller Schritt geschehen. In diesen Tagen und bis morgen incl. ist wegen der Staatsratswahl mit keinem Menschen hier etwas anzufangen.

Ich schreibe Dir mit einer gewissen Trockenheit, um Dich nicht mit banalen Phrasen zu plagen, die einem großen Unglück gegenüber eklig sind, und die doch oft gerade das einzige sind, was man außer dem Handeln einem großen Unglück bieten kann.

Leb wohl. Von der Gräfin eben ein Brief. Hoffentlich auf ein Wiedersehen, welches nicht zu trostlos ist.

[Rüstow.]

Aurel Holthoff an Lassalle. (Original.)

Berlin, 8. August 1864 — qou acc. = die Datumlosen.

Mein lieber Freund!

Sie sind nicht gewöhnt daran, daß es Ihnen mißglückt. Daher Ihre Ungeduld und Ihre Verzweiflung.

Alles das hat sich schon tausendmal wiederholt und selten wird ein Romeo und Julia-Roman daraus. Die Regel ist, daß sich die Leute austoben und das Ding ein vernünftiges Ende hat. Sie konnten es ja gar nicht anders erwarten. Ich habe Ihnen oft genug gesagt, daß die Familie nichts von Ihnen wissen will, und offen gestanden, bei der scheinbaren Abkühlung, die Sie in dem politischen Eiskeller sich verschafft hatten, geglaubt, es handle sich bei Ihnen mehr um eine Galanterie als um eine wirkliche Neigung. Darum habe ich Ihrer Annäherung, so viel an mir lag, gewehrt, weil ich das mir sehr lieb gewordene Mädchen nicht den Wechselfällen einer verliebten Laune ausgesetzt sehen wollte. Ich habe in der Tat nicht daran gedacht, daß es möglich sei, Sie würden in der Schweiz so ernste Demarchen machen.

Da es Ihnen nun aber wirklich so bitter ernst geworden ist, so haben Sie sehr töricht gehandelt. Nicht darin, daß Sie Helene nicht sofort nach Caprera gebracht, ich gebe vielmehr ihrer (Helenens) Auffassung vollkommen recht; aber Sie mußten hübsch aus der Ferne abwarten, wie es gelang die Eltern zu gewinnen, und erst persönlich anrücken — aber dann freilich mit allen Ränken und Eventualitäten, wie den *unüberwindlichen* Widerstand durch einen Handstreich zu brechen.

Jetzt gilt es seine Zeit abzuwarten.

Meiner Meinung nach ist Helene nicht fortgebracht, gewiß nicht nach Culm. Sonst hätte man Ihnen das nicht gesagt. Doch werden Sie ja inzwischen Notizen darüber gesammelt haben. Wenn aber auch, man sperrt eine junge Dame von Entschlossenheit und Leidenschaft heutzutage nicht so hermetisch ein, daß Mitteilungen unmöglich würden. Und sie werden erfolgen.

Sie sehen, daß ich mich jetzt der Sache anders gegenüber stelle als früher. Sind die Dinge einmal so weit gediehen, dann muß man ans Ende, d. h. ans Ziel. Und Sie werden es erreichen. Nur etwas Geduld und ruhiges Überlegen. Gehen Sie nicht eher aus der Schweiz bis Sie wissen, ob Helene in Genf oder wohin sie ist. Das müssen Sie durch die Hausgenossen erfahren können. Natürlich nicht mit der Tür ins Haus, sondern fein diplomatisch durch Spionage, zu der Sie die geeigneten Subjekte leicht finden werden.

Nochmals, seien Sie ein verständiger Mensch. Rechnen Sie nunmehr, wie die Angelegenheit einmal liegt, auf meinen aufrichtigen Beistand und kürzen Sie allenfalls Ihren Aufenthalt da draußen ab. Ohnehin haben Sie ja hier noch so manches abzuwickeln. Denn meine Freundschaft geht nicht so weit, daß ich im Kerker für Sie brummen möchte, während Sie Ihre Hochzeitsreise machen. Courage, mon cher, voilà la véritable comédie — von närrischen Leuten und Schwiegereltern.

Ihr Holthoff.

Aurel Holthoff an Lassalle. (Original.)

Berlin, 9. August 1864.

Lieber Freund!

Ruhe, Ruhe und abermals Ruhe. Verderben Sie nicht durch unnötigen und erfolglosen Lärm Ihr Spiel.

In dem Hause des Gesandten hat keine örtliche Polizei etwas zu suchen. Und wenn auch, der öffentliche Skandal muß — wenigstens für jetzt noch — gemieden werden. Sie erschweren sich spätere Schritte, wenn Sie jetzt voreilige tun. Lassen Sie Helene nur erst wieder etwas freie Hand gewinnen, dann wird sie gar bald eine vertraute Hand finden, die mit mir oder Ihnen in Verbindung tritt. Ich erfahre hier nichts. Nach einer ersten Mitteilung eines Beteiligten scheint man gegen mich Verdacht gefaßt zu haben. Und das mit Recht, denn von nun ab gehöre ich allerdings zu den Gegnern der Familie und den Förderern Ihrer Wünsche. In Culm ist übrigens der Onkel Helenens Gerichts[-Präsident][1], sein Sohn Dr. Arndt wird als Abgesandter der Familie bei Ihnen gewesen sein, denn er hält sich zur Zeit in Genf auf und hat einmal hierher telegraphiert, um seine Ankunft anzuzeigen. Es wäre danach nicht unmöglich, daß er als Helenens Kerkermeister in Funktion träte. Nun, mit dem wird sie fertig! Spurlos kann sie doch durch Berlin nicht kommen. Erhalten Sie mich nur immer in Kenntnis von Ihrem Aufenthalt, damit ich weiß, wohin Nachricht geben. Gestern habe ich poste restante Basel geschrieben, ebenso diese Zeilen. Zu kommen ist mir unmöglich, weil ich nicht abkommen kann, auch unnütz, denn jetzt ist beim Vater gewiß noch kein Gehör zu finden. Ich werde nur die Aufgabe haben, Sie zur Vernunft — d. h. zur relativen eines toll Verliebten — zu bringen und Sie vor Übereilungen zu bewahren. Das hoffe ich auch schriftlich zu erreichen.

Ihr Holthoff.

[1] Dies Wort war schwer entzifferbar, doch könnte es so heißen.

Aurel Holthoff an Lassalle. (Original.)

Berlin, 15. August 1864.

Lieber Freund!

Am Freitag Abend bin ich auf einige Tage von hier verreist, und kehre soeben, Montag Nachmittag, zurück, um 4 Briefe zu finden, die mich im höchsten Grade bekümmern; drei von Ihnen, der letzte mit einem Couvert vom elften. Ich tue für jetzt nichts, bevor ich nicht eine weitere Antwort von Ihnen habe. Der vierte von Helene, ohne Datum in Bex am 9ten auf die Post gegeben — nein er ist datiert: — 8. August im Gebirge auf der Reise — meldet im strengsten Geschäftsstil, ohne auch nur die gewöhnlichsten Höflichkeitsformeln, daß sie alles zurücknehme, was sie mir anfangs August aus Bern, soll heißen Wabern geschrieben. Der Brief ist augenscheinlich unter dem äußersten Druck abgefaßt, mit roten Lettern, die mir wie aus ihrem Herzen getropft erscheinen. Das arme Kind! Warum konnte ihr diese Tragödie nicht erspart werden. Ich glaube, Sie müssen in Ruhe abwarten, so unmöglich Ihnen das auch erscheinen mag. Es wird die Zeit kommen und nicht einmal Wochen können darüber vergehen, wo Sie die Partie in der Hand haben. Aber lassen Sie eine scheinbare Verharschung der Wunde eintreten. Die Eltern, d. h. der Vater, denn die Mutter wird schließlich immer Mutter bleiben, muß eingeschläfert werden.

Wolffs sind nicht hier, ich kann von ihnen nichts erfahren, würde auch dem äußersten Mißtrauen begegnen. Dennoch tue ich für Sie was ich kann, das beste tun Sie aber, wenn Sie sich fassen und vor Übereilung bewahren. Boeckh hat vor einigen Tagen seine Frau verloren; ich lasse ihn daher in Ruhe und tue überhaupt

nichts, bevor Sie mir nichts anderes geschrieben. An eine plötzliche Heirat mit dem Wallachen ist nicht zu denken, er ist nicht in der unabhängigen Stellung, einen solchen Schritt tun zu können. Seien Sie ein Mann und lassen Sie sich nicht brechen von dem ersten Sturm, der nicht bloß äußerlich über Sie hinfährt, sondern auch im Innern einmal einkehrt und austobt. Sie werden zum Ziele kommen, dafür bürgt mir Ihre Energie, Sie leisten diese aber nie, wenn Sie nicht mit Ruhe handeln.

Von Herzen Ihr Holthoff.

Aurel Holthoff an Lassalle. (Original.)

Berlin, 17. August 1864.

Lieber Freund!

Als ich Montag Mittag nach zweitägiger Abwesenheit ankam, fand ich drei Briefe von Ihnen, einen von Helene vor.

Der letztere, datiert: „den 8. auf der Reise im Gebirge" zur Post gegeben in Bex (Rhonetal) *meldet* mir in der sterilsten, jeder Courtoisie entbehrenden Form, daß sie alles, was sie mir anfang August aus Bern (richtig Wabern) geschrieben, freiwillig und aus Überzeugung widerrufen würde.

Es ist offenbar das Diktat dieses brutalen Vaters und nach Ihren Mitteilungen habe ich auch den Schlüssel für die Möglichkeit eines solchen Schrittes. Was soll das arme Kind der rohen Gewalt gegenüber tun als nachgeben mit der Reservation, die Fesseln abzuschütteln, so wie der Moment gekommen ist. Und er wird kommen. Sie müssen aber Geduld haben.

Von den Verwandten hier kann ich nichts erfahren, da sie verreist sind. Auch werden sie mir nicht trauen.

An Boeckh konnte ich mich nicht wenden, weil er soeben seine Frau begraben hat und nach der Versicherung seiner Angehörigen zur Zeit für ähnliches unzugänglich ist.

Dem Vater habe ich nicht geschrieben, weil ich nicht weiß, ob Sie es nach dem Briefe von Helene noch geraten finden. Mir scheint es besser, sie alle einzuschläfern. Die Besorgnis einer übereilten Heirat mit dem Wallachen liegt nicht vor. Er ist nicht so unabhängig, daß er einen solchen Schritt tun könnte. Meine Meinung ist daher — da Sie auch, wie ich leider erwarte — in München nichts erreichen werden, ruhig Ihre Stunde abzuwarten, die nicht lange ausbleiben kann. Wechseln Sie Namen und Gestalt und verfolgen die Spuren, die Ihnen der Verlauf von einigen Wochen ganz gewiß erschließt.

Vor allem aber machen Sie keine so abscheulichen Dummheiten mit dem Mißbrauch von Ehrenwörtern, die zu halten und zu erfüllen ebenso verbrecherisch wie lächerlich wäre! Einmal packt uns alle und jeden das Leben mit unsanfter Faust. Sie sind wohl Mann genug dazu, sich zur Wehr zu setzen und Sieger zu bleiben, wäre es nicht anders mit verstümmelten Gliedern. Aber es wird anders sein. Nur verderben Sie sich die Sache nicht mit Ihrer leidenschaftlichen Aufregung und Übereilung.

Mit aufrichtiger Teilnahme

Ihr Holthoff.

Aurel Holthoff an Lassalle. (Depesche, Original.)

Berlin, 17. August 1864.

Zweiter Brief Karlsruhe poste restante heutiger nach München wiederholt alles. Holthoff.

Lassalle an Aurel Holthoff.

München, 18. August [1864].
Hotel Oberpollinger.

Teurer, teurer Freund!

Ihre Briefe von 8., 9. und 15. August liegen vor mir und meine Verzweiflung ist riesengroß, größer denn je! Ich habe ein ganzes Leben in Kampf und Gefahren aller Art zugebracht, und ich bin wie ein Kind, wie ein Kind! Sie haben recht, ich habe nur äußere Gefahren, noch nie den inneren Schmerz, den rasenden, peinigenden, tötenden inneren Schmerz gekannt! Gegen diesen bin ich wehrlos; alles was ich von Kraft in mir habe, stellt sich auf seine Seite und bricht mich zu Boden! Tausend Tode sterben ist gar nichts gegen diesen rasenden Angstschweiß, den jeder Augenblick mir erpreßt! Ich habe so vieles durchgekämpft und durchgesetzt in meinem Leben, so große und schwere Erfolge liegen hinter mir. Alles, alles hänge ich verzweifelnd an das Gewicht der einen Stunde, die über den Gewinn oder Verlust Helenens entscheiden wird! Sie haben unrecht, mir Vorwürfe zu machen, daß ich nach Genf gegangen bin. Das war notwendig! Helene hatte von mir strengen Befehl, nichts von meiner Absicht den Eltern mitzuteilen. Ich wollte sie nur besuchen, mich ihnen bekannt machen, flairieren, während dessen — das letztere hatte ich allerdings Helenen nicht ausdrücklich mitgeteilt — mir von ihr vor einem französischen Notar alle nötigen General- und Vollmachten für alle, auch die äußersten Fälle, geben lassen, zugleich Tags [zuvor] ehe ich die Werbung machte, die Flucht vorzubereiten und so rechtlich und faktisch bis auf die Zähne vorbereitet und gewaffnet die Entscheidung herbeiführen. Ich hätte dann rechtlich in

ihrem Namen handeln können und faktisch die Lösung in der Hand gehabt. Wenn sich die Eltern weigerten, mich überhaupt zu empfangen, hätte Helene nur zu schweigen und mir dies brieflich mitzuteilen brauchen, meine Anwesenheit in Genf noch nicht verratend. Die Entführung hätte dann so leicht wie sicher stattgehabt. Gegen alle Versprechungen, die sie mir gemacht, platzte sie im ersten Moment der Gefühlsüberwallung heraus und schleuderte mich unvorbereitet in die Gewalt dieser Feinde! Nein, der Vorwurf mangelnder Klugheit trifft mich nicht, mich trifft nur der Vorwurf mangelnder Brutalität! Sie in Genf in meinem Zimmer behalten und mit dem brutalen Recht des Gesetzes, über den namenlosesten Skandal und ihre momentane Kompromittierung mit eisernem Fuße dahin treten — das, das, das war der Weg! Ich war ein *Weib,* daß ich andere Gedanken hatte und *das* hat mich gestürzt! Aber ich wollte nichts überstürzen, wollte sie so viel wie möglich schonen, rechnete zudem auf ihre absolute Festigkeit, auf ihre absolute Mirgehörigkeit, sagte mir: das äußerste kannst du immer noch tun — und jetzt verläßt sie mich, verrät sie mich! O, das war der furchtbarste Zweifel, den ich vom Augenblick der tragischen Wendung in meinem Busen fühlte! Wird sie fest sein? Sehen Sie, Holthoff, es ist empörend und entehrt die Menschennatur, daß sie mich aufgibt, ein Weib, für das ich so furchtbar leide. Dieser Gedanke, diese Nachricht, die ich jetzt durch Ihren Brief vom 15. August erfahre, hat meine Leiden bis zur Raserei vermehrt.

Zwar *scheint* aus Ihrem Briefe dabei hervorzugehen — denn zum Unglück haben Sie noch die betreffende Stelle so dabei geschrieben, daß ich sie nicht einmal entziffern kann — daß der Brief Helenes aus Bex nichts beweist; daß er ihr abgezwungen ist. Aber *brauchte* sie

sich so weit zwingen zu lassen? Listet sie vielleicht? Will sie die Eltern einschläfern? Oh, dieser Brief von ihr an Sie ist jedenfalls ein Verbrechen! Und doch ist er *mein* Verbrechen. Denn warum ließ ich sie unter so brutaler, eiserner Gewalt!!! Trost in Ihrem Briefe ist nur, daß Racowitza nicht in der Lage sei, schnell zu heiraten. Aber ist das auch *ganz* unüberwindlich?

Teurer Freund! Denken Sie sich eine Hilfe aus. Lassen Sie mich, ich beschwöre Sie, nicht in diesem Zustand! Der glühende Rost muß Wonne dagegen sein.

Hören Sie von hier!

Ich wollte also mit dem König sprechen. Aber der König ist nicht hier; er ist in Hohenschwangau! Alles kompliziert sich zu meinem Nachteil. Es ist höchst ungewiß, ob ich nach Hohenschwangau gehen werde und soll. Einmal brennt mir der Boden unter den Füßen. Zweitens kann ich viel verderben. Denn Richard Wagner, der des Königs ganze Gunst hat, hat mir versprochen, *vielleicht* — aber nur vielleicht — am nächsten Dienstag (wo er ohnehin zu ihm nach Hohenschwangau reist) mit ihm zu sprechen und dann mit allem Nachdruck zu sprechen. Aber er hat es nur als ein *vielleicht* versprochen. Es soll von einer gewissen Erkundigung abhängen, die er einziehen will. Was also tun? Verlasse ich mich auf Richard Wagner? Wenn dieser dann nichts tut, habe ich umsonst München verlassen und mich in die Schweiz zurückversetzt. Gehe ich selbst jetzt nach Hohenschwangau? Dann habe ich vielleicht die weit mächtigere Intervention Wagners wirkungslos gemacht. Ein Vorteil ist: *Sie* ist auch nach *bayrischem Gesetz majorenn*. Man hat sie *doppelt* belogen! Inzwischen, auch majorenn braucht sie hier, als nicht emanzipiert, die Einwilligung des Vaters, die aber durch die Gerichte suppliirt werden kann, und, wie mir der hiesige Advokat

Dr. Hänle sagt, von den Gerichten zweifelsohne erteilt werden würde.

Dr. Hänle, der sich meiner mit dem höchsten Eifer annimmt, will die Klage[1] einleiten und alles mögliche tun, dem Vater, den er kennt, zuvor schreiben, ihm die Unannehmlichkeit der Sache und ihre Folgen vorstellen etc.

Aber auf dem Gerichtsweg wäre doch überhaupt — wenn je — nur etwas zu geben, wenn Helene felsenfest bleibt. Und Sie sehen ja ihren Charakter! —

Ein schwacher, schwacher Lichtstrahl! Ich komme soeben vom Minister des Auswärtigen, Baron von Schrenck, mit welchem ich fast zwei Stunden gesprochen. Ich habe ihm den ganzen Fall vorgestellt. Er war ganz auf meiner Seite und versprach mir tun zu wollen, was eben irgend möglich sei. Er schien sehr viel von mir gehört zu haben und sich *sehr* für mich zu interessieren. Er verwickelte mich in ein langes politisches Gespräch über die ganze Situation, auf das ich mich — den Tod im Herzen — einlassen mußte, um ihm möglichst zu imponieren. Er war, wie gesagt, so liebenswürdig und verbindlich wie nur möglich: er erklärte mir z. B. daß er die Sache nicht begriffe, daß er mir in gleicher Lage seine Tochter nicht verweigern würde, wenn er auch einsähe, daß es eben keine Freude sei, einen Schwiegersohn zu haben, der infolge seiner überwiegenden politischen Stellung, wenn es zu einer Revolution käme, erschossen oder gehängt werden könne etc. etc. Ich soll morgen mit Hänle zu ihm kommen, wo er mit uns beiden gemeinschaftlich überlegen und feststellen will, wie er am besten mir nützen und eingreifen könne.

[1] Im Nachlaß finden sich Notizen von Lassalles Hand, die anscheinend auf diese geplante Klage Bezug haben.

Irgend etwas wird er jedenfalls tun. Das steht fest. Herrn v. D[önniges] ratend und gütlich zu schreiben, würde er jedenfalls bereit sein. Er scheint ihn nicht zu lieben. Wahrscheinlich versteht er sich auch noch zu etwas mehr.

Unter diesen Umständen würde es doch sehr gut sein, wenn D[önniges] gleichzeitig auch von Boeckh einen Lesebrief bekäme. Dies Peletonfeuer und diese Interventionen zu meinen Gunsten von den verschiedensten Seiten würden ihn doch *verdutzt* machen.

Ist es nicht Fatalität, die sich an Fatalität knüpft in dieser Sache, daß gerade in dieser Zeit Boeckhs Frau sterben muß? Aber trotzdem möchte ich unter diesen Umständen, wenn nur soviel Zeit verflossen ist (wann ist sie denn gestorben?), daß der erste Schmerz verblutet ist, daß Sie Boeckh jenen früheren Brief von mir, in welchem ich Ihnen dies auftrug, geben oder schicken, die nötigen Erläuterungen und Namen etc. etc. brieflich oder mündlich hinzufügend. Ein Verlust, den man durch die Natur erleidet, schmerzt tief, aber bricht nicht einen großen Mann und macht ihn nicht unempfindlich für Anderer Schmerz. Dazu bedarf es menschlicher Willkür und roher Gewalt! Aber Sie dürfen ihm nicht sagen, daß ich jetzt *weiß* von seinem Verluste. Denn dann würde es sich allerdings schlecht für mich schicken, ihn in diesem Augenblicke zu Hülfe aufzurufen. Ich muß es also so wenig wissen, wie damals, während Sie, der Sie einen positiven Auftrag bekommen haben von einem Dritten, dadurch gedeckt sind, in einer *so ernsten* Sache dem Auftrage nachgekommen zu sein und eben nur sagen, Sie hätten ihn einige Zeit zurückbehalten, um ihn nicht im Momente des noch ersten Schmerzes zu überfallen.

Meinen Sie nicht auch? Denn Sie begreifen, es muß

schnell geschehen, was überhaupt geschehen soll und *gleichzeitig* mit Schrencks Intervention, die jedenfalls in ein bis zwei Tagen erfolgt, muß es wirken. Denn verschiedene coups, die jeder *nach einander* verpuffen, nützen nichts.

Telegraphieren Sie mir sofort hierher, was Sie getan haben, und dann wieder das allgemeine Resultat.

O, Freund! Wenn Sie nur zu mir könnten! Ich sterbe, sterbe! Ich leide namenlos!

Ihr F. L.

Lassalle an Mme. Lesley. (Depesche, Original.)

München, 18. August 1864.

Dîtes à la comtesse, qu'elle ne peut quitter Bern avant d'avoir reçu lettre importante que je viens de lui envoyer à Berne, Hotel de Berne. Lassalle.

Lassalle an Hans von Bülow. (Original.)

München, Hotel Oberpollinger, 18. August 1864.

Teurer Bülow!

Ich will Ihnen und Ihrem großen Freunde[1], den ich jetzt auch den meinigen nennen darf, Bericht über das Resultat des heutigen Tages geben, weil dasselbe vielleicht auch für dort von Interesse sein kann.

Da es mir rein unmöglich war, gar nichts tun zu sollen, so entschloß ich mich heut, ohne Empfehlung oder irgendwelche Vermittlung, zu dem hiesigen Minister des Auswärtigen, Baron von Schrenck, zu gehen, ihm den ganzen Fall vorzutragen, den Mißbrauch, den man von dem Charakter eines Gesandten des Königs mache,

[1] Gemeint ist Richard Wagner.

die rechtlose Stellung, in welche Helene durch diese bevorzugte Stellung gerate, ihm ans Herz zu legen, ihm zu zeigen, wie der Rechtsweg, den ich freilich ergreifen könne, faktisch sehr leicht zu eludieren, zugleich aber auch mit dem grenzenlosesten Skandal verbunden sei und deshalb eine Intervention bei D[önniges] zu fordern.

Ich wurde sofort vorgelassen und zuerst in der kühlen und ruhigen Ministerweise empfangen, die aber sofort völlig auftaute und einer großen Wärme Platz machte, als er gleich nach den ersten zwanzig Worten auf seine durch eine Äußerung von mir veranlaßte Frage von meiner Identität mit mir selber erfuhr. Er stimmte sofort einen ganz anderen Ton an, wurde wunderbar kulant und verwickelte mich in eine Unterhaltung, die fast zwei Stunden dauerte und zuletzt von mir selbst abgebrochen werden mußte. Er hat, wie sich im Laufe des Gesprächs zeigte, nichts von mir gelesen, aber offenbar viel Günstiges von mir gehört — ohne Zweifel aus den verschiedensten Blättern der großdeutschen Partei, die mich immer, aus Haß gegen die Fortschrittler, in den Himmel gehoben haben! Er zwang mich in ein politisches Gespräch hinein, über die Situation, über die Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit einer Revolution, über die haute politique usw. usw. und wie fern dies alles auch meiner momentanen Stimmung lag — ich mußte, um ihm so viel wie möglich zu imponieren, ihm mit Lebhaftigkeit dahineinfolgen. — Ich explizierte ihm meine Tragödie mit allen erforderlichen Details, las ihm einige Stellen der Briefe vor, und wurde oft von ihm mit sehr warmen und sympathischen Äußerungen unterbrochen. Er erklärte mir unverhohlen, daß er mir in allem völlig Recht gäbe, auch soviel wie nur irgend möglich für mich tun wolle und D[önniges] Weigerung in keiner Weise billige. Dabei waren alle seine Äußerungen zugleich offen und unbefangen genug, um mir *keineswegs* den Eindruck der Falschheit zu machen. Er sagte mir unter anderem: „Ich würde Ihnen, wenn ich mich zu Ihnen in jener Lage befände, keineswegs den Widerstand des Herrn von D[önniges] entgegensetzen. Aber angenehm freilich kann es Herrn von D[önniges] nicht sein, und würde es mir auch nicht sein, einen Schwiegersohn wie Sie, Mazzini, Kossuth, Klapka zu bekommen."

Ich erwiderte, daß ich, ungleich jenen, mit meiner revolutionären Stellung auch noch meine wissenschaftliche Stellung verbände und daß die letztere erlaube, über die erstere hinwegzusehen. „Ganz gewiß," replizierte er, „aber Sie fassen den Sinn meiner Äußerung noch nicht ganz. Wie die Dinge liegen, gehört eine Revolution keineswegs zu den Unmöglichkeiten, und da muß es gewiß keine Annehmlichkeit sein, einen Schwiegersohn zu haben, der infolge seiner überwiegenden politischen Stellung der Eventualität ins Auge sehen muß, erschossen oder gehängt zu werden." Ich erwiderte, daß ich allerdings auch weit entfernt sei, eine Revolution für eine Unmöglichkeit zu halten, daß aber nur von zwei Fällen einer denkbar sei: Entweder es käme keine Revolution oder aber, käme eine, so würde es nicht an mir sein, erschossen oder gehängt zu werden, sondern im Gegenteil. Käme es wirklich zu einer Revolution, so ließe sich nach der gesamten Lage der Dinge schwer an ihrem Siege zweifeln. — Er schien das selbst einzusehen. — „Überdies," fügte ich lachend hinzu, „es ist seit je in den Kämpfen zwischen dem Haus Stuart und Hannover usw. eine ganz gute Taktik der großen englischen Familien gewesen, daß der eine Sohn auf der einen, der andere auf der anderen Seite stand, um die Familien für alle Fälle im Besitz des Familienvermögens

zu behaupten." Auch das schien ihm einzuleuchten. Ich erzähle beispielsweise diese Einzelheiten um einen besseren Einblick in den Charakter des Gesprächs zu geben. Das wesentlichste Resultat war: er wolle mir helfen und *gern* helfen, nur wisse er noch nicht recht wie. Er sei wohl gern bereit, dem D[önniges] einen vermittelnden, ratenden Brief zu schreiben. Aber er zweifle, ob mir damit hinreichend gedient sein werde. Und befehlen könne er D[önniges], wenn er auch sein Chef sei, in einer Privatangelegenheit doch nicht. Auf meine Forderung: D[önniges] zu befehlen, seine Tochter mir unverzüglich in Genf vor einem Notar in meiner Gegenwart zu sistieren, damit sie mir ins Gesicht erkläre, ob sie bei ihrem Entschluß verharre oder nicht und mir im ersteren Falle gleich vor dem Notar alle nötigen Vollmachten erteile (eine *Abblassung,* wie Sie sehen, der *einen* Forderung, die ich an den König richten wollte; die andere Forderung an diesen war, wie Sie sich erinnern, daß der König einen Brief an Helene schreiben sollte, worin er ihr erklärt, daß er ihr gesetzliches Recht zu schützen wissen werde und sie auffordere, ihren Willen frei in meiner Gegenwart, ohne jede Furcht vor einem Zwange, den er nicht dulden werde, zu erklären bezw. zu diesem Zweck nach München zu kommen, nebst einem offenen Brief für mich, worin er D[önniges] befiehlt, mich unverzüglich zu ihr zu bringen) — also auf diese Forderung erwiderte Herr von Schrenck: er fürchte, D[önniges] werde einem solchen Befehle von ihm nicht nachkommen, weil er nicht in amtlichen Beziehungen erlassen sei.

Bei dieser oder einer anderen Stelle des Gesprächs warf er die Äußerung hin: „Ich habe schon einmal eine nicht unähnliche Geschichte mit D[önniges] gehabt."

Der Schluß war: ich solle morgen 12 Uhr mit meinem hiesigen Advokaten Dr. Hänle zu ihm kommen, dann wollten wir alle drei gemeinschaftlich überlegen, was zu tun sei.

Dies wird also morgen geschehen. Ich benutze die Nacht, um Nachricht zu geben.

Eigentlich bin ich ganz überrascht von dem Entgegenkommen des Ministers und weiß noch nicht ganz sicher, wie ich es mir erklären soll! Vielleicht mag er Dönniges nicht leiden und *gönnt* ihm daher einen Schwiegersohn wie mich! Die Äußerung von einem „nicht unähnlichen Fall" hat mich auf diese Vermutung gebracht.

Morgen also von neuem zu ihm. Ich verspreche mir bei alledem von der Wirkung der Demarche, die wir schließlich verabreden werden, nicht sehr viel. Denn es ist richtig, daß der Minister in der Sache viel weniger befehlen und auf viel weniger Gehorsam rechnen kann als der König, von dessen Ordre nach der Königsreligion gar kein Appell ist. Das Angenehmste und Tröstlichste war mir, wahrzunehmen, daß Dönniges *gar nicht* gut angeschrieben zu sein scheint und von *dieser* Seite der König wenigstens gewiß keine Vorwürfe erleben wird! Vielleicht ist Pfistermeier[1] selbst — wie Hänle auf eine gelegentliche Anfrage von mir für nicht ganz unwahrscheinlich erklärt — mit Dönniges besser befreundet. Aber Schrenck, der doch eigentlich als Minister des Auswärtigen hier eine ganz besonders wichtige Persönlichkeit ist, würde alles gern sehen, was der K[önig] darin tut.

Ich bleibe nicht nur morgen, sondern jedenfalls auch noch Sonnabend hier. Haben Sie mir eine

[1] Kabinettsrat Pfistermeier, der Vertraute Ludwigs II.

Mitteilung zu machen, so adressieren Sie mir dieselbe nach München, Hotel Oberpollinger. —

Dies gilt *auf so lange,* bis ich durch telegraphische Depesche (unterzeichnet Ferdinand) *meine Abreise* anzeige und *neue Adresse* aufgebe, so daß die Adresse Nyon *vorläufig widerrufen* ist.

Adieu, teurer Freund! Ihr Aussehen und Ihre trüben Worte beim Scheiden haben mich sehr, sehr traurig gemacht! Jeder von uns im Begriff an einer anderen Gemeinheit zu Grunde zu gehen! Aber diejenige, mit der Sie kämpfen, liegt wenigstens innerhalb Ihres Berufs, und so haben Sie in Ihrem Genie und Ihrer Kraft notwendig auch das absolute Mittel, sie zu besiegen. Diejenige, die mich trifft, trifft mich nicht in die Brust, sondern in den unbewehrten Rücken; Sie aber, bieten Sie Ihren *Willen* auf! Ein Streben wie das Ihrige darf nicht zugrunde gehen an den Hindernissen, die *auf seinem Wege* liegen. Ich wäre nie zugrunde gegangen an dem, was auf meinem *Wege* liegt — aber ein Ziegel vom Dach, den kann man nicht parieren!

Möge es uns beiden gut gehen.

Ihr F. L.

Lassalle an Sophie von Hatzfeldt. (Original.)

München, 18. August [1864].

Gräfin! Kein Verdammter in so entsetzlicher Höllenpein!!! Ihren Brief erhalten. —

1. Hier bei Wagner gewesen. König in Hohenschwangau! Wagner reist ohnehin Dienstag zu ihm. Hat versprochen, mit ihm, je nach dem Ausfall einer Erkundigung, die er im Interesse seiner eigenen Stellung einziehen muß, mit ihm zu sprechen, und wenn er überhaupt mit ihm spricht, d. h. wenn es ihm das Resultat

dieser Erkundigungen erlaubt, mit aller Energie zu sprechen.

Aber wie Sie sehen, ganz ungewiß.

2. Auch nach bayrischem Gesetz ist sie mit 21 Jahren majorenn. Gleichwohl ist auch dann noch, da sie nicht emanzipiert ist, Einwilligung des Vaters nötig, die aber, wenn verweigert, durch die Gerichte erteilt werden kann und wie mir Dr. Hänle sagt, auch erteilt werden würde. Hänle nimmt sich meiner Sache mit aller Energie an. Er will die Klage auf Einwilligung in meinem Namen anstellen, macht sich zwar keine Illusion, daß auf dem Rechtsweg nichts praktisch zu erreichen sei, meint aber auch den Vater durch Furcht vor dem Skandal einzuschüchtern. Will ihm (sie kennen sich, ohne sich leiden zu können, innerlich doch ganz gut) einen Brief schreiben, worin er ihm dies alles vorstellt usw.

3. Ich komme soeben vom Minister des Auswärtigen zurück, Baron von Schrenck, mit dem ich eine fast zweistündige Unterredung gehabt. Der einzige schwache, schwache Lichtstrahl! Ich fand den Mann merkwürdig günstig für mich. Es schmeichelte und interessierte ihn offenbar, mit mir zu tun zu haben. Er verwickelte mich in ein politisches Gespräch über die gesamte Situation, auf das ich mich einlassen mußte, um ihm zu imponieren. Er war wie gesagt, ganz auf meiner Seite. Er ging z. B. soweit zu sagen: Ich würde Ihnen unter solchen Umständen meine Tochter nicht verweigern, obgleich ich begreife, daß es nicht angenehm ist und auch mir nicht eben angenehm wäre, einen Schwiegersohn von so überwiegender politischer Bedeutung zu haben. Denn Sie können nicht leugnen, daß es unter den gegenwärtigen Umständen zu einer Revolution früher oder später kommen kann, und wer will dann der Eventualität

gern ins Auge sehen, einen Schwiegersohn zu haben, der infolge seiner Stellung erschossen oder gehängt wird? Ich erwiderte ihm, daß es entweder zu keiner Revolution kommen würde oder daß, wenn es zu einer käme, wir nicht diejenigen sein würden, die erschossen und erhängt werden würden. Käme sie, so würde sie jedenfalls siegreich sein — was ihm einzuleuchten schien. In Summa: er war ganz für mich, war sich nur nicht darüber einig, was er tun solle und könne; ein gütlicher Brief würde nichts nützen; befehlen könne er nicht. Zu den zwischen mir und Ihnen verabredeten, vom König zu fordernden Schritten, schien er keine rechte Lust zu haben (in seiner Hand würden sie übrigens lange nicht so wirksam sein), schlug sie übrigens auch noch nicht ab, sondern verabredete mit mir, daß ich morgen um 12 Uhr mit Hänle zu ihm kommen solle, um dann gemeinschaftlich mit uns festzustellen, was er tun könne.

4. Anbei ein Brief von Holthoff. Er hat einen Brief Helenens vom 9. aus Bex erhalten, worin sie alles widerruft, was sie ihm geschrieben. Er legt aber gar keinen Wert darauf, schiebt es blos auf rohe Gewalt, erklärt es für ein Diktat des Vaters. (In einem andern Brief von ihm, den ich soeben erhalte, spricht er dies noch stärker aus, sagt, daß dem Brief Helenens an ihn sogar die gewöhnlichsten Höflichkeitsformen fehlten, er im rohesten Geschäftsstil geschrieben sei usw.) Er hat wohl recht! Aber der Gedanke ist dennoch furchtbar, furchtbar! Ich leide jetzt noch weit entsetzlicher als bisher. Meine Ahnung hat sich bestätigt. Aber ich *muß* sie trotzdem wiedergewinnen! Hölle ist nichts gegen meinen Zustand!

5. Von Rüstow langt eine Depesche an. Er hat Helene irgendeinen Brief — ich weiß nicht, ob einen ganz kurzen lakonischen, den ich ihm ließ, oder den

langen beweglichen sogenannten Ambernyschen Brief — endlich insinuiert und von ihr Antwort bekommen, die er mit „Ganz schlecht" bezeichnet, was in unserer Verabredung heißt, daß sie mich aufgibt.

Das heißt natürlich nicht mehr als auch der Brief an Holthoff. Hat schwerlich, hat keinesfalls einen größeren Wert. Ach, es wäre furchtbar, auch noch an einer Unwürdigen zugrunde gehen zu müssen! Und ich selbst trüge die Schuld ihrer eigenen Unwürdigkeit! Furchtbare, furchtbare Verwicklung!

6. Die Hauptsache ist jetzt, daß Sie die Arson aufpacken, mit ihr nach Genf gehen und Helenen, vor allen Dingen Helenen selbst wieder steif machen. Sie müssen zunächst Helenen zu der Arson bringen lassen und dort sprechen (denn daß Helene wieder in Genf ist, ergibt sich aus Rüstows Depesche zwar indirekt, aber doch mit Sicherheit). Sie müssen also vor allen Dingen Helenen bei der Arson sprechen und mit Ihrer ganzen wilden Beredsamkeit in sie dringen. Sie müssen sie vor allem enttäuschen, denn die Arme ist vor allen Dingen getäuscht, sie hält sich für minorenn, und wer weiß, was man ihr noch alles eingeredet haben wird, auch über mich usw. Sie müssen ihr auch den sogenannten Ambernyschen Brief (Rüstow hat ihn und weiß, welcher Brief mit diesem Namen gemeint ist) insinuieren. Sie muß ihn auch womöglich in Ihrer Gegenwart mit allen seinen Einlagen durchlesen. Sie müssen ihr sagen, was ich für sie tue und leide.

7. Ich habe Rüstow telegraphiert, er solle von Helenens Brief zuvor Abschrift nehmen und dann mir das Original sofort nach München schicken. Er hat also die Abschrift. So wie Sie in Genf eintreffen, lassen Sie sich dieselbe von ihm vor allen Dingen sicher (durch Becker) zuschicken. Sie müssen dieselbe erst gelesen

haben, ehe Sie mit Helenen sprechen, um zu wissen, wie Sie sie zu nehmen haben. Stellen Sie mir nur Helenen wieder her, dann verzweifle ich noch nicht. Die Arson muß Ihnen eine Unterredung in ihrem Zimmer mit ihr verschaffen. Ich beschwöre Sie auf meinen Knien darum. Diese Unterredung rettet alles! Wenden Sie Ihre ganze Beredsamkeit auf, daß die Arson mit Ihnen nach Genf geht und Ihnen diese Unterredung mit Helenen verschafft.

Ehe Sie Bern verlassen, telegraphieren Sie mir hierher und melden Ihre Abreise sowie das Hotel, das Sie in Genf beziehen werden, damit ich weiß, wohin ich schreiben und telegraphieren soll!

Wie die Dinge laufen und da Helene dort ist, bleibe ich wohl noch mehrere Tage hier, wenn ich hier etwas tun kann.

Hölle im Herzen

Ihr F. L.

Gemma Arson an Lassalle. (Original.)

Klein-Wabern, le 17 Août 1864.

Monsieur!

Je n'ai aucune nouvelle de notre pauvre Hélène depuis ces deux lettres, qui me sont parvenues après bien des jours de retard! J'ai été dehors depuis dix jours et quoique j'aie écrit plusieurs fois à notre amie, je ne puis obtenir de réponse, on me dit qu'elle n'est plus à Genève, et je ne sais que penser.

Nous sommes tous très peinés, et pour vous, et pour elle et je vous prie de croire à toute notre sympathie.

Mme Lesley et les dames Dyer se joignent à moi pour vous faire agréer nos meilleurs compliments.

Gemma Arson de St. Joseph.

Helene von Dönniges an Mme. Arson. (Original.)

Genève, le 5 Août 1864.

Ma chère et mille fois bonne amie, oh'aujourdhui je viens à vous, le cœur et le corps brisés; — tout est fini; — mon beau bonheur n'est plus que le rêve de ma vie — et ja n'ai plus qu'à demander une mort vite et sans trop de douleur à ce Dieu qui m'a si cruellement puni d'avoir été heureuse pendant 8 jours. — Oh ma chère, comme je lui ai dit quand je l'ai vu la dernière fois, — comme j'avais raison de le lui dire: O notre chère et beau Wabern, là où nous étions si tranquillement heureux, entourés de personnes d'amis qui nous aimaient et qui nous aimions tant! Tout a passé — — — il ne me reste que le malheur et la tristesse, — et malheureusement la vie — — Oh mourir! il n'y a que cela de beau de vrai dans ce monde.

Je ne puis pas vous dire tout ce que s'est passé ici; je n'ai pas les forces, — seulement il y avait des scènes affreuses — mon père, mon pauvre père, ma mère tous mes frères et sœurs en larmes a genoux — — oh! Gemma, que Dieu vous preserve, vous tous qui avez été bon pour *nous* — de comprendre seulement ces souffrances par les quelles j'ai du passer! Ma vie n'est plus qu'un immense desert, — car jamais je ne pourrai oublier mes beaux et chères rêves de bonheur, — mais dans ce desert il y a un petit endroit fleuri; bon, aimé et où ma pensée souffrante se reposera avec delices — c'est Wabern.

Oh! comme je vous remercie à vous, chère et tendre amie, à vos enfants qui ont été si charmants pour moi, ce bons et bien aimés Lesley et les Dier — oh tous tous vous avez tout fait pour nous, — et vous m'avez donné

ce que personne ne pourra me reprendre — le seul bonheur de ma vie le souvenir de quelques jours heureux! Que Dieu qui a été si cruel pour moi soit-bon pour vous et vous en recompense! Moi hélas! je ne puis plus rien faire dans cette vie que pleurer et prier et demander à ceux qui m'aiment, de prier Dieu qu'il m'ôte de cette terre où j'ai assez souffert comme cela.

Je ne sais pas où est mon bel aigle, et voilà deux jours que je n'ai plus entendu parler de lui! Oh! c'est affreux! — — — —

Maman a envoye pour moi 50 Francs à Berne, que je n'ai pas reçu, retirez les et — gardez les jusqu'à votre arrivé a Genève; — aussitôt que je pourrai je vous écrirai de nouveau. On ouvre toutes mes lettres, donc — prenez garde. Adieu chère amie, je vous embrasse et suis comme toujours et pour toujours votre Hélène.

Helene von Dönniges an Mme. Arson. (Original.)

Genève, Samedi le 6 Aout 1864.

Ma bonne, ma bien aimeé amie, je pars — ou plutôt on me part dans quelques heures, — hélas! je n'ai plus la force de faire quoique ce soit. — Nous irons à Evian et puis à Baix ou Bex, je ne sais pas comment cela s'écrit. Oh! je souffre tellement. Je ne sais rien de mon aigle aimé! — Je ne sais où il est — oh! ma chère, c'est à en devenir folle.

Voilà votre note; je garde donc les 30 Francs de plus et vous les retirerez de ces 50 Francs, qui sont pour moi à la poste de Berne.

Envoyez moi seulement les bottines, on me les donnera bien. Mais si vous m'écrivez ne prononcez pas son nom, ne faites pas même une allusion à Lui! ne me

consolez non plus, pour moi il n'y a plus de consolation, — et je sais que vous m'aimez plus que mes parents, — Oh! et je prie que Dieu vous en recompense!

Je ne sais pas ce qu'on fera de moi, je suis enfermée depuis Jeudi matin et je suis si malheureuse. Dîtes toutes mes amitiés à tout ces bons amis là bas, dîtes leur de garder dans leurs nobles cœurs une bonne petite place à votre malheureuse et brisée mais toute resignée

Hélène.

Marguerite est fiancée au comte Kayserlingk.

Lassalle à Madame Arson. (Depesche, Konzept.)

[München,] 19. Août [1864].

Lettre reçue. Soyez benie, faites ce que Comtesse vous priera, après qu'elle aura reçue ma lettre d'hier, qu'elle doit attendre à Bern. Vous benirai toujours.

Lassalle an Helene von Dönniges. (Original.)

München, 19. August [1864].

Helene!

Meine unbeschreiblichen Höllenqualen schildere ich Dir ein andermal. Hier nur so viel:

1. Man hat Dich getäuscht. Du bist majorenn. Nicht nur nach Genfer Gesetz, *auch nach Bayrischem* mit 21 Jahren. Nach Genfer Gesetz kannst Du jeden Augenblick das Haus Deines Vaters verlassen, eigene Wohnung nehmen (Hotel etc.), die drei actes respectueux machen und nach drei Monaten von dem ersten an mich heiraten. Rüstow, Amberny, die Genfer Behörden, die alle benachrichtigt sind, werden Dich während dieser drei Monate schützen. Übrigens gibt es [einen] kürzeren

Weg. An demselben Tage, wo Du das Haus Deines Vaters verläßt, bringt Dich Rüstow sicher nach Italien, mich hintelegraphierend. In fünf Tagen sind wir durch den ersten besten Priester dort katholisch getauft und *getraut*.

2. Aber auch nach Bayrischem Recht ist, da Du majorenn bist, die Einwilligung Deines Vaters zur Ehe nicht unerläßlich, sondern kann durch die Gerichte gegeben werden und Hänle hier hat mir sein Wort darauf gegeben, daß ich sie erhalte. Eine Welt ist bereits von allen Seiten für mich in Bewegung. Sehr nützlich wäre es auch, wenn Du mir eine schriftliche Vollmacht, einen bloßen Brief für Advokat Hänle in München schicktest, worin Du ihn beauftragst, von den Bayrischen Gerichten die Einwilligung zu Deiner Ehe mit mir zu erlangen.

3. Dein Brief an Holth[off] aus Bex beweist nichts. Er ist erzwungen. Rüstow telegraphiert mir, daß Du nach einem Brief von Dir an mich, den er hat, mich aufgibst. Dies ist ebenso erzwungen. Nur Folge der moralischen Gewalt und Täuschung, die man gegen Dich verübt. Es heißt also nichts — und dennoch starb ich tausend Tode bei dieser Nachricht.

4. Ich habe gestern 2 Stunden mit dem hiesigen Minister des Auswärtigen, Baron v. Schrenck, gesprochen, der ganz und gar auf meiner Seite und empört ist. Er hat mir versprochen, alles zu tun, was nur irgend möglich. Heut soll ich wieder zu ihm kommen, wo die bestimmten Schritte zwischen uns festgestellt werden sollen.

Ist es nötig, so werden selbst noch mächtigere Mittel in Bewegung gesetzt werden, was bereits vorbereitet wird. Himmel und Hölle werde ich in Bewegung setzen, Dich zu erringen. (Das Kürzeste, Glatteste, Schnellste bleibt immer das factische Verlassen des Hauses Deines

Vaters und die Flucht mit Rüstow nach Italien, oder mit mir selbst, wenn Du vorziehst, so lange zu warten, bis ich hier alles getan habe und wieder zurück bin.)

5. Was ich bin und habe, hänge ich verzweifelnd an Deinen Besitz. Ich habe Riesenkräfte und ich werde sie vertausendfachen, um Dich zu erkämpfen. Kein Mensch kann Dich mir entreißen, wenn Du *fest und treu* bleibst. Seit ich daran zweifle, bin ich der Elendeste aller Menschen. Ich leide stündlich tausendfachen Tod. Und doch, es ist unmöglich! Du kannst mich nicht verraten, einen Mann, wie mich, einen Mann, der Dich so rasend liebt, der seine ganze Existenz zerbricht, wenn es notwendig ist, um Dich zu erlangen. Ich bin mit Demantketten an Dich geschmiedet. Ich leide tausendmal mehr als Prometheus am Felsen. Ich habe mir geschworen, mich zu töten, wenn ich Dich nicht erlange. Das wäre noch nichts. Aber, wenn Du meineidig wirst, nach so vielen Eiden und solcher Liebe gegenüber, so wäre die Menschennatur entehrt, man müßte verzweifeln an jeder Wahrheit, jeder Treue; und **Lüge** wäre alles, was existiert. Dies sagen Alle, die diese blutige Geschichte kennen.

6. Deine Briefe an die Arson habe ich — sie war verreist, in Interlaken, sonst würdest Du früher von mir gehört haben, — *erst heute* hier in München empfangen. Welch fatalistische Complication!

7. *Schreibe mir nur ein einziges Wort,* ob Du fest und treu bleibst, und ich bin **gestählt** *vom Wirbel bis zur Zeh.* Kein Mensch soll Dich mir gegen Deinen Willen rauben. *Mit* Deinem Willen — zerbrichst Du mich zu Staub. Schreibe mir auch, ob Du die Kammerjungfer für treu hältst.

F. L.

Original

München 19 Aug.

Helene! Meine schriftliche Pflichtpredigten bleiben ist die 2 mal. Sie mir bange.

I. Man ist die gute Stadt. Die beiden Morgen: Riß uns noch Gustel gehen mit uns Bauernstuben mit 21 Personen. Nach Gustel Essen kommen die andern Ausgenblick die Zeit Rinel Urlaub anfangen, wegen Abfahrt unsern (Hotel ich) in Tiefen verpflegen aber wachsen u. auf 3 Uhr ab. Ich den Wagen zu unsern Fenstern. Die Station Auberg, die Gustel Gesinde [illegible] die alle Gaumenschmeichel Leid, wenden sich müssend Gustel O. Mozart Abschiedsnehmen. (Abendessen gibt es Bürgerau Abg. Nach alle Dampfboten zog so Sie Bel Gras dimal Autos parkt sind, bevor ist die Rest. Liste nach Effekten unsichtbar gemeinsam. Im 5 Wagen sind wir nach den ersten beiden Knaben dort Kolossal gestraft u. gefroren.)

II. Aber nächsten Bayerischen Rest ist da die Morgenwinden Bist die Gesellschaft Gustel Autos gut Abschied wunderlich, sondern Herren drüber die

xx P. P. Nota natürlich wären es deutsch, wenn die mit einer kleinen schriftlichen Kollegenschaft — wenn blosses Buch — für Andrl. Häuslo in München schicken wird die Bestimmung von drei bezeichnen Orte Gesellschaft [illegible] mit uns zu [illegible]

Gemüse gegeben werden es Häuslo sind fest mit den Wort darauf gegeben, dass sich so [illegible]. Sein Adel ist bereits von allen Reisen für uns zu bezeugen xx

III. Drei Boxer in Hl (Wolfe). Graf Rex bezeichnet nicht. Er ist vergnügen: Rüstow Gelegenheits mit. Drei die, auf einem Brief von die im mir, den er Art, mich aufgehoben: Drei ist eben so empfehlenswert. Wir Folge der verschiedenen in Wolfe Gemahl in der Zeitschrift, in man die eigen das [illegible]. Es sind also nicht in diesem Stand in treffend Tode [illegible] diesen Charakter.

IV. Ich habe gestern 2 Minuten mit dem früheren Ministers des Auswärtigen, Baron von Schenck gesprochen, dessen in grossen Zeitungen Artikel in [illegible] Er sagt mir [illegible] alles zu [illegible] mir nicht möglich [illegible]

1. Lassalle an Hel. v. Dönniges **39** München 19 Aug

Helene! — Meine unbeschreiblichen Höllenqualen schildere ich Dir ein ander Mal. Jetzt nur facts —

I) Man hat Dich getäuscht. Du bist mündig. Nicht nur nach Genfer Gesetz, auch nach Bairischem mit 21 Jahren. Nach Genfer Gesetz kannst Du jeden Augenblick das Haus Deines Vaters verlassen, eigene Wohnung nehmen (Hôtel etc) die Dich alles respectiren muß. Und nach 3 Monaten von dem 1ten an, nach Freunden Rüstow, Amberny, die Genfer Behörde, die alle benachrichtigt sind, werden Dich während dieser 3 Monate schützen. (Übrigens giebt es kürzern Weg. Am denselben Tage, wo Du das Haus Deines Vaters verläßt, bringt Dich Rüstow sofort nach Italien, mich sofort telegraphirend. In 5 Tagen sind wir durch den ersten besten Priester gleich dort katholisch ehelich getraut.

II) Aber auch nach Bairischem Recht ist, da Du mündig bist, die Einwilligung Deines Vaters zur Ehe nicht unerläßlich, sondern kann, durch Dein Gericht gegeben werden und [illegible] hier hat mir sein Wort darauf gegeben, daß ich sie erhalte: sein Wort ist bereits von allen Seiten für mich in Bewegung. [illegible]

III) Ein Brief von [illegible] Bea [illegible] [illegible] ist [illegible]. Rüstow telegraphirt mir, daß Du noch einen Brief von Dir an mich, den er hat, mir [illegible]. Dies ist ebenso [illegible], Folge der moralischen u. physischen Gewalt und der Täuschung, die man Dich gegen Dich geübt. Es heißt also nichts — und dennoch sterb ich tausend Tod bei dieser Nachricht.

IV. Ich habe gestern 2 Stunden mit dem hiesigen Minister der Auswärtigen, Baron v. Schrenk, gesprochen, der ganz und gar auf meiner Seite und empört ist. Er hat mir versprochen, Alles zu thun

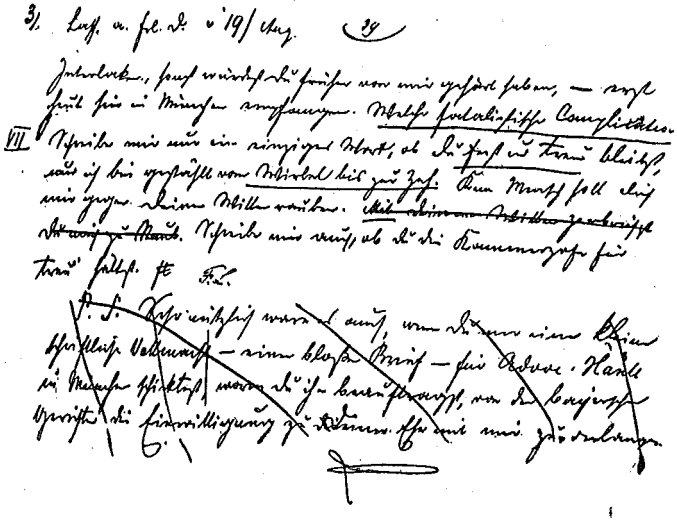
2. Lass. an Hel. v. Dön. München 19 Aug.

zu thun, was nur irgend möglich. Heut hab ich wieder zu ihm kommen, wo die bestimmten Schritte zwischen uns festgestellt werden sollen.

Ist es nöthig, so werden selbst noch mächtigere Mittel in Bewegung gesetzt werden, was bereits vorbereitet wird. Himmel und Hölle werd ich in Bewegung setzen, Dich zu erringen. (Das kürzeste, schlechteste, schnellste bleibt immer das heimliche Verlassen des Hauses Deines Vaters und die Flucht mit Rüstow nach Italien, oder mit mir selbst, wenn Du vorziehst, so lange zu warten, bis ich hier Alles geebnet habe und wieder zurück bin).

V. ~~Was ich bin und habe, hänge ich verzweifelnd an Deinen Besitz~~ Ich habe Riesenkräfte und ich werde sie verhundertfachen, um Dich zu erkämpfen. Kein Mensch kann Dich mir entreißen, wenn Du fest und treu bleibst. Daß ich daran zweifle bin ich der elendeste aller Menschen. Ich leide stündlich tausendfachen Tod. Und doch, es ist unmöglich! Du kannst mich nicht verrathen, einen Mann, wie mich, einen Mann, der Dich so rasend liebt, ~~der seine ganze Existenz zurückläßt, wenn es nothwendig ist, um Dich zu erlangen~~. Ich bin mit Demantketten an Dich geschmiedet. Ich leide tausendmal mehr als Prometheus am Felsen. ~~Ich habe mir geschworen, mich zu tödten wenn ich Dich nicht erlange. Das wäre noch nichts~~! Aber wenn Du meineidig würdest, nach solcher ~~Flucht und solcher~~ Liebe gegenüber, so wäre die Menschennatur [illegible], man müßte verzweifeln an jeder Wahrheit, jeder Treue; [illegible] wäre Alles, was existirt. Dies sagen Alle, die diese blutige Geschichte kennen.

VI. Deinen Brief an die Arson habe ich — sie war verreist, in Interlaken



Lassalle an Wilhelm Rüstow. (Depesche, Original.)

München, 19. August 1864.

Vortreffliche Briefe von Henri an Freundin erhalten. Ist gebrochen, aber treu. Alles kommt jetzt darauf an, Henri langen beweglichen Amberny'schen Brief zuzustellen, möglichst schnell, aber nur, wenn Empfang ganz sicher. Für Antwort wird Henri schon sorgen. Die auf dritten und selbst auf Bleipapierbrief beweist nichts. Telegraphiere mehr, auch nicht Verabredetes. Hier etwas Hoffnung. Julian.

Lassalle an Wilhelm Rüstow. (Original.)

[München,] Freitag den 19. August [1864].

Deinen Brief vom 17. empfangen. Begreife nicht, daß Du mir nicht telegraphiertest, als Du Helenen's Rückkunft erfuhrst, die Du, wie sich zeigt, schon am 17., schon am 16. wußtest. Unbegreiflich, denn wenn dafür auch keine *Formel* verabredet war, so war doch selbstredend, daß dies Factum im Momente telegraphiert werden mußte. Unendliche Qualen und viele Depeschen hättest Du mir erspart.

Tötlich hat mich Deine gestrige Depesche „ganz schlecht" getroffen! Und dennoch beweist sie garnichts. Denn sie [Helene] ist getäuscht und gebrochen. Und überdies wirst Du ihr nur den dritten, ganz inhaltslosen Brief zugestellt haben, nicht den Amberny'schen Brief, nicht einmal den Lesley'schen. Einen von beiden suche ihr sofort zuzustellen, und wenn der Weg *ganz* **sicher** ist, den Amberny'schen.

Der Brief, den Du ihr zustelltest, scheint durch die Argaud gegangen zu sein. Dieser Weg *scheint* wohl sicher. (Möglich, daß der Vater den Brief erhielt, und ihr die Antwort aufzwang; möglich auch, daß sie ganz

gebrochen ist.) Hast Du nur einen ganz sichern Weg, ihr den Amberny'schen Brief zu insinuieren, so tue es. Ob und auf welchem Wege sie antworten kann, ist egal. Wenn sie den Brief nur erst gelesen hat! Das ist das Wichtigste, das Andere findet sich. Ist Dein Weg nicht **ganz** sicher, so versuche es mit dem Lesley'schen. *Gleich wichtig* wie der Amberny'sche Brief ist aber *neben* ihm — er dient nur zu seiner Vervollständigung — der beiliegende Brief, den ich Dir hier für Helene schicke. Lies ihn. Du erfährst einige Facta daraus, z. B. daß Helene auch *nach bayrischem Gesetz großjährig* und daß ich zwei Stunden mit dem hiesigen Minister des Auswärtigen gestern gesprochen. Er ist ganz für mich, will alles tun, was er nur kann. Heute wieder Konferenz. — Der König ist leider in Hohenschwangau. Auf diesen will W[agner] vielleicht Mittwoch Sturm laufen.

Beiliegenden Brief an Helene insinuiere *ihr also sofort,* sowie Du nur **sicher** weißt, *daß sie ihn empfängt, mit dem Amberny'schen.*

Da Helene wieder in Genf ist, war es sehr unrecht, daß Du durch Klapka den Kayserlingk von Deiner Anwesenheit benachrichtigen ließest. Du bist ja dadurch verraten, und wirst nochmals abreisen und Wohnung wechseln müssen, um sicher zu sein. Dann aber telegraphische Anzeige an mich hierher.

Willst Du erproben, ob der Weg sicher, so schreibe selbst Helenen: „Ich habe zwei sehr wichtige Briefe für Sie (Amberny'schen und den beiliegenden), die Sie schlechterdings allein lesen müssen: Ist dieser Weg sicher, kann ich Ihnen auf ihm diese beiden Briefe schicken, die keinesfalls in falsche Hände fallen dürfen?" Dann wirst Du ja sehen. Du kennst ja ihre Hand. Wenn Du dessen nicht *sicher* bist, so [ist] allerdings nichts hiermit gewonnen.

Ich habe heut zwei Briefe Helenens an die Arson vom 5. und 6. August bekommen. Sie ist schon da ganz *gebrochen,* aber doch ebenso *treu.* Sie ruft den Tod herbei in der erschütterndsten Weise!

Dein sehr unglücklicher F. Lassalle.

Sophie von Hatzfeldt an Lassalle. (Depesche, Original.)

Bern, 19. August 1864.

Warte hier auf Brief. Henri in Genf. Ich würde gern bald hingehen. Wäre wichtig.

Sophie.

Lassalle an Sophie von Hatzfeldt. (Depesche, Original.)

München, 19. August 1864.

Morgen Vormittag haben Sie den Brief. Dann schnellstens mit Madame nach Genf und Henri wieder fest machen. Vor Abreise mir Genfer Hotel telegraphieren. Schreibe heute Ihnen Genf poste restante und wichtig. Gleich holen.

Ferdinand.

Lassalle an Sophie von Hatzfeldt. (Original.)

Freitag nacht, München [19. August 1864].

O, Gräfin! Ich gebe Ihnen hier einen nur gedrängten Auszug eines viel ausführlicheren Briefes, den ich heut Rüstow geschrieben und den er Helenen, für die er mitbestimmt ist, insinuieren, vorher aber, falls nichts dadurch versäumt ist, von Ihnen lesen lassen soll. Wenn nicht, wird Ihnen auch dieser gedrängte Auszug genügen.

Ich fand also den König nicht hier, wollte nicht die Zeit verlieren, nach Hohenschwangau zu ihm zu gehen,

war daher gestern ohne weiteres zwei Stunden und heut über eine Stunde bei dem hiesigen Minister des Auswärtigen, Baron von Schrenck. Ich fand in ihm den günstigsten Boden, er muß offenbar in den Blättern der großdeutschen Partei, die mich aus Haß gegen die Fortschrittler immer in den Himmel hoben, sehr viel Vorteilhaftes über mich gelesen haben. Er war, sowie er meine Identität mit mir selber erfuhr, ausnehmend kulant und entgegenkommend und sichtlich geschmeichelt. Er verwickelte mich in ein politisches Gespräch, auf das ich mich, um ihm besser zu imponieren, lebhaft einlassen mußte, über die Situation, die haute politique, die Revolution — die er kommen sieht — usw. Er versprach alles zu tun, was er könne. —

Dies gestern, und irre ich nicht, habe ich Ihnen das auch schon gestern gemeldet.

Heute wurde nun folgendes praktisches Konklusum zwischen uns vereinbart:

Er gibt dem hiesigen Advokaten Dr. Hänle, der sich sehr für mich interessiert, ein *offiziöses* Kommissariat, d. h. einen Brief an Dönniges, worin er diesem sagt: *er* habe Hänle ersucht, sich zu ihm nach Genf zu begeben und die Sache à l'amiable mit ihm beizulegen, da ihm gütliche Beilegung höchst wünschenswert sei usw. usw. Für den Fall, daß diese gütliche Beilegung nicht gelänge, verlange er von ihm, daß er seine Tochter in meiner Gegenwart vor einem Genfer Notar sistiere, damit sie vor mir diesem frei erkläre, ob sie auf ihrem Willen beharre, mich zu ehelichen, oder nicht, damit ich, falls nicht, durch diese freie Erklärung wenigstens beruhigt und jeder Schein einer inkonvenablen Gewalt beseitigt sei.

Die Demarche ist, genau genommen, schon wunderbar und unerhört genug. Und dennoch hoffe ich keineswegs, daß sie den Widerstand des alten Dönniges, seinen

Willen, brechen wird. Aber Sie begreifen, daß dennoch *alles* dadurch gewonnen wäre, wenn Helene *fest ist.* Denn vor dem Notar sistieren muß mir Dönniges seine Tochter, sonst riskiert er seine Stelle. Mir aber vor dem Notar gegenübergestellt, kann sie nicht nur ihr lautes „Ja" erklären und mir alle möglichen General- und Spezialvollmachten geben, für sie aufzutreten und zu handeln, sondern sie kann, majeure nach dortigem wie hiesigem Recht, sofort auch Arm in Arm mit mir das Haus des Notars verlassen, sich in einem Hotel oder bei Ihnen installieren, sich unter Ihren, meinen und des Gesetzes Schutz begeben und gar nicht wieder den Fuß in das väterliche Haus zurücksetzen. Alle Genfer Behörden sind jetzt auf unserer Seite und würden sie statt zu hindern, nur schützen. Sie kann endlich sofort mit Ihnen und mir nach Italien reisen und in drei Tagen katholisch getauft und getraut mein Weib sein.

Alles, alles hängt also ab von dem Ausgang dieser einen Stunde, die über mein Leben entscheidet! *Jetzt* würde sogar nicht einmal mehr ein inkonvenabler Schein auf Helene zurückfallen, wie früher, an jenem Mittwoch abend. Denn jetzt, *nach* jenen Vorgängen, nach der furchtbarsten gegen sie verübten Gewalt, nachdem sich sogar das oberste Ministerium in München in Bewegung gesetzt hat, um durch eine so auffällige Demarche diese Gewalt zu brechen und ihr ihre Freiheit wieder zu geben — nach alle diesem kann sie auch in den Augen der Welt das ohne den geringsten Vorwurf tun, was damals ganz anders war.

Wenn sie umgekehrt vor dem Notar „Nein" erklärt, nun so ist alles verloren, so ist das *grenzenloseste Ridicule* die Folge dieses mit solcher Mühe errungenen offiziösen Kommissariats, so ist Dönniges *gerechtfertigt* und jede weitere Hilfe für mich vernichtet — kurz, so

hat mir die Undankbare und Treulose selbst den Dolch in diese treue Brust gerannt! Ich falle dann mit ihrem und durch ihren Willen — ein furchtbares Denkmal davon, daß ein Mann sich nie an ein Weib ketten soll. Ich falle dann durch den entsetzlichen Verrat, die schnödeste Felonie, welche die allsehende Sonne je geschaut hat.

Alles, alles hängt also an dem Gewicht dieser einen Stunde:

Ihnen fällt also die wichtigste, die folgenschwerste Aufgabe zu: Helenen, ehe dieser moment suprême naht, wieder fest zu machen!

Gegenwärtig *scheint* es sehr, *sehr* schlimm mit ihr zu stehen. Ihre Briefe an die Arson vom 5. und 6. August zeigen zwar schon, daß ihre Widerstandskraft gebrochen ist, atmen aber noch die größte Liebe und Treue! Sie ruft in der rührendsten Weise den Tod herbei: Rüstows *gestrige* Depesche (vom 18.) sagt aber schon, was ich Ihnen nach Bern gemeldet („ganz schlecht"). Da tröstete ich mich noch mit dem Gedanken, daß dieser Brief Helenens, den Rüstow mit „ganz schlecht" bezeichnete, nur die Antwort auf einen ganz kleinen trockenen Zettel gewesen wäre, den ich ihm hinterlassen, nicht auf den langen, sogenannten Ambernyschen Brief.

Ich telegraphierte ihm sofort um Aufschluß hierüber, und später nochmals den Auftrag, den Ambernyschen Brief vom Stapel zu lassen. Darauf bekomme ich folgende heut (19. August 11 Uhr 25 Minuten) von ihm abgegebene Depesche: „Mitternacht zwei Münchener Depeschen erhalten. Habe *persönlich Ambernyschen* Brief an Henri gegeben, Henris Brief mit meinigem seit gestern nach München unterwegs; weitläufige Aufklärung. Wann kommt Sophie?

Sie sehen, daß aus dieser Depesche nicht klug, sondern nur *toll* zu werden ist. War also Helenens „ganz schlechter" Brief schon eine Antwort auf meinen Ambernyschen, oder, ehe sie diesen gelesen hatte, auf den kurzen Zettel? Es *scheint* das erstere, und das wäre vernichtend, vernichtend: Ist also der Brief Henris, der mit dem von Rüstow unterwegs ist, eben der ganz schlechte? Oder ist *seit* diesem der sogenannte Ambernysche Brief von Rüstow ihr abgegeben und Antwort eingetroffen und bezieht sich darauf das Wort: „Weitläufige Aufklärung?" Kurz, es ist um rasend zu werden, und jeden Augenblick fasse ich mich in namenloser Verzweiflung am Haar, mein armes gehetztes Gehirn hin- und herschüttelnd.

O, wenn Helene nur eine Vorstellung hätte von dem zehntausendsten Teil meiner Leiden — nie, nie käme ihr der verbrecherische Gedanke, mir treulos zu werden! Nein, so erbärmlich könnte sie dann nicht sein.

So traurig es wäre, wenn Helenens „ganz schlechter" Brief schon die Antwort auf den Ambernyschen wäre, so gebe ich doch auch dann — denn daß ich weiterlebe beweist es — noch nicht alle Hoffnung auf.

Sondern meine Hoffnung steht dann auf Sie. Lassen Sie Helene durch die Arson sich holen. Lesen Sie ihr *diesen Brief vor*. Beschreiben ihr, was Sie in Karlsruhe gesehen. Dringen in sie mit aller wilden Beredsamkeit Ihrer Zunge!

An Ihrer Zunge, Gräfin, hängt meine Existenz.

Wie aber, wenn es Ihnen nicht gelungen wäre, die Arson mit sich nach Genf zu führen?

Dann reisen Sie nochmals nach Wabern zurück, erzählen ihr die Intervention des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten, die ihr *Mut* und *Lust* machen und ihr Vertrauen beleben wird, schildern ihr den

bevorstehenden moment suprême vor dem Notar und wie *alles, alles* daran liege, daß Helene *vor* diesem entscheidenden Augenblick hinreichend aufgeklärt, gesammelt, entschlossen sei und nicht unvorbereitet von ihm überfallen werde. Das wird die Arson begreifen und um dieses *entscheidenden Momentes* willen mit Ihnen gehen.

Oder halten Sie es für besser, nicht Genf zu verlassen, so schreiben Sie der Arson französisch alles *ausführlich,* was ich Ihnen soeben gesagt habe und *beschwören* sie, sofort zu Ihnen nach Genf zu kommen.

Diesen Brief schicken Sie ihr aber dann *nicht* durch die Post, sondern durch einen Expressen von Genf aus, aber einen intelligenten Mann, dem Sie die Wohnung beschreiben. Becker selbst oder ein ganz zuverlässiger Freund von ihm oder Mr. Lesley, wenn er noch in Genf, wird die Güte haben, die Reise für mich zu machen.

Wie hat denn Rüstow die Helene gesprochen? Können Sie es auf demselben Wege? Lassen Sie Rüstow gleich zu sich kommen (aber mit höchster, höchster Vorsicht) und sich von ihm alles, wie es mit Helenen steht und ob sich bei ihr durch den Ambernyschen Brief etwas verbessert oder ob ihr „ganz schlechter" Brief schon die Antwort auf ihn war und was die „weitläufigen Aufklärungen" bedeuten und, was *seitdem* etwa noch — mir unbekannt — vorgegangen, ausführlich und bestimmt schildern.

Ich reise *wahrscheinlich* Montag früh 6 Uhr von hier ab und bin dann Dienstag abend schon in Genf. Ich könnte schon Sonntag reisen, verliere aber absichtlich den Tag, um Ihnen einen Tag mehr Vorsprung zum Sprechen mit Helenen zu geben.

Vielleicht — aber *höchst* unwahrscheinlich — geht meine Reise über Hohenschwangau, um den König zu

sprechen, wo ich dann zwei Tage später erst in Genf einträfe.

Im Augenblick meiner Abreise von hier telegraphiere ich Ihnen noch, ob ich direkt oder über Hohenschwangau gehe.

Ich erwarte infolge meiner heutigen Depesche morgen telegraphische Anzeige von Ihnen, in welchem Hotel (Hotel des Berques oder wo sonst) Sie in Genf sein werden.

Von der Schweiz aus telegraphiere ich Ihnen dann noch, ob wir direkt nach Genf kommen, oder ob Sie (und Rüstow) nur in Nyon auf der Eisenbahnstation bleiben sollen, um dort nötigenfalls zu übernachten und vor unserem Einrücken in Genf Kriegsrat zu halten.

Depeschen von Ihnen treffen mich bis Sonntag abend und nacht sicher hier. Von Montag früh müssen Sie jede Depesche nach fünf Orten aufgeben, nämlich 1. nach hier, Hotel Oberpollinger, weil ich doch möglicherweise noch hier bin, 2. nach Hohenschwangau, Telegraphenbüro restante, 3. nach Lindau, *Bahnhofbüro* restante, zum Unterschied vom Telegraphenbüro in der Stadt), 4. nach Olten, Bahnhofbüro restante, 5. nach Bern, Bahnhofsbüro restante.

Nun leben Sie wohl! Es gibt keine Gerechtigkeit, wenn ich dieses Weib nicht erlange. Denn so hat sich noch nie ein Mensch für ein Weib abgequält, abgehärmt, abgezehrt!

Schon die physische Arbeit — ich habe heut vielleicht 60 Briefseiten geschrieben, alle in Todesangst — würde aufreiben, geschweige diese furchtbare Pein!

Mehr tot als lebendig

Ihr F. L.

Lassalle an Aurel Holthoff.

[München,] Freitag, 19. August [1864].

Teurer!

Daß Helene wieder in Genf, habe ich Ihnen telegraphiert.

Komme eben von Schrenck (auswärtigen Minister) zurück. Was also heut mit ihm vereinbart, ist folgendes: Er gibt dem hiesigen Advokaten Dr. Hänle ein *offiziöses* Kommissariat, nämlich einen Brief an Herrn von D[önniges] mit, worin er diesem sagt: er habe Hänle ersucht, sich in dieser Sache nach Genf zu begeben, um sie à l'amiable mit ihm beizulegen, was ihm sehr wünschenswert sein würde etc. etc. Wenn nicht, solle er die Tochter mir *persönlich gegenüber* vor einem Notar in Genf sistieren, damit sie vor diesem in meiner Gegenwart mir ihre Erklärung abgebe.

So ist der Inhalt zwischen Schrenck und mir *verabredet*. Wieviel davon und mit welcher *Kraft* Schrenck nun schreiben wird, steht dahin. Ich werde den Brief nicht lesen können, weil Schrenck dies für nicht recht hielt und den Brief versiegelt morgen an Hänle schickt. Hänle reist dann mit dem Brief und mir nach Genf. Aber vor Montag früh werde ich schwerlich abreisen. Ich halte zurück, um Ihnen zu folgendem Gelegenheit zu geben:

1. Sofort gleichzeitige Intervention durch einen Brief Boeckhs zu erlangen. Das *Zusammenkommen beider* Schritte würde viel nützen, während jeder vereinzelt wahrscheinlich nicht wirkt.
2. Mir zu telegraphieren, ob Sie viel Wert — oder welchen — auf diese Demarche durch Schrenck und Hänle legen. Telegraphieren Sie mir in folgenden

Ausdrücken — je nachdem —: „Viel Wert" oder „Ziemlichen Wert" oder „Wenig Wert" oder „Keinen Wert" (hierher, Hotel Oberpollinger). Dann verstehe ich.

3. Gleichzeitig telegraphieren Sie mir in derselben Depesche über folgendes: Der König ist in Hohenschwangau. Folglich bin ich einstweilen geneigt, die direkte Demarche bei ihm aufzugeben. Denn über Hohenschwangau zu gehen wäre möglich, aber doch großer Umweg. Eine direkte Demarche des Königs wäre *weit* stärker wirkend, aber doch *ganz ungewiß*, ob ich sie erlange. Vielleicht nähme Schrenck bei seinem Entgegenkommen sogar halb übel, daß ich noch über ihn hinausgehe.

   Was meinen Sie? Telegraphieren Sie mir in folgenden Ausdrücken hierüber: „Andere Demarche aufgeben" (d.h. dann, ich solle nicht erst nach Hohenschwangau gehen), oder „Andere Demarche verbinden" (d. h. dann, ich solle über Hohenschwangau gehen auf die Gefahr hin, meine und Hänles Zeit dort unnütz zu verlieren).

   So kenn ich dann wenigstens Ihre Ansicht und kann, je nachdem, danach handeln.
4. In derselben Depesche sagen Sie mir, ob Boeckh geschrieben hat oder schreibt oder nicht, in folgenden Ausdrücken: „Hiesige Demarche ist erfolgt" oder „Hiesige Demarche erfolgt morgen" oder „.... bis zum so und sovielten" oder „.... erfolgt nicht."

Ist es möglich, Holthoff, daß sich ein Mann so für ein Weib abplagen, so beständig für sie vergehen kann! Und für ein Weib, das sich zwingen läßt, ihn aufzugeben! O, Helene! Helene! wenn sie nur festhielte! Der Gedanke ist fürchterlich. Ach, Tod wäre Erlösung und Wohltat!

Helfen Sie. Handeln Sie, lassen Sie Boeckh schreiben, schreiben Sie auch gleichzeitig. Treiben Sie jeden Succurs auf, den Sie können! Ach, ich vergehe vor Qual!

Ihr F. L.

Lassalle an Wilhelm Rüstow. (Original.)

München, 19. [August 1864], 5 Uhr Nachmittags.

Teurer Freund!

Du liebst mich so, tust so viel für mich, und tödtest mich wirklich mit Deinen Nichtdepeschen, wie mit Deinen Depeschen. Schon daß Du mir Henris Rückkunft nicht sofort telegraphiertest, war furchtbar: Aber durch Deine jetzt erhaltene Depesche — ich habe sie bereits telegraphisch beantwortet — „Habe persönlich Amberny'schen Brief an Henri gegeben. Henri's Brief mit meinigem unterwegs, weitläufige Aufklärung" — durch diese Depesche hast du mich getödtet! Ich frage mich: Ist Helenen's „ganz schlechter" Brief schon die Antwort auf den Amberny'schen? Oder ist er nur Antwort auf das dritte kurze Billet? Dann hätte es nicht viel zu bedeuten. Darum habe ich Dich gestern Abend telegraphisch deshalb befragt und bekomme in Deiner Antwortsdepesche *keine* Antwort darauf!!! Ist das erhört?! Alles hängt ja für mich davon ab, dies zu wissen. Denn ist ihr „ganz schlechter" Brief schon eine Antwort auf den Amberny'schen, so steht die Sache traurig, furchtbar traurig für mich, obwohl ich auch dann die Hoffnung nicht aufgebe. Denn lieber das Leben aufgeben als die Hoffnung auf *sie*.

Ist er aber bloß Antwort auf das dritte Billet, so hat die Sache weniger auf sich. Diese Dir telegraphisch gestellten Fragen hast Du nicht beantwortet. Ich

zermartere mich umsonst, es zu erraten, die Indicien sind widersprechend.

Daß Du ihr den Ambernyschen Brief *persönlich* übergeben, scheint (wie hast Du sie denn überhaupt so schnell persönlich sprechen können?) dafür zu sprechen, daß Du ihr den Amberny'schen Brief erst *nach* ihrem „ganz schlechten" Brief übergeben hast. Umgekehrt scheinen die Worte: „Henri's Brief seit gestern mit meinigem unterwegs; weitläufige Aufklärungen" zu zeigen, daß ihr „ganz schlechter" Brief, von dem Du mir gestern telegraphiertest und den Du nach München laut Depesche senden solltest, eben der einzige sei, den Du von ihr erhalten, und eben die Antwort auf den Amberny'schen — ein Gedanke, der schlimmer ist als Feuertod und Folter!

Das Wort: „weitläufige Erklärungen" scheint einerseits anzudeuten, daß sie seit dem Gespräch mit Dir und dem Amberny'schen Brief ihren „ganz schlechten" Brief erklärt und revoziert habe. Und umgekehrt scheint es auch wieder nur anzudeuten, daß sie ihn aufrecht erhalte und nur ihre Untreue beschönige.

O wie machst Du mich leiden!

Wenn dieses Weib von mir läßt, für das ich so namenlos märtyrere, so ist alles geschändet, was Mensch heißt! Ein Felsenherz, das so liebt, so treu aushält wie das meinige, so zu zerreißen! —

Nun höre von mir:

Du weißt, ich wollte tout bonnement zum Könige gehen. Der ist aber in Hohenschwangau. W[agner] kann vor Dienstag nicht hin. Dann will er *vielleicht* — dies hängt von einem gewissen Umstande ab — mit ihm sprechen, dann aber mit höchster Energie sprechen. Ich wollte bis Dienstag nicht Zeit verlieren. Der Boden brennt mir unter den Füßen. Ich wollte auch W[agners]

Demarche nicht vorschnell gefährden. Es war mir ebenso unmöglich, *nichts* zu tun.

So ging ich also gestern zu dem Minister des Auswärtigen, Baron von Schrenck und sprach mit ihm nicht weniger als zwei Stunden. Obgleich ich in einemfort innerlich weine und blute, bin ich doch im Handeln wieder ganz ich selbst und war es mit Schrenck dreimal. Ich riß ihn fort. Ich fand überdies von vornherein bei ihm die schmeichelhafteste zuvorkommendste Aufnahme. Es schmeichelte ihm ganz ersichtlich, mit mir zu tun zu haben, er muß aus den Organen der großdeutschen Partei, die mich immer aus Haß gegen die Fortschrittler in den Himmel hoben, viel Günstiges von mir gehört haben, er verwickelte mich mit Gewalt in ein politisches Gespräch über die ganze Situation, die haute politique, Preußen, die Revolution — an die er sehr zu glauben scheint — meine Organisationspläne etc. etc. Ich ließ mich innerlich zähneknirschend und furchtbar, furchtbar leidend, darauf ein und lebhaft ein, um ihm besser zu imponieren, ich sprach lachend Politik, den Tod im Herzen, als ob ich noch ein Mensch sei wie früher — kurz ich machte seine Eroberung und er versicherte mir, in der Sache tun zu wollen, was er nur immer könne. Heut sollte ich wieder kommen, um festzustellen, was zu tun sei. Wir konferierten wieder über eine Stunde; er war wirklich auch entrüstet über die Gewalt, die man gegen Helene und mich kehre, erklärte mir, Dönniges' Widerstreben gar nicht zu begreifen, und daß er in demselben Falle mir keine Hindernisse in den Weg legen würde, trotz meiner politischen Richtung etc. und wir kamen endlich zu folgendem Konklusum:

Er gibt dem hiesigen Advokaten Hänle, der sich sehr für mich interessiert, ein *offiziöses Kommissariat,* mit mir nach Genf zu gehen, und die Sache mit Herrn

von Dönniges à l'amiable beizulegen. Er gibt ihm dasselbe in Form eines Briefes an Herrn von Dönniges, worin er diesem erklärt: *er* habe Hänle ersucht, sich nach Genf zu begeben und die Sache à l'amiable mit ihm (Dönniges) beizulegen, was ihm in mehr als einer Hinsicht sehr wünschenswert sei etc. etc. Für den Fall, daß die gütliche Beilegung nicht zu Stande käme, gebe er (der Minister) ihm (Dönniges) auf, mir Helene in meiner Gegenwart vor einem Notar zu sistieren, damit sie vor demselben und nach den Mitteilungen, die ich ihr zu machen, *frei ihren Willen* erkläre, ob sie mich ehelichen wolle oder nicht, und im Falle des Nein hierdurch mindestens jeder Schein von Gewalt beseitigt sei, der inconvenable sei für seine Gesandten, und ich über die Freiheit ihres Willens und daß sie nicht ein Opfer brutaler Gewalt sei, beruhigt sein könne.

Du begreifst, daß es eigentlich ein wahres *Wunder* ist, diesen Schritt von einem Minister des Auswärtigen extorquirt zu haben. Ein Schritt so ungewöhnlich wie kaum ein Präzedenz existiert.

Es ist indeß jetzt verabredet und morgen schickt der Minister den Brief an Hänle. Auch soll er morgen nochmals zu ihm kommen.

Du begreifst auch, daß wenn in Helene nur ein Funken von Wahrheit, Willen und Treue ist, mit diesem Schritt alles hinreichend gewonnen ist. Denn wenn auch der alte Dönniges so eigensinnig sein sollte, nicht nachzugeben und die Feder des Ministers nicht energisch genug spricht, um die Widerstandsgedanken in ihm zu beugen — vor dem Notar *muß* er sie mir sistieren, sonst kostet ihm die Sache seine Stelle. Und einmal vor dem Notar kann Helene nicht nur ihr lautes: „Ich will ihn heiraten" erklären und mir alle möglichen notariellen Vollmachten geben, für sie zu handeln und ihre Rechte

wahrzunehmen; sondern sie kann — damit wir den ganzen Rechtsquark ersparen — einfach darauf meinen Arm nehmen, mit mir das Haus des Notars verlassen, eine andere Wohnung nehmen (Hotel) oder zur Gräfin gehen oder am einfachsten sofort mit mir nach Italien abreisen, so daß wir in drei Tagen Mann und Frau sind. Alle Genfer Behörden stehen jetzt auf unserer Seite und würden uns, statt irgend was gegen uns zu tun, in allen diesen Fällen sogar schützen. Du kannst Ducommin und Amberny noch schnell benachrichtigen und präparieren. Und alles ist jetzt so leicht und sicher, wie bon jour zu sagen.

Ja, es kann jetzt nicht einmal mehr der geringste Tadel auf Helene zurückfallen. Denn *nach* allen Vorgängen hat dieser Schritt eine ganz andere Gestalt, als *vor* denselben. Jetzt ist es berechtigter Bruch furchtbaren, furchtbaren Gewaltmißbrauches, welchen zu brechen sogar die höchste Behörde in Bayern feierlich einschritt! Jetzt würde alles *für* sie gesagt, was sonst *gegen* sie gesagt worden wäre.

Kurz, gehe ich jetzt zu Grunde, so ist es nicht mehr an der brutalen Gewalt, die ich gebrochen habe, sondern — wenn sie mir eben vor dem Notar „Nein" erklärt statt „Ja" und mit mir zu gehen — an dem grenzenlosen Verrat, an dem unerhörtesten Wankelmut und Leichtsinn eines Weibes, das ich weit über alles Maß des Erlaubten hinaus liebe! Es wäre wirklich das Grenzenloseste von allem, wenn ich *deshalb* den Minister des Äußern vermocht habe, ein Kommissariat zu erteilen und sie mir vor dem Notar sistieren zu lassen, damit sie mir auch noch das furchtbare *Ridicule* gibt, mich mit einem „Nein" abzuweisen. Inzwischen, mein Leben steht in ihrer Hand und wenn *sie* mir den Dolch in die Brust stoßen will, — je n'ai rien à dire! Wenigstens falle ich

nicht durch den Übermut eines brutalen Mannes. — Ich kann sie übrigens unter keinen Umständen für so vollendet schlecht, so furchtbar schlecht, so grenzenlos schlecht halten.

Wichtig ist aber, daß sie von der Sache *im Voraus weiß, sich sammeln, sich fassen,* einen *festen Entschluß fassen kann;* daß sie nicht unvorbereitet, nicht mit falscher und halber Darstellung von der Sache überfallen wird. — Es ist also von der *höchsten Wichtigkeit,* daß Du ihr diesen meinen gegenwärtigen Brief an Dich, der eben so gut ein Brief an sie ist, auf *ganz sicherem Wege* — über diese Sicherheit darf natürlich kein Zweifel obwalten — insinuierst. Kannst Du ihn vorher noch von der Gräfin lesen lassen, so ist es gut. Denn, obgleich ich der Gräfin, die zur Zeit, wo Du dieses erhältst, schon in Genf angekommen sein wird, den Hauptinhalt noch außerdem brieflich mitteile, so werde ich es aus Mangel an Zeit doch vielleicht nicht ausführlich genug tun können. Kannst Du ihn also, ehe Du ihn an Helenen zustellst, vorher noch schnell von der Gräfin lesen lassen, so ist es besser. *Keinesfalls* aber darfst Du deswegen eine Gelegenheit vorüberfliegen lassen, ihn an Helene gelangen zu lassen, sondern wenn diese irgend sicher da ist, so besorge ihn ihr *ohne Zeitverlust.* Die Gräfin erhält doch noch einen ziemlich hinreichenden Brief von mir, und Du kannst ihr das, was Du hier gelesen, auch noch (in später Abendstunde zu ihr gehend) erzählen.

Helenen schärfe ich hierdurch **aufs Strengste** ein, *ja nichts* von diesem ministeriellen Auftrag an Hänle zu verraten. Er muß dem alten Dönniges ins Haus platzen wie eine Bombe, ohne daß er auch nur die *geringste Ahnung* davon hat. Sonst hätte mir Helene, wie durch ihre unzeitige Mitteilung das erste Mal alles

verdorben zum *zweiten Male* und ich könnte wieder von vorn anfangen.

Ferner: Helene soll *Dir* sogleich auf diesen Brief antworten,

a) ob sie bereit ist, mir vor dem Notar ihr „Ja" zu erklären und mir alle erforderlichen Vollmachten zu geben,

b) ob sie ferner bereit ist, sofort mit mir das Haus des Notars zu verlassen, eine eigene Wohnung zu nehmen oder zur Gräfin zu ziehen und sich unter deren, meinen und des Gesetzes Schutz zu stellen,

c) ob sie ferner bereit ist, sofort, höchstens die Nacht noch im Hotel bei der Gräfin schlafend, am andern Tag oder auch augenblicklich vom Notar weg mit mir nach Italien zu gehen, um in drei Tagen meine Frau zu sein. Ferner triffst Du sofort für diesen Fall alle nötigen Reisevorbereitungen. Gut wäre es auch, wenn Du durch Ducommin (resp. Becker) einen Paß auf „Helene von Dönniges aus Genf 21½ oder 22 Jahre alt" besorgen könntest. Wenn Dir Helene ein Briefchen von zehn Worten gibt, worin sie darum ersucht, besorgt Dir ihn Ducommin jedenfalls.

Ferner: Sowie Du Helenens Antwort auf diesen Brief hast, so telegraphierst Du mir sofort, je nachdem die Antwort ausfällt: „Einverstanden mit rechtlich" (das heißt, daß sie bloß mit a) siehe oben — einverstanden ist) oder „einverstanden mit factisch" (das heißt, daß sie auch mit b) einverstanden) oder „gänzlich einverstanden" (das heißt, daß sie auch mit c) einverstanden ist). Oder endlich — furchtbarer Gedanke — „einverstanden mit Nichts."

Diese Depesche trüge zwar tausendfachen Tod und viel schlimmeres als das in sich, würde mich aber doch

nicht hindern, ruhig mit Hänle voranzugehen und den Becher des Leidens bis zur Neige zu leeren.

Diese Depesche nun telegraphierst Du mir

1. nach München, Hotel Oberpollinger,
2. nach Lindau, *Bahnhofsbüro* restante (zum Unterschied von dem Telegraphenbüro in der Stadt),
3. nach Olten, *Bahnhofsbüro restante,*
4. nach *Bern,* Bahnhofsbüro restante.

Dies ist nötig, damit sie mich noch irgendwo trifft, *ehe* ich Genf erreiche. Denn *hier* trifft sie mich schwerlich mehr.

Morgen (Sonnabend) erhalten wir den Brief des Ministers. Dennoch will ich erst *Montag* von hier abreisen — ich, der ich bis jetzt so eilte! — um der Gräfin Zeit zu lassen, vorher, ehe die Entscheidungsstunde kommt, Helenen zu Ehre, Pflicht, Gewissen und Liebe zurückzurufen! So muß ich jetzt noch absichtlich Zeit verlieren! So weit hat sie mich gebracht!

Möglich aber höchst unwahrscheinlich, daß ich von hier aus über Hohenschwangau ginge, um auch noch den König dort zu sprechen. Der Zeitverlust ist zu groß, und seit ich weiß, daß Helene wankt, ist mir das Dasein noch *weit* peinvoller als in Genf, wo Mitleid mit meinen Leiden Deinen Männeraugen Thränen erpreßte. Montag also denke ich hier abzureisen und Deine Depesche erreicht mich hier schwerlich später. Dennoch telegraphiere es auch hierher, denn man kann nicht wissen, was morgen etc. noch kommt.

Wenn ich in der Schweiz bin, telegraphiere ich Dir von irgend einer Station aus, ob Du mich und zu welcher Stunde in Genf oder schon in Nyon (im letzteren Falle mit der Gräfin) auf dem Bahnhof erwarten sollst, damit wir dann sofort nochmals großen Kriegsrat halten.

Dein F. Lassalle.

Wilhelm Rüstow an Lassalle. (Depesche, Original.)

Genf, 20. August 1864.

Henri's Brief vor Lesung des Deinigen geschrieben, nach Lesung aber folgte mündliche Bestätigung. Will noch hoffen. Schreib Henri, würdest frühere Briefe nur persönlich zurückgeben. Wilhelm.

Lassalle an Wilhelm Rüstow. (Depesche, Original.)

München, 20. August 1864.

Hältst Du jetzt Henri's Willen für innerlich geändert oder bloß gebrochen? Telegraphiere Antwort.

Am 18. abgesandter Brief noch nicht da. Gestern Dir und Henri gemeinschaftlich geschrieben. Abendbrief gib Henri nicht, wenn Du im Geringsten Verrat seines wichtigen Inhalts befürchtest, sondern erwarte dann zuvor Dir abgesandten Brief vom 20. Julian.

Sophie von Hatzfeldt an Lassalle. (Depesche, Original.)

Bern, 20. August 1864.

Reise gleich Genf. Hotel Metropol; schreibe heute Brief; jedenfalls abwarten; dort bleiben. Sophie.

Lassalle an Wilhelm Rüstow. (Depesche, Original.)

München, 20. August 1864.

Dein und Henris Brief noch nicht da. Kennst Du General von der Tann hier? Dann schreibe mir sofort warmen Brief für ihn. Kann Montag früh hier sein. Dann reise ich erst Dienstag. Telegraphische Antwort. Auch auf gestrige Depesche. Julian.

Wilhelm Rüstow an Lassalle. (Depesche, Original.)

Genf, 20. August 1864.

Kenne Tann nicht persönlich, glaube doch schreiben zu können. Warte dort. Habe sonst alles beantwortet. Täglich Briefe von mir abgegangen. Rekommandierter Brief ging nach Karlsruhe. Sophie kommt heut.

Wilhelm.

Lassalle an Hans von Bülow. (Original.)

[München, 20. August 1864.] Sonnabend abend.

Teurer Freund!

Ich gebe Ihnen heute weitere Nachrichten, so weit möglich und erforderlich. Gestern kamen endlich zwei Briefe Helenens, die sie an ihre Freundin Mme. Arson in Wabern geschrieben, 3—4 Tage nach der Katastrophe, vom 5. und 6. August hier an. Leider war die Arson damals verreist, empfing sie erst vor kurzem nach ihrer Rückkunft von Interlaken und konnte sie mir erst hierher nach München senden! Welche fatalistische Komplikation! War die A. nicht verreist, so empfing ich die Briefe damals und konnte Helenen auf der Reise erreichen.

Immerhin kommen die Briefe noch sehr zustatten. Denn sie bilden den *schriftlichen Beweis* vollständiger Sequestration und Gewalt. „On ouvre toutes mes lettres" — „je suis enfermée depuis Jeudi matin" — „je pars ou plutôt on me part", begleitet von herzzerreißenden Herbeiwünschungen des Todes!

Ich lief damit sofort zum Minister; wie der entrüstet war! Er hat wirklich ein warmes Herz für einen Minister der auswärtigen Angelegenheiten!

Gestern und heute wurde noch viel zwischen ihm und mir konferiert und endlich folgendes festgestellt:

Er betraut Dr. Hänle mit der offiziösen démarche, ja er *ersucht* ihn um Übernahme derselben, sich mit mir persönlich nach Genf zu begeben, um die Sache mit Herrn von Dönniges gütlich beizulegen. Er gibt mir einen Brief an D[önniges], worin er ihm dies *erklärt,* und ihn aufmerksam macht, wie wünschenswert und notwendig die Vermeidung des sonst unvermeidlichen Eclats wäre. Er erklärt ihm, daß Helene auch nach bayrischem Gesetze majeure sei und nach demselben die väterliche Einwilligung zu einer gültigen Ehe nicht erforderlich sei. Er macht ihn auf alle Folgen aufmerksam und wie es im Interesse des Ministeriums selbst liege, kompromittierenden Skandal, der immer indirekt auf die Regierung selbst zurückfiele, vermieden zu sehen. Er erklärt ihm, daß er, nachdem er mich gesehen, nicht daran zweifeln könne, daß ich der Mann sei, mein Recht mit allen Mitteln durchzusetzen etc.

Dies war die Absprache: der verschlossene Brief bereits in unseren Händen. *Dienstag Mittag* — wenn nicht vielleicht schon Montag — reisen wir beide von hier ab. Was Schrenck getan hat, ist eigentlich ganz erstaunlich viel: er sprach mir selbst seine Bewunderung aus, daß er so weit gegangen sei. Und dennoch glaube ich durchaus nicht, daß es *hilft.* Dazu ist D[önniges] jetzt viel zu eigensinnig und wütend. Aber Nutzen wird er sich dadurch *nicht* tun.

Und hauptsächlich ist nun dadurch eine durch Ihren mächtigen Freund hervorgerufene Intervention des Königs schon gegen Vorwürfe gedeckt.

Der Minister bat mich, in Anbetracht des ganz extraordinären Charakters seines Schrittes, gestern um jede mögliche Diskretion. Dies habe ich versprochen, und bitte daher unseren mächtigen Freund, dem Kabinetsrat Pfistermeister *gar nichts* davon zu sagen,

dem König selbst aber — wenn dies überhaupt *erforderlich — nur so viel:* daß Schrenck selbst, von dem empörenden Fall entrüstet und um den Regierungskreisen den auf ihn zurückfallenden Skandal zu ersparen, einen Schritt zur gütlichen Beilegung bei D[önniges] versucht habe, der aber in Anbetracht des viel zu geringen Einflusses, den der Minister aufbieten könne, und der — mir auch von S[chrenck] bestätigten — Hartnäckigkeit des Charakters von D[önniges] jedenfalls erfolglos bleiben würde.

Da die Hauptsache ist, daß mir Wagner irgend eine Hilfe vom König erwirkt, welche noch eintrifft, *während* unsere Verhandlungen in Genf auf Grund der S[chrenck]-schen démarche fortdauern — denn *nach* dem unglücklichen Ausgang dieser Verhandlungen, die aber jedenfalls wohl mehrere Tage dauern werden, ist die Sache nur noch schwieriger und schlimmer geworden — da also hier das bis dat qui cito dat wieder zutrifft und ein Hauptgesichtspunkt der sein muß, daß *irgend* ein Schritt des Königs für mich noch während der Unterhandlungen in Genf eintrifft, so lege ich das in Wagners Hand, welchen Schritt des Königs zu erwirken er für am wirksamsten, zweckdienlichsten und sichersten, sowie für am ehesten möglich hält.

Da also Wagner in der Lage sein wird, dem König seine Mitteilungen irgendwie belegen oder detaillieren zu wollen, so füge ich zu diesem Zwecke hier kürzere Auszüge der zwei Briefe Helenens an mich und die Arson bei. — Erst Diskretion zu empfehlen wäre überflüssig. Aus dem einen Briefe — falls ich ihn so weit abschreibe — ersehen Sie, daß sich Helene schon weidlich in W[agners] Nibelungendichtung hineingelebt hat. Ich nannte sie Brunhilde, teils wegen ihrer der Vorstellung einer solcher wirklich ganz entsprechenden

Erscheinung, teils weil Siegfried die Brunhilde aus der „wabernden Lohe" holte und ich Helene wenigstens aus *Wabern* holen sollte. Aber ich ärgere mich jetzt, daß ich sie so nannte! Siegfried bekam die Brunhilde ja nicht, und sie sind unvermählt nach Hel und Walhalla gefahren. Man sollte keine Unglück verkündenden Vorzeichen nehmen!

Wagner wird verzeihen und begreifen, daß ich ihm nicht selbst schreibe. Ich bin nicht in der Stimmung, nicht in der Möglichkeit — einen geordneten, anständigen Brief schreiben zu können. Bei einem alten Freunde wie Sie, kann ich mich gehen lassen.

Ein am Montag noch zur Post gegebener Brief wäre nach hierher, Hotel Oberpollinger, zu richten. Alle späteren Briefe und Depeschen aber: Genf, Hotel Metropol (Adresse Nyon ist also widerrufen!).

Jedenfalls erwarte ich vom Grundgütigen — mein Grundgütiger ist nämlich W[agner] selbst — noch gleich von Hohenschwangau aus briefliche und telegraphische Mitteilung, ob und was W[agner] für mich getan.

Adieu, teurer Freund! Das Leben ist eine lumpige Hunde-Affen-Komödie! Eben erhalte ich Brief von Bucher. Tanzt auch nicht auf Rosen! Alles lumpig und schmierig, es ist ein wahrer Dégoût. Adieu, Adieu!

Ihr F. Lassalle.

Die *Briefauszüge* können natürlich bei Pfistermeister benutzt werden; aber wie gesagt, ihm und auch am liebsten dem König nicht mitteilen, daß Sch[renck] etwas in der Sache versucht hat, was W[agner] ja vielleicht zu wissen genötigt ist. Sch[renck] würde mir dies übel nehmen und von da mehr gegen, als für mich sein.

Lassalle an Wilhelm Rüstow. (Original.)

München, 20. August [1864].

O Freund, armer Freund! Welche traurigen Depeschen mußt Du mir erlassen! Ist solcher Verrat je dagewesen; habe gerade ich das verdient, das treueste Herz dieser Erde!

Höre:

1. Hier hast Du den Brief, den Du für Helene forderst, daß ich ihr ihre Briefe, jedenfalls nie anders als persönlich zurückgeben würde.

Ist das Deine ganze Hoffnung — wie schwach ist sie!

2. Gestern schrieb ich Dir einen Dir und Helenen gemeinschaftlichen Brief. Du darfst ihn aber Helenen nur *lassen,* wenn Du ganz sicher bist, daß Helene nicht verrät, was drin steht und ihn ausliefert. Bist Du nicht *ganz sicher,* daß sie nichts verrät, so darfst Du ihn ihr *keinesfalls lassen,* sondern höchstens vorlesen. Doch *fürchtest* Du, sie werde verraten, so darfst *Du ihn ihr aber auch nicht einmal vorlesen,* denn des Ministers Demarche, Hänle's Ankunft, mit des Ministers Brief darf *keinesfalls dem alten Dönniges verraten* werden. Sie muß ihn überraschen wie ein Blitz aus heiterer Luft, sonst verpufft sie wirkungslos.

Bist Du also *nicht ganz sicher,* daß Helene — jetzt ist alles zu befürchten — nichts verrät, so teile ihr auch nicht einmal den Inhalt des Briefes mit.

Den hier beiliegenden aber gib ihr jedenfalls.

3. Deinen und Helenen's *Brief* habe ich — Sonnabend Nachmittag 4½ Uhr — noch immer nicht erhalten, obschon Du ihn am 18. abgeschickt, und es ist heut der 20te.

4. Heute bekommen wir des Ministers Brief und

ich hätte, wenn ich gewollt hätte, schon Morgen (Sonntag) oder jedenfalls Montag reisen können und müssen, habe aber, damit Du und die Gräfin noch Zeit haben, die Gesinnungen Helenen's für mich zu bessern, die Abreise auf Dienstag (früh 6 Uhr) verschoben, denn Du begreifst, daß durch Hänles Mission alles noch *viel* mehr verdorben wird, wenn Helene ihm wirklich erklärt: ich will ihn nicht mehr.

Jetzt bekomme ich sogar aber noch folgende Depesche der Gräfin:

20. August, 1 Uhr.

Reise gleich Genf, Hotel Metropol; schreibe heute Briefe, jedenfalls abwarten; dort bleiben.

Dies scheint mir zu zeigen, daß auch sie erst das bei Helene verlorene Terrain wiederherstellen will. Ich werde also die Abreise bis zu Mittwoch früh 6 Uhr (denn ihr Brief von heute kann erst Dienstag früh 9 Uhr hiersein) obwohl *höchst ungern* verschieben. Es ist umso schwieriger, als Hänle, der später keine freie Zeit mehr hat, gegen Verschiebung ist.

Erlebst Du nur irgend ein Zeichen von *Besserung* in Helenens Gesinnung, für mich, so telegraphiere mir sofort: „Besserung da, komme gleich!" damit ich dann, je nachdem Deine Depesche eintrifft, noch Dienstag oder Montag abreise.

Und glaubst Du, daß Hopfen und Malz an ihr verloren, so telegraphiere mir: „Zeitverlust überflüssig." Ich komme dann auch gleich mit Hänle.

Ich Unglücklicher! Ich hätte nicht verdient, auf eine so Unwürdige zu treffen.

F. Lassalle.

Lassalle an Helene von Dönniges. (Original.)

München, 20. August [1864].

Helene!

Ich schreibe Dir den Tod im Herzen. Rüstows Depesche hat mich tödlich getroffen! *Du, du* verrätst mich! Es ist unmöglich! Noch, noch kann ich an so viel Felonie, so furchtbaren Verrat nicht glauben. Man hat Deinen Willen vielleicht momentan gebeugt, gebrochen, Dich Dir selbst entfremdet; aber es ist nicht denkbar, daß dies Dein wahrer, Dein bleibender Wille sei. Du kannst nicht jede Scham, jede Liebe, jede Treue, jede Wahrheit von Dir geworfen haben bis zu diesem äußersten Grade! Du würdest in Verruf gebracht und entehrt haben alles, was Menschenantlitz trägt — *Lüge* wäre jedes bessere Gefühl, und wenn *Du* gelogen hast, wenn Du fähig bist, *diesen* letzten Grad der Verworfenheit zu erreichen, so heilige Eide zu brechen, und das *treueste* Herz zu zerstören — unter der Sonne gäbe es nichts mehr, woran irgend ein Mensch noch glauben dürfte!

Du hast mich mit dem Willen erfüllt, nach Deinem Besitz zu ringen; *Du* hast gefordert, zuerst alle konvenablen Mittel zu erschöpfen, statt Dich von Wabern zu entführen; *Du* hast mir die heiligsten Eide mündlich und schriftlich geschworen, auszuharren für immer und felsenfest zu bleiben; Du hast mir noch in Deinem letzten Schreiben erklärt, daß Du nichts, nichts bist, als mein liebendes Weib und keine Gewalt der Erde Dich abhalten soll, diesen Entschluß auszuführen. — — Und nachdem Du dies treue Herz, das, wenn es sich einmal ergibt, sich für immer ergeben hat, gewaltsam an Dich gezogen — schleuderst Du mich, nachdem der Kampf kaum begonnen, nach winzigen vierzehn Tagen, hohnlachend in den Abgrund, verrätst und zerstörst mich?

Ja, es wäre Dir gelungen, was nie einem Schicksal gelang, Du hättest den härtesten Mann, der allen äußeren Stürmen stand, ohne zu zucken, zertrümmert, zerbrochen!

Diesen Verrat könnte ich nicht überwinden! Ich wäre von innen heraus getötet! Es ist nicht *möglich,* daß Du so ehrlos, so schamlos, so pflichtlos, so ganz und gar schändlich und unwürdig bist! Du würdest meinen furchtbarsten Haß und die Verachtung einer Welt verdienen!

Helene! Es ist nicht *Dein* Entschluß, den Du Rüstow mitgeteilt hast. Durch *Mißbrauch guter* Gefühle hat man ihn in Dir hervorgerufen! Du würdest ihn — höre, o höre mein Wort! — wenn Du jetzt an ihm festhieltest, *beweinen Dein Leben lang!*

Helene, treu meinem Wort „je me charge du reste" sitze ich hier und tue den Tod, den tausendfachen Tod im Herzen alle Schritte, den Widerstand Deines Vaters zu brechen. Bereits habe ich treffliche Mittel in der Hand, die gewiß nicht wirkungslos bleiben. Und führten sie nicht zum Ziel, noch besitze ich tausend und tausend Mittel, und will alle Hindernisse zu Staub zerreiben, wenn Du treu bleibst; denn weder meine Kraft noch meine Liebe zu Dir hat Grenzen! Je me charge toujours du reste! Die Bataille ist ja kaum engagiert, Kleinmütige!

Und während ich hier sitze und Unmögliches bereits erreicht habe —, verrätst Du mich dort auf die Schmeichelworte eines anderen Mannes!

Helene! Mein Schicksal steht in Deiner Hand! Aber wenn Du mich zerbrichst durch diesen bübischen Verrat, den ich nicht überwinde, so möge mein Los auf Dich zurückfallen und mein Fluch Dich bis zum Grabe verfolgen. Es ist der Fluch des treuesten, von Dir tückisch

gebrochenen Herzens, mit dem Du das schändlichste Spiel getrieben. Er trifft sicher!

Nach Rüstows Depesche willst Du Deine Briefe zurück. Du würdest sie jedenfalls niemals anders bekommen als von mir nach einer persönlichen Unterredung. Denn jedenfalls noch einmal will und muß ich Dich persönlich und allein sprechen. Ich will und muß das Todesurteil aus Deinem eigenen Munde hören. Nur *so* werde ich glauben, was sonst unmöglich scheint!

Ich betreibe hier weiter die Schritte, Dich *von hier aus* zu erringen und komme dann nach Genf!

Mein Los über Dich, Helene!

F. L.

Sophie von Hatzfeldt an Lassalle. (Original.)

Bern, 19. August [1864].

Liebes, gutes Kind, ich komme soeben 9 Uhr abends von Wabern, wo ich alle anwesend gefunden. Man ist voll der größten Sympathie für Sie und Bewunderung über Ihr Benehmen. Sie hätten sich wie der echte Ehrenmann benommen, und das könne und dürfe Sie nicht gereuen. Die beiden Leslies haben mir am besten gefallen; auch Madame Arson hat mir mehrmals aufgetragen, Ihnen zu sagen, daß sie zu allem bereit sei, Ihnen nützlich zu sein, aber *auch nur Ihretwegen.* Sie möchten sie nicht verkennen, weil sie Ihnen nicht früher Nachrichten gegeben, sie hätte auf alle Briefe keine Antwort erhalten. Die beiden Briefe, die sie im Anfang von Helene erhalten, habe sie Ihnen nach München geschickt, der dritte, von dem man Ihnen gesagt, sei gar nicht von Helene. Es herrscht hier eine tiefe Entrüstung gegen die Familie von Dönniges, Helene nicht ausgenommen. Madame Arson ist wütend, daß es in ihrem

Hause geschehen, und sie wird in einigen Tagen nach Genf kommen, um dort mit Helene und der Mutter auf das eindringlichste zu reden. Leslie wird auch kommen. Mir hat man geraten, nach Genf gleich zu gehen, und glaubt, daß es mir sicher gelingen würde, Helene jetzt schon selbst zu sprechen, ebenso daß es keinem Zweifel unterliege, daß es verlangt werden wird, daß Sie eine Unterredung mit ihr bekommen, aber Sie möchten sich jetzt nicht zu sehr beeilen, nach Genf zu kommen, sondern erst vorarbeiten lassen. Der Wallache, den man hat kommen lassen, ist ein dummer Junge, jünger wie Helene, der seine Examen noch nicht einmal beendet hat, was der ganzen Sache keinen schönen Anstrich gibt. Also nun, liebes Kind, etwas Ruhe und Geduld; das schwierigste ist geschehen; sie ist aufgefunden, und man kann an sie herankommen. Bestehen Sie in München nur auf Ihrem Recht, daß nach einem so positiven Eheversprechen es Ihnen nicht verweigert werden darf, aus dem eignen Mund des Mädchens ihre wahre und ungezwungene Willensmeinung zu hören. Malen Sie mit groben Farben das ganze ehrlose Benehmen der Familie gegenüber Ihrer so loyalen Haltung, damit eine Stimmung dort erzeugt werde, die den Vater bang um seinen Posten macht. Drohen Sie nötigenfalls mit allen Mitteln der Öffentlichkeit, um dadurch vielleicht zu den Ohren des Mädchens zu gelangen, indem Sie es für unbedingte Pflicht hielten, sie mit jedem Mittel vor Gewalt zu schützen, bis Sie ihre freie Willensmeinung wüßten, und dies sei nur auf diese einzige Weise möglich, daß Sie sie sehen. Die Leute sind hier alle der Meinung, daß Ihnen bei der ersten Gelegenheit Helene wieder um den Hals fällt, aber sehr sonderbarerweise, ohne daß ich ein Wort davon gesagt, sprachen sie einstimmig die Ansicht aus, daß sie eine andere Heirat jetzt *gleich* für gar nicht

schlimm *für Sie* halten würden; es würde dadurch nicht nur leichter, aber auch besser, Ihren Zweck zu erreichen. Übrigens soll von einer *plötzlichen* Heirat nicht die Rede sein.

Soeben erhalte ich Ihr Telegramm, ich werde hier auf den Brief warten, aber es tut mir leid, ich glaube, es wäre *sehr* nützlich, wenn ich gleich in Genf wäre, sowohl weil nur ich gewisse Dinge tun kann und dann, damit von Rüstow nicht etwa Dinge geschehen, die meinen Plänen entgegen. Ich hätte den angekündigten Brief fünf Stunden später in Genf gehabt, aber ich mag doch nicht gegen Ihren Willen handeln.

Nun leben Sie wohl, liebes Kind, ich falle fast um vor Müdigkeit.

Ihr treuer Freund.

Ich hoffe, nicht länger hier zu bleiben, ich glaube, schleuniger Aufenthalt und Rücksprache von mir mit Henri in Genf sehr vorteilhaft.

Henri ist protestantisch.

Lassalle an Sophie von Hatzfeldt. (Depesche, Original.)

München, 20. August 1864.

Darf ich nicht vor Ankunft Ihres Briefes abreisen? Montag oder Dienstag? Habe wichtige Démarche in Händen. Briefinhalt ja mündlich mitteilbar; nur nötig, daß Sie vor meiner Ankunft Henri eindringlich gesprochen haben. Telegraphische Antwort.

Ferdinand.

Sophie von Hatzfeldt an Lassalle. (Depesche, Original.)

Genf, 21. August 1864.

München bleiben bis ich telegraphiere. Hier schaden. Heinrich noch nicht gesehen. Brief heute.

Sophie.

James Lesley an Lassalle. (Depesche, Original.)

Bern, 21. August 1864.

Tout est combiné avec et par la comtesse. Ne venez pas sans ses ordres. Lesley.

Wilhelm Rüstow an Lassalle. (Depesche, Original.)

Genf, 21. August 1864.

Sophie eben Brief erhalten, ich noch nicht. Wir sagen Dir: sistiere Deine Notarmaßregel. Jetzt geradezu gefährlich. Alles hängt an Henri. Erwarte dort unsere Briefe. Laß Sophie absolut notwendige Zeit. Kaltes Blut. Wilhelm.

Lassalle an Sophie von Hatzfeldt. (Depesche, Original.)

München, den 21. August 1864.

Abreise nicht länger als Dienstag, spätestens Mittwoch verschiebbar. Beauftragter [Dr. Hänle] — siehe Brief nach Genf, poste restante — drängt. Eilen Sie, Hauptterrain zu verbessern; eventuelle Verbesserung sofort telegraphieren, damit dann noch Dienstag ohne Ihren Brief reise. Ferdinand.

Wilhelm Rüstow an Lassalle. (Depesche, Original.)

Genf, 21. August 1864.

Heute beim Wallachen. Brief unterwegs an Dich. Furcht ist da keine Besserung. Wilhelm.

Lassalle an Sophie von Hatzfeldt. (Depesche, Original.)

München, den 21. August.

Muß Dienstag Mittag absolut abreisen. Bin Mittwoch früh 10 Bern, Bernerhof, um 2 weiter nach Genf. Inhalt des Genfer Briefs mir nochmals nach Bern,

Bernerhof, Hotel restante, schreiben, weil ihn hier vielleicht verfehle. Wir können auch in Bern einen Tag incognito sein und Anwesenheit also nicht schaden. Telegraphische Antwort. Ferdinand.

Lassalle an Wilhelm Rüstow. (Depesche, Original.)

München, 21. August 1864.

Das gestern telegraphisch angeordnete Rückhalten des Briefes für Henri, da Verrat von diesem zu befürchten, bezieht sich nicht nur auf vorgestrigen, gemeinschaftlichen Abendbrief, sondern auch auf Einlage des früheren Morgenbriefes, falls aus diesem Inhalt der hiesigen Demarche irgend deutlich erhellt. Alle entstehenden Fragen und Zweifel hat Sophie zu entscheiden. Julian.

Aurel Holthoff an Lassalle. (Original.)

Berlin, 20. August 1864.

Lieber Lassalle!

Gneist, den ich täglich bei dem Polen-Prozeß spreche, sagt mir, daß er Boeckh mit einer, wenn auch noch so wichtigen Privatsache nicht angehen kann. Ich unterlasse es auch um so leichter, als ich mir gar keinen Erfolg von seiner Intervention versprechen kann. Der alte Dönniges ist nichts weiter als ein herzloser Egoist. Wenn Sie der Teufel oder sein naher Anverwandter wären, er würde Ihnen seine Tochter geben, wenn Sie ihm Garantie für Förderung, Orden, Grafenstand — d. h. für seine Person — böten. Einzig und allein die Besorgnis, durch die Heirat in seiner Stellung kompromittiert zu werden, ist — nach meiner Überzeugung — der Grund, warum der Herr Gesandte einen so unverschämten Lärm schlägt. Dagegen kann nun allenfalls der König von

B[ayern], auch vielleicht sein vorgesetzter Minister — v. Schrenck — helfen, aber gewiß nicht das Lob, welches Ihnen ein noch so gelehrter und großer Mann spenden würde. Vor allem aber scheint es mir nötig, daß Sie sich über die Stimmung Helenens vergewissern. Ich zweifle zwar nicht daran, daß ihr der Brief an mich abgepreßt war. Sie hat aus List oder der Gewalt weichend geschrieben. Möglich ist es aber immerhin, daß sie sich in einen wahren Taumel der Kindesliebe hat hineinschrecken lassen, daß sie ihr jedes Opfer bringt. Ihrer Art wäre ein solches Verfahren nicht fremd, obwohl für sie selbst ein Unglück, weil die Stimmung innerlich eine nachhaltige sein würde. Mein Rat ist, daß Sie die angeknüpften Verbindungen benutzend, ihr einen Brief in die Hand zu spielen und von ihr selbst eine Erklärung zu erhalten suchen. Nach Genf würde ich nicht, wenigstens nur ganz inkognito gehen, damit nicht neuer Verdacht geweckt wird. Auch können Sie vorderhand wohl nur auf briefliche Mitteilung rechnen und darum ist ihre persönliche Anwesenheit nicht nötig.

Daß Helene in Genf ist, wissen Sie gewiß?

Mit ihren Verwandten hier fehlt mir zur Zeit jede Verbindung. Die nächsten sind im Bade, *einer* vermeidet es, mit mir zusammenzutreffen. Die alte Köchin, der Sie jene infame Nachricht über des Vaters Brutalität verdanken, scheint mir die geeignete Persönlichkeit, die Brieftaube abzugeben. Dem Gelde freilich würde der neue Bediente zugänglicher sein; denn jene ist eine alte treue Dienerin des Hauses und ob Helenen, die lange abwesend war, so anhänglich wie der Mutter, ungewiß. Sie müssen eben intriguieren, denn mit Gewalt ist, wie es mir scheint, nichts durchzusetzen und zunächst wissen, was denkt, was will *sie*.

Geben Sie bald Nachricht Ihrem Holthoff.

Wilhelm Rüstow an Lassalle. (Original.)

Genf, 19. August 1864.

Lieber Freund!

Ich habe Dir in der Tat *jeden* Tag geschrieben. Heute erhalte ich einen Brief, den ich am 15. nach Karlsruhe absendete, über Bern zurück. Ich lege ihn hier bei, obwohl er für die Sache jetzt ohne Wert ist. Wo ist die Gräfin? Ich höre nichts von ihr und glaube, sie will nichts mehr von mir wissen. Wenigstens muß ich das [aus] einem Dutzend Briefen schließen, die ich nun seit zwei Monaten erhalten habe und die alles leisten, was im Fache der verbissensten Ungerechtigkeit möglich ist. Du hast jetzt meinen Brief von gestern. Du hast Hoffnung, eh bien, ich habe nur darauf Hoffnung, daß Henri dem Wallachen weggevogelt wird. Mit dem ganzen hiesigen Personal ist nichts anzufangen. Ich habe schon daran gedacht, mir ein geriebenes Mädel herkommen zu lassen, um mit diesem zu operieren, welches mir ergeben ist. Zugleich hätte ich dabei in diesem tristen Leben ein wenig Zerstreuung. Ich sehe gar nichts mehr; die hiesige Bande ist grandment mit ihrer Staatsratswahl beschäftigt.

Sei es drum, — wenn unsere Sache nur marschierte. Aber sie marschiert nicht und man muß auf die großen moyens abstellen. Aber mit dem hiesigen Personal ist nichts anzufangen. Die kleine Argaud, nachdem sie so lange hin und herparliert, hat mir heute sogar den kleinen Zettel zurückgebracht, den ich ihr gegeben. Alle möglichen Räubergeschichten werden mir erzählt, die zu nichts führen. Ich möchte Henri einfach fragen, ob er entführt sein will. Denn darauf kommt es einzig noch hinaus. Mit der hiesigen Bande kann man nichts anfangen. Ich habe das Geld nicht gespart, wo nur irgend

ein Hoffnungsfunken war, aber es händeweis um nichts fortwerfen, ist Unsinn. Ich werde jetzt kaum mehr als 1500 oder 1600 Francs übrig haben. Der Argaud mußte ich schandenhalber doch auch etwas geben, ziemlich um nichts. Von wem sind die Freundesbriefe? Ich versichere Dich, die Sache ist sehr faul. Mein gestriger Brief wird Dir mehr sagen als alles was vorher gesprochen ist. Willst Du, daß ich noch zu den großen Mitteln auf meine Weise greife und approbierst Du sie? — Wenn ich Dir nicht mehr telegraphiere, so liegt dies hauptsächlich darin, daß ich Dich nicht irre führen möchte. Die Arson ist eine skandaleuse Person. Sie hat ganz ebenso abmahnend an Henri geschrieben, wie Polen-Holthoff. Kurz, mit Güte ist gewiß nichts zu machen. Haben und Vogeln (zweiter Band oder zweite Serie von Soll und Haben von Freitag) muß die Parole sein. Telegraphiere mir auf diesen Brief. Dein W. R.

Lassalle an Wilhelm Rüstow. (Depesche, Original.)

München, 21. August 1864.

Zur Antwort: approbiere alles aber nur Sicheres. Briefverbindung absolut herzustellen. Sprich Sophie.

Julian.

Lassalle an Wilhelm Rüstow. (Original.)

[München, 21. August 1864.]
(Sonntag Abend.)

Lieber Freund!

Ich bekomme eben Deinen Brief vom 19.

Ich approbiere *Alles,* wenn es nur sicher hilft. Entführung mit List, mit Gewalt. Ja selbst, daß Du per procuration an ihr vollziehst, was ich in meiner übersinnlichen Weise an ihr zu vollziehen leider unterlassen

habe. Jedes Mittel, das sicher hilft, ist mir nicht nur *recht,* sondern auch absolut *gleich.*

Lege Dich daher auf die großen Mittel. Nur müssen sie freilich ganz *sicher* sein, damit sie nicht bloß verderben, was ich *hier* erlangt habe.

Holthoff tust Du Unrecht. Er hat *nicht* geschrieben, was man Helene in jenem Brief ihm unterschieben ließ. Er schnaubt vielmehr Wut gegen die Familie und tut was er kann; dies ist aber freilich so viel wie *gar nichts.*

Du sagst, die Arson habe sich auch scandaleuse benommen, ihr abmahnend geschrieben? Woher weißt Du das und ist es *sicher?* Teile es Sophie mit, denn diese schreibt mir, daß die Arson ihr alles mögliche versprochen habe und die Gräfin scheint sich auf ihre Hilfe zu verlassen.

Den Brief des Ministers haben wir in der Hand und wären schon heute abgereist, wenn die Gräfin mich nicht durch ihre Depeschen zurückhielte. Sie telegraphiert mir, ich solle durchaus hier bleiben, könne dort nur schaden.

Aber Dienstag Mittag muß ich *absolut* — Hänles wegen — von hier abreisen; bin Mittwoch 10 Uhr 34 Minuten im Bernerhof zu Bern und frage dort nach Briefen und Depeschen Hotel restante, und lange dann mit dem um 2 Uhr abgehenden Zuge (7 Uhr) in Genf an.

Ist es absolut notwendig, so kann ich von Bern aus Dr. Hänle auf 1—2 Tage ins Berner Oberland schicken, das er gern sehen will und Mittwoch Abend allein oder inkognito im Hotel Metropole in Genf eintreffen. Darüber erwarte ich also, wie ich schon heute der Gräfin telegraphisch angedeutet, *Briefe oder Depeschen im Bernerhof.*

Alles handelt sich darum, Helenen wieder zu gewinnen. Mit dem Alten würde ich *sicher* fertig werden.

Alles handelt sich darum also, zu bewirken, daß die Gräfin mit Helenen spricht. *Die* wird sie schon verarbeiten. Und ebenso darum, ihr meine neuesten Briefe — auch noch den alten silberpapiernen so weit mitzuteilen, als nicht aus denselben die *hiesige Demarche* hervorgeht. Denn in dem jetzigen Augenblick hat man sie in einen solchen Taumel von Kindesliebe hineingesprochen, daß ich sie sogar für fähig hielte, die hiesige Demarche dem Alten zu verraten, und dann kann er sich gegen sie gardieren und sie ist verloren.

Wohl aber muß man Helenen mitteilen, daß die **Hilfe von hier nahe sei** und ihr so *wieder* **Mut machen.** Denn Hoffnungslosigkeit erklärt die Hälfte ihres Zustandes. Der Alte hat Dir gegenüber jeu serré und ein sehr feines Spiel gespielt — aber ein ganz erlogenes.

In den Briefen Helenens an die Arson heißt es: „on ouvre toutes mes lettres" — — „je suis enfermée depuis jeudi matin" — „je pars ou plutôt on me part" etc. Das ist sequestration pure et simple. Zugleich ruft sie in der erschütterndsten Weise den Tod herbei — ist aber schon ganz gebrochen. Warum setzte ich sie Kämpfen aus? Ich bin der Esel! Dabei bleibt es.

Warum schreibst Du mir nichts über die Duellgeschichte? Durchaus nicht fallen lassen. Den Dr. Arndt muß ich jedenfalls noch erschießen, wenn die Sache nicht nach meinem Wunsch endet. Das „entehrt" und die *schriftliche Lüge,* die ich ihm jetzt auch durch Helenens Brief an die A[rson] *schriftlich* nachweisen kann, sind unvermeidliche Gründe.

Du hast Dich bei D[önniges] sehr gut benommen. Vor allen Dingen stelle eine Briefverbindung her.

Dein trostloser, trostloser F. L.

Herr von Racowitza an Wilhelm Rüstow. (Original.)

Genf, 20. August 1864.
Rue Grenade 8.

Hochgeehrter Herr!

Auf Ihr geehrtes Schreiben erlaube ich mir die Antwort, daß es mich freuen wird, wenn Sie die Güte haben wollen, mich morgen zwischen 8½ und 10 Uhr aufzusuchen. Ergebenst J. v. Racowîtza.

Wilhelm Rüstow an Lassalle. (Original.)

[Genf, 21. August 1864.]

Lieber Freund!

Hierbei schicke ich Dir einen Brief an v. d. Tann; lies ihn und urteile dann selbst, ob Du Gebrauch davon machen sollst. Heute früh war ich bei Racowitza. Ich stellte ihm die ganze Angelegenheit vor und führte ihm namentlich zu Gemüte, daß Du veranlaßt sein könntest, die Geschichte von A bis Z zu veröffentlichen zur Klarstellung Deiner noblen Handlungsweise in ihr.

Er meinte darauf, wenn Du Helenen so rasend liebtest, wie ich es darstelle, würdest Du gewiß nichts veröffentlichen. Er wenigstens hätte das nie gekonnt. Als er den Absagebrief von Wabern erhalten, habe er allerdings einen tiefen Schmerz empfunden, aber er sei fest entschlossen gewesen, seinem Glück zu entsagen, wenn Helene geglaubt hätte, mit Dir ihr Glück zu gründen, wenn Helene fest geblieben wäre. Das sei aber nicht der Fall gewesen. Helene habe erklärt, daß sie nur unter Deinem dämonischen Einfluß in einen Irrtum verfallen. Er, Racowitza, habe gewiß keinen Zwang geübt, vielmehr sei er erst auf die feste Versicherung, daß Helene nur ihn liebe, nach Genf gekommen.

Als ich ihn auf das leichte Abspringen Helenens von Dir aufmerksam machte, meinte er, Helene sei auch von ihm in ein paar Tagen auf Dich abgesprungen und erklärlicher, natürlicher als dies sei es doch am Ende, daß sie zu dem Verhältnis mit ihm zurückkehre, welches über zwei Jahre bestanden.

Ich suchte ihm den Unterschied der Dinge begreiflich zu machen und fügte hinzu, bei Dir habe Helene ganz frei gehandelt, während man nach allen Umständen, was die Rückkehr zu ihm betrifft, Zwang annehmen müsse. Ich sagte ihm praktisch resumierend zweierlei:

1. die Verbindung Helenens mit R[acowitza] dürfe mindestens nach allem Vorgefallenen nicht auf unanständige Weise beschleunigt werden.

2. er selbst müsse darauf dringen, daß Du mit Helenen zusammenkommst, sei es auch nur, wenn er doch ihrer so sicher wäre, damit Du aus ihrem eigenen Munde Dein Urteil vernähmest.

Er nahm sich die Sache sehr zu Herzen, ohne daß ich jedoch bisher eine bestimmte Antwort aus ihm herausbringen konnte, ob er danach zu handeln gedenke.

Die Gräfin ist gestern angekommen, sie hat mich mit Schimpfworten förmlich zugedeckt, nachher war sie aber doch gut. Als ich beiläufig bemerkte: ich verstände Dich vollkommen, sagte sie: daß ich einen Sparren hätte, wisse sie schon lange, aber für so verrückt hätte sie mich doch nicht gehalten, ich sei ein vollständiger Narr usw.

Ich muß schließen.

Dein getreuer W.

Wilhelm Rüstow an den Generalleutnant Freiherrn v. d. Tann, München. (Original.)[1]

Excellenz!

Obgleich ich nicht das Glück habe, Ihnen persönlich bekannt zu sein, bin ich Ihnen doch sonst, wie ich weiß, nicht fremd. Die Freiheit aber, mich in der persönlichen Angelegenheit eines Freundes an Sie zu wenden, nehme ich mir weit mehr als aus allem anderen auf Grund meiner Überzeugung und Erfahrung, daß der tapfere Soldat vor allen anderen Menschen jeder rein menschlichen Regung und Leidenschaft mit dem Herzen nahesteht und mit ihr sympathisiert.

Der Freund, von dem ich Ihnen reden will, ist Herr Ferdinand Lassalle. Derselbe ist sterblich verliebt in Fräulein Helene v. Dönniges, die Tochter des bayrischen Chargé d'affaires bei der Eidgenossenschaft. Wenn ich sage sterblich verliebt, so ist dies allerdings hier ein viel zu schwacher Ausdruck. Es ist eine rasende bis zum Wahnsinn gesteigerte Liebe, welche diesen Mann von außergewöhnlicher Geisteskraft und Energie des Willens, dessen ganzes Leben von denselben Ideen beherrscht war, die er mit eiserner Ausdauer zur Geltung zu bringen suchte, welche diesen Mann der Wissenschaft, der Politik, der großartigen Agitation, die er begonnen, abwendig zu machen und ihn zu Grunde zu richten droht. Er hat keinen anderen Gedanken mehr, als den Besitz des Fräulein v. Dönniges zu erlangen.

Das Mädchen hat ihm aufs feurigste Liebe geschworen, ja sie ist für ihn aus den Schranken heraus-

[1] Dieser Brief an den einstmaligen Adjutanten des Königs Maximilian II. von Bayern, einen Freund des Herrn von Dönniges, gerichtet, fand sich im adressierten Umschlag. Lassalle hat also keinen Gebrauch von ihm gemacht.

getreten, welche die herkömmliche Sitte dem Weibe gezogen hat, sie ist zu ihm auf sein Zimmer geflohen, als die Eltern sich dieser Verbindung widersetzten.

Mit einer Loyalität, die Sie Excellenz vielleicht mit mir übertrieben finden werden, führte Lassalle das Fräulein zu ihrer Mutter zurück, um den Besitz der Geliebten auf dem Wege zu erlangen, die keinen Makel auf ihr ließen.

Die Eltern widersetzen sich nicht bloß der Verbindung, sondern sie sind auch eifrig beschäftigt, das Fräulein schleunigst mit einem anderen Manne zu verheiraten. Das Fräulein widersetzt sich nicht; es muß aber angenommen werden, daß es gezwungen handle, daß es sich augenblicklich für Lassalle erklären würde, wenn es diesen frei wiedersähe.

Lassalle ist nun in München, in der Hoffnung, daß von dort aus Schritte geschehen könnten, die eine Aufhebung des Zwanges herbeizuführen geeignet wären.

Nach allem, was vorgegangen ist, hat Lassalle meiner Meinung nach mindestens das Recht, ja er hat die Pflicht gegen sich und Fräulein von Dönniges, zu verlangen, daß ihm eine Unterredung mit der Dame möglich gemacht werde, sei es auch nur, um aus ihrem Munde zu vernehmen, daß sie ihn aufgebe.

Ich zweifle nicht daran, daß Sie, Excellenz, in der Lage wären, meinem Freunde in dieser Beziehung behilflich zu sein; ich zweifle auch nicht daran, daß Sie die Intervention, welche ich hier wage, mit Güte aufnehmen werden. Dafür bürgt Ihr offenes und tapferes Soldatenherz.

Genehmigen Sie Excellenz die Versicherung der aufrichtigsten Hochachtung Ihres ergebensten

W. Rüstow
Oberst-Brigadier, Ritter des militärischen
Ordens von Savoyen.

Aurel Holthoff an Lassalle. (Depesche, Original.)

Berlin, 21. August 1864.

Brief heute Mittag zur Post, morgen Abend da. Jedenfalls abwarten. Holthoff.

Aurel Holthoff an Lassalle. (Depesche, Original.)

Berlin, 21. August 1864.

Nicht reisen ehe Brief von mir. Nicht nach Schwangau. Wegen B[oeckh] morgen Brief.

Holthoff.

Aurel Holthoff an Lassalle. (Original.)

Berlin, Sonntag Mittag [21. August 1864].
im Begriff zur Eisenbahn zu fahren nach Potsdam.

Lieber Freund!

In großer Eile nur zwei Worte aber inhaltschwer. Boeckh spreche ich morgen. Gneist wird ihn und sich persönlich bei seinem Freunde Dönniges interessieren, wenn Sie es noch wollen. Nämlich so! Ich fuhr von Gneist soeben zu einem uns nahestehenden Onkel Helenens und sprach ihm von der Sache gerade heraus. Er ist vollständig au fait und hat gestern einen Brief seiner Schwester (Helenens Mutter) erhalten, worin sie schreibt, nach großen Stürmen sei Ruhe und Friede in das Haus zurückgekehrt. Helene mit Racowitza vollständig ausgesöhnt und man scheint an eine verfrühte Heirat zu denken.

Wenn dem so ist, dann fordert es Ihre Ehre, die Rücksicht für Sie wie für jene, sich Halt zu gebieten. Hat Helene vollständig nachgegeben, dann ist sie für große Konflikte nicht geschaffen und keine Frau für Sie.

Dann gönnen Sie ihr den Frieden und suchen ihn für sich zu finden. Vorläufig und ehe Sie gewiß sind, wieweit das Gesagte innerlich wahr ist — denn an der äußerlichen Richtigkeit ist nicht zu zweifeln — lassen Sie Hänle ruhig in München und benutzen den Schrenckschen Brief nicht. Von meinigem sehen Sie sowieso ab, aus den von Ihnen selbst erkannten Gründen und weil eine Ablehnung ganz sicher in Aussicht ist. Meiner Eile verzeihen Sie meine Kürze bei dieser für Sie vielleicht entscheidenden Nachricht!

Mit herzlicher Teilnahme bitte ich Sie unter allen Umständen wie ein Mann zu handeln und nicht wie ein Knabe. Sie verstehen meine Meinung nach beiden Seiten.

Ihr Holthoff.

Lassalle an Sophie von Hatzfeldt.
(Depesche, Original.)

München, 22. August 1864.

Kann Notarschritt dort sistieren, unmöglich aber Abreise über Dienstag hinausschieben. Steht nicht bei mir.

Ferdinand.

Sophie von Hatzfeldt an Lassalle.
(Depesche, Original.)

Genf, 22. August 1864.

Durchaus nicht jetzt Notarmaßregel. Wollen Sie entschiedenes Nein von Henri selbst am Arm des Wallachen? Alles wäre ganz verloren. Ruhe, Zeitgewinn, Einschüchterung geben Hoffnung des Gelingens. Heute noch einmal Depesche ausführlich. Dort bleiben.

Sophie.

Aurel Holthoff an Lassalle. (Depesche, Original.)

Berlin, 22. August 1864.

Kann weder kommen noch nützen. Geben Sie auf, was sich selbst aufgegeben. Nicht Genf. Holthoff.

Sophie von Hatzfeldt und Wilhelm Rüstow an Lassalle.
(Depesche, Original.)

Genf, 22. August 1864.

Über Verhältnisse im Irrtum, Familie relativ vernünftig, Henri schlimmer, unverschämter als irgend denkbar. Hat Sophien frech aus freiem Willen jede Antwort verweigert, überhaupt von Zwang nicht die Rede. Maßregel notarieller Vorladung um vermeintlichen Zwang zu beseitigen, kann jetzt nur zu entschieden erklärtem Nein Henris führen. Also damit bis zuletzt zurückhalten. Vater pocht noch auf seine Stellung, gibt Henri Vorwand, sich für diese Stellung zu opfern; diesen Vorwand entziehen. Vater Furcht einjagen, jetzt Hauptsache. Also das Wichtigste, Brief vom Chef des Vaters an ihn folgenden Inhalts: Beim Chef angelangte Denunziation gegen Vater kompromittiere dessen Stellung, schriftliche Beweise lägen vor, vollständiges Recht Julians unglaubliches Benehmen Henris; leider seien schon Dinge geschehen, die mit öffentlicher Stellung kaum vereinbar; Chef fordere entschieden vom Vater, Lösung in Julian vollkommen genugtuender Weise zu befördern, Skandal zu vermeiden, der nur auf Vater und Henri zurückfalle. Hänles schleunige Herkunft vortrefflich und unerläßlich. Sobald Du den Brief erlangst, schleunigst mit Hänle herkommen.

Sophie. Wilhelm.

Lassalle an Sophie von Hatzfeldt.

München, 22. August 1864.

Meisterhafte Depesche! Redaktion von unvergleichlicher Vorsicht. Sublimer Verstand. Außerdem mich nun über zwei Tage umsonst zurückgehalten. Meine Absicht ohnehin längst diese und Brief halb und halb dazu hinreichend. Wir treffen Mittwoch früh 10 Uhr Bern, Abends 7 Uhr Genf ein. Erst mich allein sprechen.

Julian.

Sophie von Hatzfeldt und Wilhelm Rüstow an Lassalle. (Depesche, Original.)

Genf, 22. August 1864.

Glaube uns dies eine Mal. Kannst von hiesiger Lage keinen Begriff haben. Sophie und Wilhelm.

Lassalle an Sophie von Hatzfeldt. (Depesche, Original.)

Olten, 24. August 1864.

Passiere eben Olten. Um 7 Uhr in Genf, zwei gute Zimmer für mich und Begleiter; will Sie und Wilhelm zuerst allein sprechen. Ferdinand.

Am 23. August war Lassalle in Begleitung des Dr. Hänle von München nach Genf abgereist. Über die sich dort in den allerletzten Tagen abspielenden Ereignisse war er zwar durch die Flut von Depeschen informiert worden, doch erkannte er nicht den Ernst der Situation.

Sophie von Hatzfeldt war am 20. August von Wabern in Genf eingetroffen. Die dortigen Freunde Helenens hatten sie in ihrem Glauben bestärkt, daß

Helene ein falsches Spiel treibe, und alle — so berichtet die Gräfin — waren der Meinung gewesen, „man müsse danach handeln, indem man versuche, Lassalle ganz unwiderlegliche Beweise davon so schnell wie möglich zu verschaffen".

Hiervon ließ sich die Gräfin in Genf leiten, nachdem sie auch von Oberst Rüstow den Verlauf der entscheidenden Unterredung mit Herrn und Fräulein von Dönniges erfahren hatte. Über ihre Absichten und nächsten Schritte berichtet sie wie folgt:

„Zu diesem Zweck wollte ich alle Mittel anwenden, um Fräulein Helene selbst zu sprechen, und völlige Sicherheit über ihre Gesinnung zu erlangen. Geschah das Wunder, an das ich nicht mehr zu glauben vermochte, daß sie sich auch nur einigermaßen rechtfertigen konnte, so hätte ich sie mit Freuden Lassalle zugeführt, da er einmal sein Glück in ihrem Besitze sah. Aber da ich nach dem Geschehenen an dieses Wunder nicht mehr glauben konnte, so war mein Zweck bei einer persönlichen Unterredung, Fräulein Helene dahin zu bringen, einen Brief an Lassalle zu schreiben, wie er ihn zu fordern das Recht hatte, einen Brief, worin sie ihn um Verzeihung bat und um Lösung des Verhältnisses. Ich hoffte, Fräulein Helene würde einsehen, daß ein solcher Brief absolute Pflicht gegen ihn wie gegen sie selbst sei und das Mindeste, das sie Lassalle gegenüber zu tun hatte. Mir erschien es unmöglich, daß sie nicht zu erkennen vermöge, daß ein solcher Schritt in ihrem eigenen Interesse liege.

Einen solchen Brief, von *mir* selbst überbracht, hätte Lassalle nicht mehr für erzwungen gehalten, und *meinem* Bericht über die Gesinnung des Fräuleins hätte er sicher geglaubt. Ich schrieb also an Fräulein von Dönniges, mir eine Unterredung mit ihr erbittend."

Sophie von Hatzfeldt an Helene von Dönniges.
(Konzept[1].)

Genf, 22. August 1864.

Mein Fräulein!

Ich bin hierher gekommen, um womöglich eine Angelegenheit in Ordnung zu bringen, die, wie ich glaube, wäre ich gleich zu Anfang hier gewesen, nicht eine eben so unglückliche, als unpassende Wendung genommen hätte.

Ich halte mich zur Einmischung berechtigt wie verpflichtet, einesteils durch meine langjährige Freundschaft zu Herrn Lassalle, durch [das] volle Vertrauen, mit welchem er diese Angelegenheit in meine Hände gelegt hat, sowie, was Sie betrifft, durch Inhalt und Form des Briefes, den Sie, mein Fräulein, vor kurzer Zeit an mich gerichtet haben.

Ich muß nach allem Vorgefallenen annehmen, daß Sie sich vollständige Illusionen machen über die Schwere der Tatsachen, so wie darüber, daß derartige Angriffe umso schwerer ins Gewicht fallen, wenn sie gegen einen Mann, wie Herrn Lassalle gerichtet sind, eben so über die unausbleiblichen ernsten Folgen, wenn auf die angefangene Weise weiter fortgefahren werden sollte.

Sie werden zugeben müssen, daß Herr Lassalle sich gegen Sie auf die ehrenhafteste, selbst bewundernswürdige Weise benommen hat, und werden ebenso zugeben müssen, daß bei der hervorragenden politischen Stellung des Herrn Lassalle es ganz undenkbar ist, daß seine Freunde und zahlreichen Anhänger eine solche Umkehrung aller Tatsachen und Verhältnisse vor der Welt zulassen werden.

Sie werden ebenso einsehen, daß es nach allem, was geschehen, in Ihrem Interesse als Dame noch weit mehr, als in dem des Herrn Lassalle liegt, daß Ihr Verhältnis zu ihm in der allerrücksichtsvollsten Form seine Lösung findet.

Nur durch meine Vermittlung könnte dies vielleicht noch möglich sein, und ich habe mich entschlossen, aus wahrer Freundschaft für Herrn Lassalle, dieses nicht angenehme Vermittleramt zu übernehmen. Zu diesem Zwecke ist mir eine Unterredung mit Ihnen, mein Fräulein, absolut notwendig. Ich schlage Ihnen demnach vor, entweder heute oder spätestens morgen zwischen 2—4 Uhr nachmittags zu mir zu kommen, denn jede Zögerung könnte alles verderben.

Ich halte es gänzlich unter meiner Würde, Ihnen, mein Fräulein, noch irgend welche Versicherungen hinzuzufügen, daß bei mir keine schlechten Roman-Szenen zu befürchten sein können; wohl aber spreche ich Ihnen meine Überzeugung aus, daß ich durch den Schritt, den ich jetzt tue, am allermeisten Sie zu Dank verpflichte.

Sophie, Gräfin von Hatzfeldt.

„Ich übergab diesen Brief" — so fährt Sophie von Hatzfeldt fort — „einem Kommissionär zur Besorgung der nach einiger Zeit mit der Bestellung zurückkam, ‚es sei keine Antwort'. Ich bat Oberst Rüstow zu mir, um ihn hiervon in Kenntnis zu setzen. Da mir bei dieser höchst eigentümlichen Beantwortung meines Briefes Zweifel kamen, ob er auch in die rechten Hände gelangt sei, schickte ich den Kommissionär noch einmal in das Haus des Herrn von Dönniges, daß er mir darüber

[1] Das Konzept dieses Briefes ist sehr flüchtig geschrieben, mit vielen Fehlern. Wir bringen ihn hier, wie ihn Liebknecht für die Hatzfeldt-Liebknechtsche Broschüre redigiert hat, betonen aber, daß es sich nur um stilistische Abänderungen handelt.

Gewißheit verschaffe. Oberst Rüstow, der indeß gekommen war, geriet in Zorn über dieses unerhörte Benehmen der Familie Dönniges, und er beschloß an Herrn Dönniges zu schreiben.

Der Kommissionär kam bald zurück und überbrachte einen Streifen Papier, worauf stand:

J'ai reçu la lettre.

Hélène de Dœnniges.

Einige Stunden später erhielt ich folgenden Zettel:

Helene von Dönniges an Sophie von Hatzfeldt. (Original.)

Genf, den 22. August 1864.

Frau Gräfin Hatzfeldt, Hochgeboren!

Schon vor drei Tagen habe ich Herrn Oberst Rüstow meine schriftliche Willenserklärung an Herrn Lassalle übergeben, welche freiwillig und ohne jeglichen Zwang von mir geschrieben ist; und betrachte daher die ganze Angelegenheit für beendet.

Helene von Dönniges.

Wilhelm Rüstow an Herrn von Dönniges. (Konzept.)

[Genf, 22. August 1864.]

Herr von Dönniges!

Soeben läßt mich die [Frau] Gräfin von Hatzfeldt rufen, um mir zu sagen, daß sie heut Morgen einen Brief an Ihr Fräulein Tochter geschrieben, daß sie darauf die mündliche Antwort erhalten: es wäre keine Antwort darauf.

Ich meinerseits sage Ihnen, daß wenn Sie mir nicht binnen zwei Stunden erklären — daß Ihr Fräulein

Tochter morgen Nachmittag zwischen 2 und 4 Uhr der Frau Gräfin von Hatzfeldt einen Besuch in aller Bescheidenheit machen wird, — ich aufhören werde, Lassalle von den Schritten abzuhalten, die vorbereitet sind und an denen ich ihn bis jetzt gehindert habe.

Alle Freunde Lassalles, und ich in erster Reihe, sind überzeugt, nach allem was vorangegangen, daß es für Lassalle das größte Unglück wäre, wenn er die Hand des Fräulein Helene noch erhielte.

Aber es *muß* Ihnen und Ihrer Familie bewiesen werden, daß Sie weder das Recht noch die **Macht** haben, einen Mann wie Lassalle, eine Dame wie die Gräfin von Hatzfeldt wie Zigeuner zu behandeln, die man keiner Antwort würdigt. Glauben Sie mir, Sie haben auf Gottes Welt Niemanden für sich. Es muß Lassalle die Möglichkeit gegeben werden, selbst zu sehen, daß sein über jeden Tadel erhabenes Benehmen in dieser Sache deplaciert war.

Und dies *wird* geschehen. Nehmen Sie *mein* Wort darauf, das ich nie umsonst gegeben habe.

[W. Rüstow.]

Herr von Dönniges an Wilhelm Rüstow. (Original.)

Genf, 22. August 1864.

Herrn Oberst Rüstow, Ritter u. s. w.

Meine Tochter hat der Gräfin von Hatzfeldt das Reçu ihres Briefes eigenhändig ausgestellt und mir den Brief sogleich mitgeteilt. Wenn Sie, Herr Oberst, noch irgend etwas in der Sache mitzuteilen haben, so stehe ich Ihnen vollkommen zu Diensten.

W. v. Dönniges.

Herr von Dönniges an Wilhelm Rüstow. (Original.)

Herrn Oberst-Brigadier W. Rüstow,
Ritter des Ordens von Savoyen.
Hochwohlgeboren.

Genf, 22. August [1864].

Herr Oberst!

Erst nachdem ich Ihren Brief von heute (22. August) genauer durchgelesen und gewürdigt, kann ich Ihnen auch natürlich Antwort darauf geben. Ich habe Ihnen als *unparteiischer Vermittler* in der Sache vollkommen und aufrichtig meine Ansicht dargelegt, habe Ihnen sogar die Gelegenheit gegeben, sich in Gegenwart meiner Tochter des Auftrages des Herrn Lassalle zu entledigen und sich selbst zu überzeugen, daß ohne daß ich auf meine Tochter noch einwirken *konnte,* da sie das Zimmer verließ, wir beide zusammenblieben und sie ebenso unaufgefordert zurückkam, um Ihnen den Brief an Herrn Lassalle zu übergeben, welcher ihren Rücktritt von allem, was sie Herrn Lassalle zugesagt hatte, enthielt.

Ihr heutiger Brief, in welchem Sie mir nun als Partei der Frau Gräfin von Hatzfeldt und Ihres Freundes Herrn Lassalle schreiben, enthält zunächst eine Unwahrheit als Veranlassungsgrund aufgeführt.

Die Kammerjungfer hat den Brief an meine Tochter Helene hinter dem Rücken meiner Frau übergeben, Helene hat ihn gelesen, dann ihn ihrem Bräutigam und mir mitgeteilt. Ich weiß, daß meine Tochter selbst ein Reçu geschrieben hat und später antworten wollte. *Ich* selbst hatte den Boten gerufen und ihn um die Adresse der Gräfin Hatzfeldt befragt, die im Briefe *nicht* stand und mir dann Hotel Metropol angegeben wurde.

Wie kommen Sie also darauf, mir zu schreiben, die

Gräfin von Hatzfeldt habe die mündliche Antwort erhalten: Es sei keine Antwort darauf? Dies das Tatsächliche.

Nun aber weiter erkläre ich Ihnen, Herr Oberst, daß meine Tochter nach *meinem väterlichen Willen* in keinerlei Berührung mit der Frau Gräfin von Hatzfeldt treten oder kommen *soll* und daß meine Frau und *meine Tochter* damit vollkommen einverstanden sind, sowie auch ihr Bräutigam.

Was die rein menschliche Seite der Sache *für mich* betrifft, so irren Sie sowohl wie Herr Lassalle, wie es scheint, wenn Sie glauben, daß ich Herrn Lassalle (sei es aus politischen, sei es aus persönlichen Rücksichten) keiner Antwort würdigte, oder, wie Sie sich ausdrücken, als „Zigeuner behandelte". Ich sage Ihnen, daß ich schon *vorgestern* meinem Neffen dem Dr. Arndt mitteilte, sobald Herr Lassalle zurückgekehrt sei, ihn durch Sie, Herr Oberst, wissen zu lassen, daß ich sowohl ihn wie Sie noch einmal empfangen und Herrn Lassalle persönlich als Vater eine Erklärung in dieser Sache geben wolle, die ihn zufrieden stellen könne, soweit dies nämlich ohne erneute Szenen menschenmöglich sei.

Sie aber, Herr Oberst, hatten ja selbst Herrn Dr. Arndt erklärt, *an dem selben Tage, wie mir Herr Dr. Arndt sogleich sagte,* daß Herr Lassalle abwesend, in Karlsruhe oder in München sei. Überdem hatte Herr Lassalle im zweiten Briefe *an mich gar keine Adresse für die Antwort abgegeben.* Das war der Grund, weshalb ich, wie ich Ihnen ebenfalls anführte, an seinen Rechtsanwalt Herrn Holthoff nach Berlin hin bereits einen Brief für ihn im Entwurf aufgesetzt hatte, als Sie zu mir kamen.

Was neben Ihren Drohungen oder Warnungen die Insinuation betrifft, als verließe ich mich in dieser

Angelegenheit auf meinen diplomatischen Charakter, als wenn er mich schütze usw., so können solche persönlichen Imputationen, zu denen Sie weder ein Recht, noch eine Veranlassung haben, nur mein innigstes Bedauern erwecken, da Sie sich vom Gegenteil zu überzeugen die Gelegenheit gehabt haben, sowohl weil ich, um Skandal zu vermeiden, Genf auf 8 Tage mit meiner Familie verlassen hatte, als auch [daraus,] daß ich nicht einmal die Hilfe der Polizei weiter in Anspruch nahm, als es mir eben angeboten worden, als Herr Lassalle mein Haus mit Spionen und Rodeurs umgeben ließ. —

Doch widert es mich an, weiter darüber Worte zu verlieren, denn die Sache ist nicht darnach angetan, mich den Vater vergessen zu machen.

Ergebenst W. v. Dönniges.

Wilhelm Rüstow an Herrn von Dönniges. (Konzept.)

Genf, den 24. August 1864.

Herr von Dönniges!

Der Worte sind genug gewechselt; ich habe mich überzeugt, daß der beste Wille nichts hilft, und ziehe mich also von dem undankbaren Geschäft des Vermittlers zurück. Nur noch ein Wort zur Klarstellung des Vorangegangenen.

Ich habe keinen Grund, dem Kommissionär, der den Brief der Gräfin H[atzfeldt] überbrachte, bei einer für ihn so gleichgültigen Gelegenheit eine Unwahrheit zuzutrauen. Das Reçu in drei Worten erfolgte erst, als er zum zweiten Male kam. Daß *später* die Gräfin H[atzfeldt] eine Antwort von Ihrem Fräulein Tochter erhielt, die einen sonderbaren Kontrast zu einem früheren Briefe bildet, schließt nicht aus, daß der Bote anfangs allerdings den Bescheid erhielt, „es sei keine Antwort darauf". Kann übrigens Fräulein von Dönniges

nur mit Erlaubnis Ihrer Frau Gemahlin Briefe empfangen, so wäre sie, die Volljährige, also sequestriert.

Wenn Sie am 20. August dem Herrn Dr. Arndt gesagt haben, daß Sie Lassalle persönlich eine Erklärung geben wollten, so tut es mir einfach leid, daß ich davon nichts wissen konnte, da ich nicht mit den Sinnesorganen jenes Herrn höre, sehe usw., sondern mit den meinigen. Und mir hatten Sie wiederholt erklärt, von einer Explication mit Lassalle könne nicht die Rede sein. Die Abwesenheit Lassalles von hier, die ich bei seinem Zustande für nötig gehalten, konnte kein Hindernis sein, da ein Telegramm von mir genügte, ihn in zwei, spätestens drei Tagen nach Genf zu schaffen.

Drohungen sind nicht meine Sache. Gewarnt und aufmerksam gemacht habe ich allerdings, und wie ich glaube, in der convenabelsten Weise, ohne indiskret und irritiert zu werden. Daß ich das Überspringen von einem Liebesverhältnis zum anderen in so kurzer Zeit unter solchen Umständen nicht für eine leichte Sache nehmen kann, sondern es allerdings sehr schwer auffasse ist nicht meine Schuld, — es liegt in meinem Charakter, meiner Erziehung und meiner Lebenserfahrung.

Meine Ansicht, wie ich sie neulich noch dem Herrn von Racowitza mit all der Delikatesse, die mir seine Stellung gebot, andeutete, war die, daß bei Lage der Dinge, nach dem Vorgange in der Pension Bovet, nach den glühenden Briefen an Lassalle etc., wenngleich Lassalle nicht acceptiert werden sollte, ihm doch wenigstens eine Unterredung mit Fräulein von Dönniges gestattet werden müsse, und daß dann auch Herr von Racowitza sich auf einige Zeit, z. B. ein halbes Jahr, zurückzöge, um nach Ablauf dieser Zeit erst seine Beziehungen öffentlich wieder anzuknüpfen, wenn er es dann noch wollte. Nur auf diese Weise schien mir den

Bedingungen genügt werden zu können, die nun einmal die Gesellschaft stellt, tue sie das übrigens mit Recht oder mit Unrecht; Form und Sitte sind in meinen Augen Dinge, über die man ungestraft sich umso weniger hinwegsetzt, je höher man steht. Meine Ansicht ist, daß die acht Tage Abwesenheit, zumal in Begleitung des Herrn von Racowitza, nicht genügten.

Daß ich sagte, Sie schienen sich auf den Schutz Ihres diplomatischen Charakters zu sehr zu verlassen, war doch wohl nicht so ganz ohne Grund. Ohne Zweifel erinnern Sie sich, daß Sie mir z. B. von einer Ausweisung Lassalles sprachen, die Sie bewirken könnten.

Die Gräfin H[atzfeldt] hatte anfänglich die Absicht, sich durch ein Schreiben ihrer Schwägerin, der Fürstin, welche angeblich mit Ihrer Frau Gemahlin bekannt ist, bei Ihrer Familie einzuführen. Von Lassalle gedrängt, wartete Sie das Schreiben nicht ab, sondern kam früher hierher. Gestern nun erhielt sie von ihrem Bruder, dem Fürsten, einen Brief, in welchem dieser sagt, seine Frau sei in Ostende und er werde sogleich dorthin schreiben, bezweifle aber, daß sie mit Ihrer Gemahlin bekannt sei, da er den Namen nie gehört habe.

Das Einführungsschreiben ist nun freilich durch die Antwort des Fräulein von Dönniges und durch Ihre kategorische Erklärung an mich auch überflüssig geworden.

Ihr ergebenster W. Rüstow,
Oberst-Brigadier, Ritter des militärischen
Ordens von Savoyen.

Dies war die Situation, die Lassalle in Genf vorfand, als er am 24. August abends mit Dr. Hänle dort eintraf.

„Ich fand Lassalle" — berichtet Sophie von Hatzfeldt — „zwar sehr krank und bleich aussehend, aber in

weit ruhigerer Stimmung, als ich ihn in Karlsruh verlassen hatte. Zu meiner großen Freude schien er beinah ganz aufgeklärt über den wahren Charakter seiner Braut. Er nannte sie nur noch, wenn das Gespräch es mit sich brachte, und kein Wort der Liebe für sie kam mehr über seine Lippen. Er schien vor allem damit beschäftigt, wie er auf eine für ihn würdige Weise die Angelegenheit zum Abschluß bringen könne, nachdem er, um Helene von Dönniges zu erringen, so viel öffentliche Schritte getan und so viel leidenschaftliche Energie darauf gewandt hatte. Am meisten schien ihn der Gedanke zu quälen, daß er sich, wenn ihn Helene betrogen, durch jene Schritte kompromittiert und lächerlich gemacht habe.

Ich berichtete ihm das Scheitern all unserer Bemühungen, daß Helene sogar eine Unterredung mit mir verweigert hatte. Als ich ihm klarzumachen suchte, wie kein Zweifel mehr bestehe, daß diese durch ihre Unwahrheiten alleinige Schuld trage an dem gegen ihn beobachteten Betragen, hörte er mich ganz ruhig und gefaßt an und antwortete mir: Er könne die Möglichkeit, daß es so sei, nicht bestreiten. Er wolle auch nichts als Gewißheit haben. Da so viele Beweise vorliegen, daß Zwang auf Helene ausgeübt worden sei, könne er diese Gewißheit nur dadurch erlangen, wenn Fräulein von Dönniges *selbst* ihm erkläre, sie habe ganz aus eigenem, freien Willen gehandelt. Darauf *müsse* er bestehen, *denn er habe Helene sein Wort verpfändet und bleibe bis dahin gebunden.*

Am nächsten Morgen ging Dr. Hänle zu Herrn von Dönniges, um ihm den Brief des Ministers von Schrenck zu überbringen und ihm dessen mündlichen Auftrag auszurichten, welcher darin bestand, daß im Interesse beider Teile nochmals eine gütliche und anständige

Beilegung des bedauerlichen Konflikts versucht werden solle, zu welchem Zweck eine persönliche Unterredung des Herrn von Dönniges mit Lassalle notwendig erscheine.

Falls eine gütliche Beilegung nicht herbeigeführt werden könne, sollte Dr. Hänle Herrn von Dönniges auffordern, seine Tochter, die nach bayrischem Gesetz großjährig sei und daher nicht gezwungen werden dürfe, vor einen Notar zu sistieren, damit sie dort im Beisein des Herrn Lassalle, dem sie ein Eheversprechen gegeben, frei von jedem Zwang ihren Willen erkläre.

Dr. Hänle übergab zugleich Herrn von Dönniges einen Brief Lassalles, worin dieser Herrn von Dönniges um eine Unterredung ersuchte."

Lassalle an Herrn von Dönniges. (Konzept.)

Genf, 25. August 1864.

Geehrter Herr!

Sie empfangen diesen Brief durch Herrn Dr. Hänle, welcher von Sr. Excellenz dem Herrn Minister des Auswärtigen ersucht worden ist, sich zur gütlichen Beilegung der Sache zu Ihnen nach Genf zu begeben. Trotz allem, was ich erlitten, entschließe ich mich wiederum, damit zu beginnen, Sie um eine Unterredung zu bitten, um eine Unterredung mit Ihnen allein oder in Gegenwart Ihrer Frau Gemahlin, aber mit Ausschluß jeder anderen Person. Ich kann nicht annehmen, daß Sie diese Bitte auch jetzt noch zum dritten Male unerfüllt lassen werden! Ich habe niemals die geringste Feindseligkeit oder Formverletzung gegen Sie begangen. Ich habe mit Aufopferung meines ganzen Lebensglückes Ihre Tochter ihrer Mutter zurückgeführt! Ich habe in dieser Sache überall das Wohlwollen und Entgegenkommen selbst

solcher Personen gefunden, die ich niemals verpflichtet hatte — warum sollten Sie allein so unbillig sein, nicht hören zu wollen, was ich Ihnen zu sagen habe und eine Unterredung zurückzuweisen, deren Stattfinden nichts ändert, wenn es mir nicht gelingt, Ihren eigenen Willen und Ihre eigene Einsicht bestimmende Gründe geltend zu machen.

Ew. Hochwohlgeboren *wissen* übrigens nicht einmal, *was* ich Ihnen zu sagen habe. Sie sind nach dem Bericht, den mir Oberst Rüstow gibt, durchaus ununterrichtet über den wirklichen Hergang, und gleichviel, welches Resultat unsere Unterredung hat, schon meine *Ehre* erfordert, Sie mindestens über den wahren Hergang aufzuklären.

Endlich, Sr. Excellenz, der Herr Minister des Auswärtigen, hält es wenigstens für ganz selbstredend, daß, wenn ich nach meinen beiden vergeblichen Versuchen, Gehör bei Ihnen zu erlangen, dazu übergehen sollte, *zum dritten Male* mit diesem *gütlichsten* und **convenabelsten** aller Schritte zu beginnen, und Sie um eine Unterredung zu ersuchen, Ew. Hochwohlgeboren schon in Rücksicht auf seine Demarche mir sicher nicht zum dritten Male das erbetene Gehör abschlagen werden.

Ich *habe* mich jetzt entschlossen, zum dritten Male das zweimal nachgesuchte Gehör zu erbitten, um alle aus dieser unglückseligen Verwicklung entstehenden Folgen weit von mir abzuwenden. Noch stärker und dringender erfordert es aber Ihr eigenes Interesse, damit Sie mit Kenntnis der Sache handeln.

Ich verharre in erwartungsvoller Hochachtung

F. Lassalle.

„Herr von Dönniges willigte ein," berichtet Sophie von Hatzfeldt weiter, „den Besuch des Herrn Lassalle

zu empfangen. Er erklärte sich auch nach längerem Hin- und Herreden bereit, seine Tochter vor einem Notar erscheinen zu lassen, jedoch nur in seinem eigenen Hause und in seinem Beisein. Dr. Hänle entgegnete, daß auf diese Weise der Zweck vollständig verfehlt und das Ganze zu einer Komödie gemacht würde, an der er sich nicht beteiligen könne noch wolle. In seiner eigenen Wohnung habe Herr von Dönniges das Hausrecht und könne jeden Augenblick die Verhandlung abbrechen. Zudem werde ja Herr von Dönniges gerade beschuldigt, Zwang gegen seine Tochter anzuwenden, und wenn er selbst bei der Unterredung zugegen sei, könne selbstredend den Erklärungen seiner Tochter kein Wert beigemessen werden. Die Zusammenkunft des Fräulein von Dönniges mit Lassalle müsse im Hause des Notars, zwar vor Zeugen, aber ohne die Eltern stattfinden.

Herr von Dönniges konnte hierüber zu keinem definitiven Entschluß gelangen.

Dr. Hänle teilte den Verlauf seiner Besprechung mit Herrn von Dönniges gleich nach seiner Rückkunft Lassalle mit. Zugegen waren dabei: Oberst Becker, Oberst Rüstow, Herr von Hofstetten und ich.

Lassalle entschloß sich jetzt, selbst zu Herrn von Dönniges zu gehen, nachdem er die bisher so beharrlich verweigerte Unterredung bewilligt hatte.

Nach ungefähr 1½ Stunden kehrte Lassalle in das Hotel Victoria zurück, wo seine oben erwähnten Freunde und Dr. Hänle bei mir versammelt waren. Er erstattete uns allen Bericht über die stattgehabte Unterredung. Da alle Versuche einer gütlichen Beilegung vergeblich geblieben waren, bat er Dr. Hänle, am andern Morgen sich zu Herrn von Dönniges zu begeben, um eine definitive Erklärung zu verlangen, ob er der Aufforderung des Freiherrn von Schrenck, seine Tochter in der von

Dr. Hänle angegebenen Weise vor einen Notar zu sistieren, entsprechen wolle oder nicht."

Herr von Dönniges an Herrn Dr. Hänle. (Original.)

Genf, 25. August 1864.

Verehrtester Herr Doktor!

Nachdem ich heute um 2 Uhr Herrn Lassalle bei mir empfangen hatte, kam er nach mehrstündiger Auseinandersetzung seiner Angelegenheit und meinerseitigen Erwiderung keineswegs etwa auf den Vorschlag zurück, von dem Sie heute morgen sprachen und von dem in Freiherrn von Schrencks Brief die Rede ist, „in Ihrer und Herrn Lassalles Gegenwart vor einem Notar in meinem Hause die Willensäußerung meiner Tochter Helene constatieren zu lassen", sondern

Herr Lassalle verlangte die Entfernung des Herrn Janko von Racowitza aus meinem Hause, während er seinerseits den freien Zutritt zu demselben (auf Monate!) erhielte, weil man ihm *nur dadurch* beweisen könne, daß Helene freiwillig von ihm zurückgetreten sei.

Auf dieses in meinen Augen sinnlose oder unmögliche Verlangen konnte ich natürlich gar nicht eintreten und sagte ihm, daß das äußerste, wozu ich mich entschließen würde, die freie Erklärung meiner Tochter vor den beiden beteiligten Parteien sei.

Anstatt darauf einzugehen und nach stundenlangen Erörterungen zog es Herr Lassalle immer wieder vor, „auf den sogenannten moralischen Zwang oder Gewalt gegen meine Tochter Helene zurückzukommen"; ich strafte ihn also ins Gesicht Lügen, zeigte ihm den Beweis seiner Verleumdungen aus seinem Briefe an Herrn Rechtsanwalt Holthoff, und als er sich auf die Erzählungen meiner Köchin berief, wurde diese herbeigerufen und

erklärte dem Herrn Lassalle ins Gesicht, daß dies Unwahrheiten seien. Herr Lassalle nannte dann als Quelle seiner Verleumdungen Herrn Colonel - Lieutenant Vaucher, meinen Hauswirt. Ich komme soeben von diesem letzteren, den ich befragt habe, ob er nur irgend etwas von der Art von Zwang oder gar Mißhandlung Helenes geäußert habe. Herr Vaucher ist empört über diese Verleumdung und wird morgen früh zum Rechtsanwalt Dr. Amberny gehen, um seine Schritte mit demselben gegen Herrn Lassalle, da er öfters in den Briefen fälschlich als Zeuge genannt, zu beraten.

Ich teile Ihnen, Herr Doktor, dies in aller Eile mit, weil ich jedenfalls wünsche, Ihnen natürlich an Herrn Baron von Schrenck schriftlich oder mündlich meine Entschließung mitzugeben, wenn Sie nach München zurückreisen.

Hochachtungsvoll und ergebenst

W. von Dönniges.

Dieser Brief, der eine unvollständige und falsche Darstellung seiner Unterredung mit Herrn von Dönniges und ehrenrührige Beschuldigungen gegen ihn enthielt, erregte Lassalles Empörung und die der anderen Anwesenden.

„Lassalle war gegen alle politischen Angriffe und Verdächtigungen vollkommen gefeit; sie berührten ihn gar nicht. Alle seine Freunde gaben ihm das Zeugnis, daß er dafür immer nur das Lächeln souveräner Verachtung hatte, die er aus dem stolzen Bewußtsein schöpfte, die Waffen in der Hand zu haben, solche Angriffe siegreich niederzuschlagen.

In dieser Angelegenheit aber war der Privatmann und seine persönliche Ehre im Spiele. Und Lassalle wußte sehr wohl, um wieviel schwerer es ist, die

persönliche Ehre vor gewissenlosen und ehrlosen Verleumdungen erbitterter Gegner im *Privatleben* zu schützen als im *öffentlichen* Leben. Daher hatte er hier nicht die stolze Gleichgültigkeit, die ihn in seinem öffentlichen, politischen Auftreten begleitete.

Durch seine sogenannte Leichtgläubigkeit, worin wir, die wir ihm im Privatleben nahestanden, nur die Konsequenz seines edlen, wahrhaften Charakters erblicken — dadurch, daß er nicht von Anfang an Helene von Dönniges durchschaut hatte, war er zu Schritten bewogen worden, die ihn nun, wie er meinte, kompromittierten und lächerlich erscheinen ließen. Er sah sich in ein schwer zu entwirrendes Lügengewebe verstrickt, woraus um jeden Preis rein und ohne Makel hervorzugehen, nur noch sein einziges Streben war. Das Bewußtsein, daß er sich hatte täuschen lassen, welches er zum erstenmal in seinem Leben empfand, lastete schwer auf ihm und trieb ihn an, sich überall das mündliche und schriftliche Zeugnis ehrenhafter Männer zu sichern.

Oberst Becker begab sich sofort mit Lassalle zum Advokaten Mr. Amberny, um von diesem die nötigen Beweise über die Lüge des Herrn von Dönniges in bezug auf Oberst Vaucher zu erlangen."

„Der Abend dieses Tages[1] — 25. August — verlief in ruhiger Stimmung. Alle anwesenden Freunde machten mit Lassalle einen Spaziergang in dem schönen Garten am Quai, gegenüber dem Hotel de la Metropol, und

[1] Die von hier ab folgende Schilderung der Ereignisse ist in verkürztem Umfang dem Hatzfeldt-Liebknechtschen Abdruck entnommen. Die Gräfin Hatzfeldt ist als Berichterstatterin nicht namentlich angeführt, doch ist es durchsichtig, daß sie es ist. Das Manuskript ist — soweit erhalten — teils von ihr, teils von Liebknecht geschrieben.

kehrten mit ihm in das Hotel Victoria zurück, wo man noch lange beisammen blieb. Lassalle war ruhig, heiter, das Gespräch belebend und anregend wie sonst immer, kurz, ganz er selbst. Er sprach viel von seinen politischen Plänen, von seiner beabsichtigten Reise nach Hamburg, von seinem Entschluß, dort eine Resolution in der schleswig-holsteinischen Angelegenheit durchzusetzen, von einer späteren Reise nach Italien, um seine sehr angegriffene Gesundheit herzustellen. Oberst Becker bemerkte, Lassalle erscheine, als sei ihm ein schwerer Stein vom Herzen gefallen. Wir alle hatten das Gefühl einer glücklich überstandenen Gefahr.

Die bevorstehende Zusammenkunft vor dem Notar mit Helene von Dönniges, die sich ihm dabei in ihrer wahren Gestalt zeigen mußte, sahen wir alle als das sicherste Mittel an, ihn entschieden mit Abscheu gegen sie zu erfüllen. Der Wahn, daß er sich kompromittiert und lächerlich gemacht habe, der ihn noch quälte, konnte nicht lange dauern. Er mußte einsehen, daß ein Mann von seiner Bedeutung dergleichen Erbärmlichkeiten mit einem kräftigen Fußtritt von sich wegschleudern müsse.

Wir sahen ihn bereits körperlich völlig hergestellt — seinem Wirken und unserer Freundschaft zurückgegeben.

Der Regreß, den sich Lassalle gegen Herrn von Dönniges wegen der von ihm erlittenen Beleidigung vorbehalten hatte, machte uns wenig Sorge.

Dr. Hänle hatte uns darüber beruhigt durch seine Versicherung, er sei überzeugt, Herr von Dönniges würde zu allen Ehrenerklärungen bereit sein, die Lassalle fordere.

Nur einen Faktor hatten wir außeracht gelassen: daß durch einen neuen Anlaß von seiten der Gegner ein

plötzlicher Ausbruch des uns bekannten furchtbaren Zornes bei Lassalle herbeigeführt werden könne.

Wie wenig ahnten wir, wie wenig ahnte er selbst an diesem Abend, welcher Donnerschlag am anderen Tage allen unsren freudigen Hoffnungen für immer ein Ende machen sollte!

Aurel Holthoff an Lassalle. (Original.)

Berlin, 24. August 1864.

Lieber Freund!

Persönlich habe ich nicht an Boeckh kommen können. Er muß nach der Meinung seiner Angehörigen geschont werden. Ihr Brief ist in seiner Hand. Aus den anliegenden Zeilen von Gneist ersehen Sie die Lage der Sache. Es tut mir das [der]zeitige Mißlingen bei Boeckh weniger leid, als Sie bei meinem Interesse für Sie annehmen müssen. Denn ich lege überhaupt keinen Wert auf eine solche Intervention. Nicht nur weil es jetzt ja doch lediglich auf Helene selbst ankommt — denn bleibt ihr Entschluß fest, so hört ohnehin jede weitere Aktion auf —, und ich fürchte, Sie finden keine Gelegenheit, sie umzustimmen, denn Sie werden sie nicht sehen oder nur unter Umgebungen, die jede freie Aeußerung unmöglich machen. Auch für die Entschließung des Vaters, eines ehrgeizigen Egoisten, sind Meinungsäußerungen von ersten großen Celebritäten ohne Bedeutung, wenn sie nicht auf seine Stellung influieren. Darum betrübt es mich weniger, wenn der erwartete Succurs ausbleibt. Ich begleite Sie heute mit meinen Gedanken und Wünschen. Finden Sie Helene nicht so wie Sie gedacht haben und wie dieselbe in Ihrem Herzen lebt, dann schonen Sie das arme Mädchen, das immerhin in einer beklagenswerten Lage sich befindet. Sie sind ein Mann und sie ist wehrlos!

Tun Sie auch sonst keinen übereilten Schritt. Muß es sein, dann mag sich die unglückliche Sache besser im Sande verlaufen als mit einem Aufsehen erregenden Eklat enden. Es tut mir leid, nicht an Ihrer Seite sein und Ihnen Rater und Moderateur sein zu können.

Mit aufrichtiger Teilnahme Ihr Holthoff.

Einen Ihrer Briefe, worin Sie um Aufschub unabänderlicher Maßregeln flehen und auf das Drohende aufmerksam machen, was in dem Gefolge kommen werde, habe ich in Dönniges Hände gespielt[1]. Möge es ihm als Warnung dienen. Der Brief von Helene ist zu albern und die reine Eingebung des Vaters, ebenso steif, herzlos und töricht wie der ganze Mann.

August Boeckh an Aurel Holthoff[2].

Berlin, 23. August 1864.

Verehrter Herr!

Indem ich anliegend die von Gneist mir zugestellten Papiere Ihnen ganz ergebenst wieder zusende, fühle ich mich in einer schmerzlichen Verlegenheit. Es wird gewünscht, ich möge mich in Beziehung auf eine Familien-

[1] Allem Anschein nach war dies der Brief vom 11. August, worin Lassalle Holthoff bittet, an Herrn v. Dönniges zu schreiben, ihn um drei Monate Aufschub zu bitten und ihm vorzustellen, „daß eine unabsehbare Reihe von Verbrechen und tragischen Ereignissen aus einer übereilten Handlung von ihm [Herrn von Dönniges] hervorgehen würde". In diesem Brief ist auch die von Poschinger unterdrückte Stelle enthalten, die sich auf Vorgänge im Hause Dönniges bezieht. Gerade dieser Umstand, zusammengehalten mit dem Brief des Herrn v. Dönniges an Dr. Hänle (s. Seite 253) läßt mit Sicherheit darauf schließen, daß Herr von Dönniges den Brief vom 11. August erhalten hat.

[2] Diesen Brief hat Holthoff nicht mehr an Lassalle eingeschickt. Wir bringen ihn dennoch, um Boeckhs Stellung zu Lassalle auch in dieser rein menschlichen Angelegenheit zu zeigen.

angelegenheit über Herrn Lassalle aussprechen, und zwar in einem Brief an Herrn von Dönniges. Die Einwirkung eines Fremden in Familiensachen hat unstreitig etwas sehr Bedenkliches, es möchte denn sein, daß dieser Fremde der Familie schon nahe stände. Das trifft nun in dem vorliegenden Falle nicht zu, und Herr von Dönniges würde, falls ich einen Schritt tue, der auch nur den Schein einer solchen Einmischung hätte, mich mit allem Recht zurückweisen können. Nichts hindert dagegen, daß ich gegen Sie mich über Herrn Lassalle ausspreche, und ich trage nicht Bedenken, zu erklären, daß Sie von diesem Briefe jeden Ihnen beliebenden Gebrauch machen können. Ich stehe mit Herrn Lassalle seit vielen Jahren in Verbindung; ich bin in diese Verbindung noch mehr hineingezogen worden durch Alexander von Humboldt, der auf ihn sehr viel hielt und ihn auch gegen Anfechtungen zu vertreten bestrebt war. Ich halte Herrn Lassalle für einen eminenten Geist von tiefen Einsichten in den verschiedensten Gebieten, von einer außerordentlichen Schärfe und Penetration des Urteils und gleich großer Darstellungsgabe. Was seine politische Tätigkeit betrifft, so bin ich überzeugt, daß er nach bestem Wissen und Gewissen handelt, sich von niemanden als Werkzeug gebrauchen läßt, sondern mit völliger Unabhängigkeit seinen Zweck verfolgt, keine Aufopferung scheut, jeder Gefahr trotzt; daß er eben geradeaus geht, und weder rechts noch links schaut, können ihm die zur Last legen, die auf Klugheitsrücksichten halten. Er hat viele liebenswürdige Eigenschaften und ich bekenne, daß ich mich durch die Lebhaftigkeit und das Geistvolle seiner Unterhaltung stets von ihm angezogen gefühlt habe. Mögen Ihnen diese Bemerkungen genügen, und mögen sie auch Herrn Lassalle genügen, der freilich von meiner Ansicht über ihn und meiner Stimmung gegen

ihn hinlänglich unterrichtet ist: was ich hier von ihm gesagt habe, das habe ich auch ihm selber schriftlich und mündlich schon gesagt.

Genehmigen Sie, verehrter Herr, die Versicherung meiner vorzüglichen Hochachtung und Ergebenheit.

A. Boeckh.

Am 26. August morgens hatte Lassalle mit Dr. Hänle eine Besprechung über die zahllosen Unwahrheiten, die der Brief des Herrn von Dönniges an Dr. Hänle enthielt, und über die Mittel, sich möglichst gegen sie zu schützen.

Es wurde für notwendig befunden, daß Lassalle eine schriftliche Erklärung über Inhalt und Verlauf seiner Unterredung mit Herrn von Dönniges aufsetze. Ebenso eine klare Formulierung der von ihm (Lassalle) gestellten Bedingungen sowohl für einen gütlichen Vergleich, als auch für die Art und Weise, in welcher die Sistierung des Fräulein von Dönniges vor dem Notar zu erfolgen habe. Jede Entstellung seitens des Herrn von Dönniges sollte dadurch unmöglich gemacht werden.

Diese schriftliche Erklärung Lassalles sollte Dr. Hänle bei seinem für diesen Tag vorgesehenen Besuch Herrn von Dönniges überreichen zugleich mit dem Lassalle rechtfertigenden Protokoll des Oberst Becker.

Die Erklärung liegt im Original vor und lautet:

Genf, 26. August 1864.

Nachdem ich gestern bei Herrn von Dönniges vergeblich eine gütliche Beilegung der obschwebenden Angelegenheit versucht habe; nachdem Herr von Dönniges bei diesem Anlaß und, trotzdem ich ihn darauf aufmerksam machte, daß sein Charakter als Vater Helenes ihn für mich unangreifbar mache, ihn eben deshalb um so

mehr verpflichte, jede beleidigende Aeußerung zu vermeiden, gleichwohl gegen mich, wegen meiner Behauptung, daß gegen Helene Zwang verübt worden sei, beleidigende Aeußerungen ausgestoßen und diese absichtlich in seinem Brief an Herrn Dr. Hänle wiederholt hat, mich der Lüge und Verleumdung beschuldigend, obwohl dieser Zwang durch die eigenen schriftlichen Erklärungen seiner Tochter „on ouvre toutes mes lettres" — „il y a eu des scênes affreuses" — „je suis enfermée depuis Jeudi matin" — „Je pars ou plutôt on me part" — „Je ne sais pas ce qu'on fera de moi" etc. etc. klar bewiesen ist, und die in meinem Briefe an den Rechtsanwalt Holthoff[1] in Berlin erwähnte Erzählung der Köchin, „daß Herr von Dönniges seine Tochter auch körperlich mißhandelt habe," von mir in jenem Brief ausdrücklich nur als eine durch andere Personen bis zu mir gelangte Erzählung der Köchin hingestellt worden ist:

nachdem Herr von Dönniges durch seine absichtliche und schriftliche Wiederholung jener Aeußerungen sogar die Entschuldigung momentaner Uebereilung ausgeschlossen hat, erkläre ich:

Mir den zuständigen Regreß gegen Herrn von Dönniges wegen jener Beleidigungen einstweilen zu verwahren.

In der obschwebenden Angelegenheit selbst aber, und da Herr von Dönniges in seinem Brief an Herrn Dr. Hänle den Schein erregen will, daß ich den von dem Herrn Freiherrn von Schrenck an die Hand gegebenen Weg verließe, während ich vielmehr genau in dem Sinne des Vorschlags des Herrn von Schrenck zunächst gütliche Beilegung versuchte, ehe zu notariellen Schritten

[1] Siehe Anmerkung Seite 258.

und anderen Wegen übergegangen würde, erkläre ich hiermit nunmehr nach der von Herrn von Dönniges abgelehnten gütlichen Beilegung und in genauer Ausführung des Vorschlages des Freiherrn von Schrenck folgende Forderung zu stellen:

Herr von Dönniges gestattet mir, vierzehn Tage lang mit seiner Tochter in seinem Hause ungehindert und frei zu verkehren,

eventuell und mindestens:

Herr von Dönniges sistiert seine Tochter vor einen Notar zu der betreffenden notariellen Erklärung, welche vor sich zu gehen hat, nachdem ich in dem Nebenzimmer des notariellen Cabinets eine höchstens zweistündige Unterredung allein oder in Gegenwart des ohnehin in dieser Sache eingeweihten Oberst Rüstow mit Helene gehabt habe, um ihr die erforderlichen Mitteilungen zu machen und die Freiheit und Wahrheit ihrer sonst zu einem bloßen Schein herabsinkenden notariellen Erklärung zu sichern — eine Sicherung, die um so mehr erforderlich ist, als durch die gestrigen Erklärungen des Herrn von Dönniges die Ueberzeugung von der Unfreiheit, in welcher sich infolge des zuerst gegen sie verübten physischen, und des auch noch fortdauernden moralischen Zwanges seiner Tochter Willen befindet, in mir nur erhöht worden ist; und mir Herr von Dönniges auf meine bestimmte Frage, ob er behaupten wolle, daß Helene aus eigenem Willen und ohne bestimmenden Einfluß seines Verbotes das zwischen uns ausgetauschte Heiratsversprechen zurückziehe, erklären mußte: eine solche Behauptung könne er allerdings nicht aufstellen.

Die notarielle Erklärung hat vor sich zu gehen im Beisein eines von den Eltern Helenens zu bezeichnenden

Mitgliedes oder Freundes der Familie, aber mit Ausschluß der Eltern selbst, da durch die stattgehabten Vorgänge hinreichend bewiesen ist, daß durch die Gegenwart der Eltern die Freiheit des Willens Helenens vollständig aufgehoben wäre.

Um jede Entstellung zu vermeiden, habe ich diese gegenwärtige Erklärung und Forderung schriftlich aufgesetzt und Abschrift derselben im Beisein des (durch) Herrn Dr. Hänle dem Herrn von Dönniges zugestellt.

F. Lassalle.

Gleichzeitig habe ich die beifolgende schriftliche Erklärung des Oberst Becker, welche die Tatsachen erhärtet, daß und in welcher Weise mir die in meinem Brief an Herrn Rechtsanwalt Holthoff erwähnte körperliche Mißhandlung Helenen's mitgeteilt worden sei, Herrn von Dönniges durch Herrn Dr. Hänle zugestellt.

F. Lassalle[1].

Erklärung von Oberst Joh. Ph. Becker. (Original.)

Ich bescheinige hierdurch, daß soeben Herr Advokat Amberny in meiner Gegenwart Herrn Lassalle wieder-

[1] Von dieser Erklärung Lassalles liegen zwei Abschriften vor. Die eine ist von Lassalle, die andere von Dr. Hänle geschrieben. Sie stimmen miteinander überein, bis auf folgende unwesentliche Abweichungen: In der Abschrift von Lassalles Hand lautet die Zeitbestimmung für einen freien Verkehr Lassalles mit Helene von Dönniges im Hause ihres Vaters auf „vierzehn Tage". In der Abschrift von Dr. Hänle sind die zwei Worte„vierzehn Tage" durchgestrichen und „Monat" (ein Monat ?) darübergesetzt. In der Lassalleschen Abschrift heißt es im Schlußsatz „im Beisein" des Herrn Dr. Hänle, in der Abschrift des Dr. Hänle „durch" Herrn Dr. Hänle. Die Nachschrift fehlt in der Lassalleschen Abschrift. Sie ist aber von Lassalle selbst in die Abschrift von Dr. Hänle hinzugefügt worden. Dies läßt darauf schließen, daß diese Fassung auch verwendet worden ist, um so mehr, da Lassalle an der Unterredung nicht teilnahm.

holt erklärt und bestätigt hat: es sei ihm von Herrn Vaucher erzählt worden, daß nach einer Angabe der Köchin des Herrn von Dönniges dieser seine Tochter an den Haaren über den Parkettboden gezogen und gemißhandelt habe; er, Herr Amberny, habe dies damals Herrn Lassalle mitgeteilt.

Herr Advokat Amberny war bereits durch Herrn Vaucher davon unterrichtet, daß Herr von Dönniges von dieser Mitteilung des Herrn Vaucher an ihn Kenntnis erhalten habe; er erklärte, daß, obwohl dies ohne jede Schuld des Herrn Lassalle und nur durch den Zufall, daß der Brief des Herrn Lassalle an seinen Rechtsanwalt Herrn Holthoff in die Hände des Herrn von Dönniges geraten, geschehen sei, sowohl Herrn Vaucher, als ihm selbst, die durch diesen Zufall hervorgebrachte Mitteilung an Herrn von Dönniges höchst unangenehm sei, daß er aber dennoch, da sie einmal geschehen, der Wahrheit gemäß keinen Augenblick bestreiten könne, obige Mitteilung damals gemacht zu haben. —

Zur Urkunde dessen habe ich, als der bei der so eben zwischen den Herrn Amberny und Lassalle stattgehabten Unterredung gegenwärtige Zeuge, Vorstehendes aufgesetzt und bestätige die genaue Wahrheit seines Inhalts mit meiner Ehre.

Genf, den 26. August 1864.

Joh. Ph. Becker, Oberst.

Mit diesen beiden Erklärungen begab sich Dr. Hänle zu Herrn von Dönniges, diesmal auf seinen Wunsch begleitet von Oberst Rüstow als Zeuge. Die anderen Freunde blieben im Hotel Victoria versammelt, in großer Spannung die Rückkehr der beiden Herren erwartend. Sie erschienen nach nicht allzu langer Zeit wieder und erstatteten in sichtlicher Aufregung Bericht über das

eben Erlebte. Mit tiefster Entrüstung sprachen sie von dem Benehmen des Fräulein von Dönniges.

Bei Anhörung dieses Berichts blieb Lassalle zu unserer Verwunderung der ruhigste von allen; er sagte zu Dr. Hänle und Oberst Rüstow, daß er natürlich ihrer Erzählung vollsten Glauben schenke, daß er aber als Jurist öfter die Erfahrung gemacht habe, wie kleine Einzelheiten und Worte von höchster Bedeutung sein können für die Gewinnung eines ganz gerechten Urteils. Er ersuchte sie daher, ihm möglichst die eignen Ausdrücke des Fräulein von Dönniges wiederzugeben. Man entsprach diesem Verlangen. Bei Anhörung der Aeußerungen zuckte Lassalle nicht: er strich sich nur einmal mit der Hand über die Stirn, als wenn er einen bösen Traum verscheuchen wollte und rief aus: „Dieses Mädchen ist eine verworfene Dirne, es ist vorbei, ich denke gar nicht mehr an sie."

Er ersuchte nun Oberst Rüstow und Dr. Hänle, ein Protokoll über die Unterredung mit Herrn und Fräulein von Dönniges aufzusetzen und mit ihrem Namen zu unterschreiben.

Während man seinem Wunsche willfahrte, blieb Lassalle noch — wenigstens so weit äußerlich merkbar — in ruhiger Stimmung und sprach von verschiedenen Dingen.

Ferner schrieb er die nachstehenden beiden Depeschen:

Lassalle an Aurel Holthoff. (Depesche.)

Genf, 27. August 1864.

Kompletteste, unglaublichste Indignität der Person bewiesen. Habe selbst verzichtet. Sistieren Sie alle weiteren Schritte.

Wenn Sie jemals die Geschichte genau erfahren,

stehen Ihnen Haare zu Berge. Meinen tiefgefühlten Dank an Gneist für sein ritterliches Benehmen.

Ferdinand.

Lassalle an Richard Wagner. (Depesche; Konzept.)[1]

Starnberg bei München

Habe wegen absoluter (Verwor) Unwürdigkeit der Person selbst verzichtet. Besten Dank für guten Willen; nichts mehr tun.

Lassalle.

Als er das Schreiben beendet hatte, sagte er zur Gräfin Hatzfeldt:

„Nicht wahr, wenn ich in Hamburg gewesen bin und meine Geschäfte in Berlin in Ordnung gebracht habe, kann ich darauf rechnen, daß Sie mich an einen schönen, aber ganz abgelegenen Ort begleiten? Ueber gewisse Erlebnisse und Erfahrungen muß eine Zeit der Sammlung in der Einsamkeit hinweggehen."

Er wußte es wohl, daß er auf das Herz seiner Freundin in allen Lagen und in allen Wechselfällen des Lebens felsenfest bauen könne.

Mittlerweile hatten Dr. Hänle und Oberst Rüstow das Protokoll zu Ende geschrieben. Sein Wortlaut folgt:

Protokoll, aufgenommen von Dr. Hänle und Oberst Wilhelm Rüstow. (Original.)

Genf, 26[2]. August 1864.

Herr von Dönniges hatte sich bereit erklärt, auf den zweiten eventuellen Teil der ihm überreichten schrift-

[1] Diese Depesche scheint nicht abgeschickt worden zu sein. Das Konzept befand sich im Nachlaß Joh. Ph. Beckers.

[2] Hier steht im Original 27., doch ist es auf 26. korrigiert worden, an welchem Tage auch die Unterredung stattfand.

lichen Forderung des Herrn Lassalle einzugehen, falls seine Tochter selbst damit einverstanden sei; und ließ infolge dessen, trotz unserer wiederholten Ablehnung, seine Tochter herbeirufen. Nach Wunsch des Herrn Lassalle konstatieren wir Unterzeichneten den Verlauf der Besprechung, die wir in Gegenwart des Herrn von Dönniges mit seiner Tochter hatten, in ihrer Wesenheit, wie folgt:

Sie erschien uns vollkommen geistig frei und unbefangen, zeigte eher kalten Hohn und konventionelle Heiterkeit, als auch nur die Spur irgendeines bestandenen oder noch fortdauernden Seelenkampfes. Oberst Rüstow erörterte ihr mit Ruhe und Entschiedenheit, aus welchen Gründen Herr Lassalle auf einer höchstens zweistündigen Unterredung bestehe, mit ihr allein oder unter einer Begleitung, die etwa aus Convenienz verlangt werden sollte, die aber die Freiheit der Besprechung und der Entschließung nicht beeinträchtige. Sie lehnte ab, indem sie auf einzelne Vorstellungen erwiderte:

„Wozu das? Ich weiß was er will. Ich habe die Sache satt."

Auf die Erinnerung an ihre Schwüre erwiderte sie neckisch:

„Schwüre! O, ich schwöre ja nicht!"

Auf die Bemerkung, daß diese Antworten doch im schroffsten Widerspruch stünden mit den so außergewöhnlichen Schritten, die sie gegenüber Lassalle getan habe, z. B. mit dem Schritt in der Pension Bovet, entgegnete sie leichthin:

„Ja, das ist richtig, aber das geschah nur im ersten Moment."

Endlich stellte ihr Rüstow auch noch vor, daß eine ihrer Aeußerungen die Deutung zulasse, als ob sie von einer persönlichen Besprechung mit Lassalle eine Rück-

kehr zu ihrer früheren Stimmung selbst befürchte. Das verneinte sie und bezeichnete die Besprechung als „ganz nutzlos"; und da Dr. Hänle die Ansicht äußerte, es sei ja nicht nötig, daß die Besprechung volle zwei Stunden dauere, da ja Lassalle, wenn sie ihm in derselben Weise entgegentrete, sicher früher abbrechen würde, sprach sie lächelnd:

„Lassalle spreche gern und viel, es würden wohl kaum die zwei Stunden reichen."

Oberst Rüstow stellte ihr vor, daß sie selbst zugebe, Lassalle ein tiefes Unrecht angetan zu haben, und daß sie ihm daher eine Genugtuung schulde. Sie warf dagegen lächelnd ein:

„Seiner Eitelkeit?"

Und Oberst Rüstow berichtigte:

„Nein, ich spreche von seinem Mannesbewußtsein."

Nachdem also dieser Dialog beendigt war, führte ihr Dr. Hänle noch vor, daß sie die gewünschte Besprechung doch aus dem doppelten Grunde gewähren, ja selbst wünschen sollte, weil sie einerseits an Herrn Lassalle ein Unrecht begangen habe — und dies gab sie *sofort* zu — für das sie ihm irgend eine Genugtuung schulde und weil für sie und ihre Familie hierdurch vielleicht die unangenehmen Folgen gemindert werden könnten, welche drohen, wenn die voraussichtlich leidenschaftliche Verfolgung der Sache durch Lassalle das Bekanntwerden der Vorgänge im Gefolge hätte. Sie erklärte, daß sie die Richtigkeit dieser Vorstellung nicht bestreiten könne, sich daher die Sache überlegen und ihren Entschluß an Dr. Hänle schriftlich mitteilen wolle.

W. Rüstow, Oberst-Brigadier. Dr. Hänle.

Lassalle verlangte, daß ihm das Protokoll vorgelesen werde. Dies geschah. Als ihm der tückische Verrat und das schändliche Spiel, das man mit ihm

getrieben, die tiefe Verworfenheit des Mädchens, das er so sehr geliebt, der unsägliche Schmerz, die Kämpfe und Beleidigungen, die er erlitten, vor die Seele traten, da brach mit einmal der in den letzten Tagen so mühsam verhaltene Zorn mit aller Macht hervor. Nur wer diesen leidenschaftlichsten aller Menschen in Augenblicken der höchsten Aufregung gesehen, vermag sich einen Begriff davon zu machen. Wie ein gefangener Löwe rannte er im Zimmer umher, sich mit beiden Händen in das Haar greifend und nur abgerissene Sätze hervorstoßend:

„Mit mir sollte man ungestraft ein solches Spiel getrieben haben. Gegen mich sollte man solche Beleidigungen gewagt haben. Mich sollte man mit solcher Lächerlichkeit, mit solchem Hohn und Spott bedecken können. Ich sollte mit so miserablen Gegnern und Hindernissen, die jeder dumme Junge überwunden hätte, nicht fertig geworden sein. Ich muß Rache haben!" Das war der Ruf, den er immer wiederholte.

Umsonst waren alle Vorstellungen seiner Freunde, daß solchen Menschen gegenüber nur kalte Verachtung am Platze sei. Umsonst waren die Bitten seiner Freundin. Umsonst berief sie sich auf die Rechte ihrer langjährigen Freundschaft. Zum ersten Male in seinem Leben hörte er nicht auf ihre Worte, sie drangen nicht an sein Ohr. Er war wie taub. Der brennende Rachedurst, der ihn erfüllte, machte ihn für alles unempfindlich. Sie stellte ihm vor, daß er nicht das Recht habe, sein so vielen wichtiges und teures Leben einzusetzen gegen das solch unwürdiger Menschen. Sie wies ihn eindringlich darauf hin, daß er, der bis dahin stets der Mann der eisernen Konsequenz gewesen, sich selbst untreu werde, wenn er, ein prinzipieller Gegner des Duells, jetzt selbst ein Duell eingehe. Da antwortete ihr Lassalle mit höchster Leidenschaftlichkeit:

„Ich halte auch jetzt noch mit der gleichen Entschiedenheit an diesem Prinzip fest, aber ich habe es Ihnen auch schon früher gesagt, es gibt wie in allem so auch in dieser Beziehung seltene Ausnahmefälle, wo man Rache haben *muß,* und sie in keiner anderen Weise erlangen kann. *Dies ist ein solcher Fall, dies ist kein Duell, es ist Rache!*"

Die Anschauung, daß er durch ein Duell seine beleidigte Ehre vor der Welt reinwaschen müsse, war ihm völlig fremd. Nur unbezwinglicher Rachedurst erfüllte seine ganze Seele. Er hätte in dem Augenblicke vielleicht eben so gut zum Messer als zur Pistole gegriffen.

Wie paradox es auch erscheinen mag, so ist es doch die volle Wahrheit. Lassalle hat nie daran geglaubt, daß er sein Leben einsetzte. Mit der eisernen fatalistischen Ueberzeugung, daß er Gericht über die Schuldigen halten würde und müsse, daß ihn, der so völlig im Recht, keine Kugel treffen könne, ist er in diesen Kampf gegangen. Lassalle war Fatalist in der höchsten Bedeutung des Wortes, er hatte keine Art von kleinlichem Aberglauben, aber er hatte den festen, unerschütterlichen, ihn völlig erfüllenden Glauben an sich und seine Sterne. Dieser Fatalismus war bei ihm der Ausfluß des höchsten Selbstvertrauens, dessen Grundlage das Bewußtsein seines Rechtes und seiner Kraft war. Dies gab ihm die wunderbare Kühnheit und Entschlossenheit, die er so häufig bewiesen hat.

Wie oft hat er seiner Freundin in den immer wiederkehrenden gefährlichen Lagen seines Lebens gesagt:

„Wie können Sie fürchten, ich würde an diesen Dingen, an diesen Menschen untergehen? Das ist mir nicht bestimmt; meine Zeit wird kommen, aber noch nicht jetzt. Jetzt bin ich ascendente Domo."

Wenn ihn dann seine Freundin ermahnte, doch

nicht zu sehr auf sein Glück zu vertrauen, mehr Vorsicht zu gebrauchen, antwortete er:

„Glauben Sie mir, ich fühle, daß ich in dieser entschiedenen Weise handeln *muß;* ich *darf* nicht unterliegen, denn das weiß ich gewiß, das erstemal, daß es mir nicht gelingt, meinen Willen durchzusetzen, muß ich daran untergehen[1]."

So fatalistisch hatte das Schicksal seine Kreise um ihn gezogen, daß alles, selbst die Liebe, der Eifer der Freunde, die Empörung über das ihm zugefügte Unrecht nachteilig einwirken sollte.

Hätte man ihm das Benehmen des Fräulein von Dönniges nur im allgemeinen als unwürdig geschildert, hätte man nicht, getäuscht durch seine äußere Ruhe, ihm auf sein Verlangen den ganzen Umfang ihrer Verworfenheit, den kalten Hohn, mit dem sie seiner spottete, gezeigt, so wäre vielleicht die beabsichtigte Unterredung vor einem Notar nicht unterblieben.

Im Zustand höchster Aufregung und maßlosesten Zornes schrieb Lassalle die beiden folgenden Briefe.

Lassalle an Herrn von Dönniges. (Konzept.)

Genf, 26. August [1864].

Herrn von Dönniges, Hochwohlgeboren.

Nachdem ich durch den Bericht des Oberst Rüstow und des Dr. Hänle vernommen habe, daß Ihre Tochter Helene eine verworfene Dirne ist und es folgeweise nicht länger meine Absicht sein kann, mich durch eine Heirat

[1] Sophie von Hatzfeldt übersieht bei dieser Betrachtung vollständig die Tatsache, daß Lassalle in dieser Angelegenheit von Anfang an von den schwärzesten Ahnungen erfüllt war und sein Selbstvertrauen eingebüßt hatte. Gerade dieser Schlußsatz widerspricht ihrer Auffassung in klarster Weise.

mit ihr zu entehren, habe ich keinen Grund mehr, die Forderung der Satisfaktion für die verschiedenen mir von Ihnen widerfahrenen Avanien und Beleidigungen länger zu verschieben und fordere Sie daher auf, mit den beiden Freunden, die Ihnen diese Erklärung überbringen, die erforderlichen Verabredungen zu treffen.

F. Lassalle.

Lassalle an Herrn von Racowitza. (Konzept.)

Genf, 26. August 1864.

Herrn von Racowitza, Hochwohlgeboren.

Nachdem Sie durch den Oberst Rüstow zum Teil über das zwischen mir und Fräulein Helene von Dönniges bestehende Verhältnis unterrichtet worden sind, würde es Ihnen vielleicht auffallend scheinen können, nicht von mir aufgesucht und über die Uebernahme der eigentümlichen Rolle, die man Ihnen zugeteilt hat, zur Rede gestellt zu werden.

Zur Erklärung dessen übersende ich Ihnen Abschriften der Sie interessierenden Stelle eines Briefes, den ich soeben an Herrn von Dönniges zu richten mich genötigt sah.

Sie ersehen daraus, daß Sie in mir keineswegs mehr einen Rivalen haben, und daß ich Ihnen gern ein Glück von nun an ungeteilt gönne, auf das ich meinesteils nach den heute erlangten Ueberzeugungen freudig verzichte.

Mit aufrichtiger Teilnahme F. Lassalle.

Dr. Hänle an Herrn von Dönniges. (Konzept.)

Genf, 26. August 1864.

Verehrtester Herr Geschäftsträger!

Der Bericht, den Herr Oberst Rüstow und ich über Form und Inhalt der heutigen Erklärungen Ihrer Fräulein

Tochter Helene wahrheitsgetreu an Herrn Lassalle erstatten mußten, hat auf diesen einen Eindruck gemacht, durch welchen das in Aussicht gestellte Schreiben Ihrer Fräulein Tochter ebenso wie jede weitere anwaltliche Tätigkeit überflüssig wird. Ich verlasse daher Genf, verabschiede mich auf diesem Wege und benutze diesen Anlaß zur Versicherung vorzüglichster Hochachtung. Ihr ganz ergebener Hänle.

Lassalle begann dann Punkt für Punkt die Beleidigungen aufzuschreiben, die ihm Herr von Dönniges zugefügt. Dieses unvollendete Dokument, das im Original vorliegt, hat folgenden Text:

1. *Nicht*beantwortung der zwei Briefe, durch welche ich ihn um nichts als eine Unterredung bat.
2. Die mir durch Dr. Arndt und Kayserlingk übersandten *Befehle* (Helene nicht mehr zu schreiben, nicht mehr an sie zu denken etc.) und *Drohungen*.
3. Seine Verleumdungen gegen mich bei dem Président de Police Mr. Piquet, ich sei ein Agent provocateur, ein ruchloser Mensch etc.
4. Seine Erklärung zu mir persönlich, es sei *ehrlos* von mir, daß ich die Kammerjungfer zur Uebergabe von Briefen hätte bestechen wollen.
5. Seine dito Erklärung: ich hätte gelogen und *sei* ein Lügner.
6. Seine briefliche Erklärung an Dr. Hänle, ich hätte Lügen und Verleumdungen vorgebracht.

Lassalle ersuchte nun Oberst Rüstow und Oberst Becker, ihm bei dem etwa bevorstehenden Duell mit Herrn von Dönniges zu sekundieren. Oberst Becker, der von Anfang an entschieden dagegen protestiert hatte, daß Lassalle sich auf ein Duell einlasse, fühlte sich genötigt, abzulehnen. Er erklärte, ein prinzipieller Gegner

des Duells zu sein und in einer Angelegenheit wie dieser jede Mitwirkung versagen zu müssen. Er wolle nicht mitverantwortlich sein dafür, daß Lassalle sein kostbares Leben gegen das Leben so völlig wertloser Menschen einsetze.

Lassalle nahm dem Freund die Weigerung sehr übel. Er sprach kein Wort mehr mit ihm und hielt alle späteren Schritte so sorgfältig vor ihm geheim, daß Beckers Absicht, das Duell um jeden Preis — wenn nötig sogar mit Gewalt — zu verhüten, dadurch vereitelt wurde.

Lassalle wählte nun den ungarischen General Bethlen als zweiten Sekundanten.

Am 27. August kam Lassalle zur Gräfin, und getreu seiner langjährigen Gewohnheit, ihr nichts zu verheimlichen, teilte er ihr mit, daß Herr von Dönniges die Flucht ergriffen habe. Dr. Arndt und Graf Kayserlingk wären schon am frühen Morgen bei ihm erschienen, um ihn im Namen des Herrn von Racowitza zu fordern, und er habe ihnen erklärt, daß er seine Sekundanten davon in Kenntnis setzen würde.

Diese Nachricht zeigte der Gräfin Hatzfeldt, wie nahe die Gefahr war. Mit der wilden Beredsamkeit, die ihr der Schmerz und die Angst eingab, stellte sie dem Freund vor, daß er die Herausforderung des Herrn von Racowitza, der sich immer dazwischen schieben lasse, nicht annehmen dürfe. Selbst wenn man sich auf den strengen Standpunkt der Duellregeln stellen wolle, sei dies unzulässig. Herr von Dönniges sei *früher* von ihm gefordert worden, und wenn er auch abgereist sei, so müsse er sich *zuerst* der Forderung stellen oder eine einwandfreie Ehrenerklärung abgeben; das dürfe Lassalle ihm nicht erlassen.

Oberst Becker, der zugegen war, stimmte der Gräfin bei.

Es gelang ihr auch, Lassalles Entschluß für den Augenblick wankend zu machen, und er versprach ihr, sich der Entscheidung des Oberst Rüstow darüber zu fügen.

In diesem Augenblick betrat Oberst Rüstow das Zimmer. Kaum hatte die Gräfin Zeit gehabt, ihm kurz mitzuteilen, worum es sich handle, als Lassalle, der eine Beeinflussung seines Urteils von seiten der Gräfin verhindern wollte, ihn mit sich fortnahm.

An diesem Tage konnte die Gräfin nichts mehr über den gefaßten Beschluß erfahren. Jeder wich ihr aus, sie konnte mit niemand allein reden. Unbekannt mit den Duellförmlichkeiten, kam ihr nicht der Gedanke, daß alles in 24 Stunden abgemacht sein könne. Lassalle war mit geringen Unterbrechungen immer bei ihr. Er kannte sie nur zu gut. Er wußte, wenn sie die Nähe des Zweikampfes geahnt hätte, keine Macht der Erde sie abgehalten hätte, selbst auf die Gefahr hin, seine Freundschaft zu verlieren, alle Mittel, selbst Gewalt anzuwenden, um das Unglück zu verhindern. Und so hatte er allen Beteiligten ihr Ehrenwort abgefordert, der Gräfin alles zu verheimlichen. Er sagte seinen Freunden, er sei ganz sicher am andern Morgen zur gewöhnlichen Stunde unversehrt zum Frühstück zurück und so sei es weit besser, der Gräfin die Qual des Wartens zu ersparen.

Und so groß war die geistige Macht und der moralische Einfluß, den Lassalle stets auf seine Umgebung ausgeübt, daß dieses Uebergewicht auch hier sich geltend machte. Sein leidenschaftliches Drängen riß die Freunde im Sturme mit sich fort und bestimmte sie, der Gräfin alles zu verheimlichen. Sie erfuhr die

Wahrheit erst, als man ihr am Morgen des 28. August den tödlich verwundeten Freund zurückbrachte.

Bericht von Oberst Rüstow über das Duell.

„Die Würfel waren gefallen, die Briefe Lassalles an Herrn von Dönniges und Herrn von Racowitza abgeschickt. Ich war in Verzweiflung, aber die Sache ließ sich nicht ändern, ebenso wenig, wie sie hat verhindert werden können. Lassalle bat Oberst Becker und mich, ihm vorkommenden Falls zu sekundieren; da Becker aus prinzipiellen Rücksichten ablehnte, wählte er an seiner Statt den ungarischen General Bethlen; die Weigerung Beckers war auch der Grund gewesen, daß der Brief an Dönniges, statt durch Becker und mich überbracht zu werden, durch einen Kommissionär besorgt worden war.

Noch am selben Abend ging ich zweimal in das Haus des alten Dönniges, fand ihn aber nicht. Am 27. vormittags begab ich mich zu General Bethlen, um mit ihm zu Dönniges zu gehen. Er konnte mich aber nicht begleiten, und ich kehrte deshalb in das Hotel Viktoria zurück, um zu sehen, ob mittlerweile dort eine Botschaft von Seiten des alten Dönniges eingetroffen sei. Im Salon der Frau Gräfin von Hatzfeldt fand ich Lassalle, der mich bald auf sein eigenes Zimmer führte. Er wollte mir mein Ehrenwort abnehmen, mit der Frau Gräfin nichts über die ganze Angelegenheit zu reden, was ich jedoch entschieden verweigerte. Er teilte mir darauf mit, daß am Morgen Graf Kayserlingk und Dr. Arndt bei ihm gewesen seien, um ihn im Namen des Herrn von Racowitza zu fordern. Ich erklärte, auf diese Forderung könne er sich nicht einlassen, ehe der alte Dönniges ihm Genugtuung gegeben. Dieser habe die

Priorität, und es sei gegen alle Regeln, dem Herrn von Racowitza, der sich hier wieder dazwischen schieben lasse, zu Gefallen zu sein. Lassalle antwortete, mich bei meiner Freundschaft beschwörend, es dürfe unter keinen Umständen eine Verzögerung eintreten; um zwölf Uhr würden Kayserlingk und Arndt wieder bei ihm sein, um mich zu treffen.

Ich protestierte, sah aber bald, daß Lassalle entschlossen war und fügte mich ins Unvermeidliche. Ich blieb auf Lassalles Zimmer. Zur angegebenen Stunde kamen die beiden Herren und machten mir, nachdem Lassalle sich entfernt hatte, ihre Mitteilungen. Ich wies nachdrücklich auf die Priorität des alten Dönniges hin; allein man zeigte mir an, daß dieser in aller Eile nach Bern entflohen sei, und die Vertretung der Familienehre seinem künftigen Schwiegersohne anvertraut habe. Man äußerte das Verlangen, daß das Duell noch am selbigen Abend — 27. August — stattfinden solle. Hiergegen protestierte ich auf das entschiedenste, hervorhebend, daß ich in so kurzer Zeit den zweiten Sekundanten nicht zur Stelle haben könne. Man kam zu keinem definitiven Beschluß, und schließlich wurde verabredet, daß die Herren um drei Uhr in meine Wohnung kommen sollten.

Nachdem die Herren sich entfernt, erstattete ich Lassalle Bericht über die Zusammenkunft. Nochmals brachte ich die Prioritätsfrage vor, und drang auf Ablehnung der Forderung Racowitzas. Lassalle wies aber mit Heftigkeit jeden Aufschub zurück. Ich erwiderte, die Sache habe keine solche Eile; Bethlen schien ebenfalls einen Aufschub zu wünschen — doch Lassalle wollte auf nichts hören, und forderte mich peremptorisch auf, für den nächsten Morgen alles für das Duell anzuordnen.

Was sollte ich tun? Lassalle war von seinem Entschluß nicht abzubringen. Meine Aufgabe war nun, die nötigen Vorbereitungen möglichst günstig für Lassalle zu treffen, falls das Duell nicht zu verhindern sei, was ich immer noch für möglich hielt.

Zunächst eilte ich zu General Bethlen, teilte ihm alles mit, und bestellte ihn auf 3 Uhr zu mir.

Um 3 Uhr nachmittag erschienen General Bethlen, Graf Kayserlingk und Dr. Arndt in meiner Wohnung. Ich versuchte ein Arrangement zu bewerkstelligen. Die Gegenpartei bestand auf folgenden Bedingungen: Abbitte seitens Lassalles und Rückgabe der Briefe des Fräulein von Dönniges. Dies mußten wir zurückweisen. Da ich aber doch die Hoffnung auf eine gütliche Beilegung nicht aufgeben wollte, veranlaßte ich, daß eine nochmalige Zusammenkunft bei mir auf abends 8 Uhr festgesetzt wurde. Hierauf wurde der Modus des Duells, für den Fall, daß es stattfinden sollte, festgesetzt. Die Gegner bestanden auf gezogenen Pistolen, wir auf glatten, und unser Vorschlag ging auch durch. Ich wußte aber, daß glatte Pistolen schwer zu haben waren, daß in ganz Genf bloß ein gutes Paar existierte.

In das Victoria-Hotel zurückgekehrt, bat ich Lassalle, sich etwas einzuschießen, und gab ihm einen Ort an, wo er Gelegenheit habe. Er erklärte dies aber für „dummes Zeug". Wie ich nachträglich erfuhr, war Herr von Racowitza anderer Ansicht; wenigstens hieß es allgemein in Genf, er habe an diesem Nachmittag auf dem Schützenstand 150 Uebungsschüsse abgefeuert.

Mit Becker — an den ich mich wendete, weil er den Büchsenschmied kannte, der das geeignete Paar Pistolen hatte — und mit Herrn Dr. Arndt holte ich hierauf die Pistolen, um sie einzuschießen. Ich hatte noch viel zu tun, und bat deshalb Becker, dieselben zu schmieren.

Um 8 Uhr war die zweite Zusammenkunft in meiner Wohnung. Alle Versuche, zu einem Arrangement zu gelangen, blieben fruchtlos. Die Gegenpartei beharrte auf ihren Forderungen, die nicht bloß ich, sondern auch General Bethlen für unzulässig hielten. Lassalle, der so tief Gekränkte, sollte abbitten! Wir waren über die ganze Geschichte etwas indigniert, vielleicht dummerweise, wir hätten sie vielleicht klüger benutzen können. Das Duell wurde nun auf den 28. morgens festgesetzt.

Gegen 9 Uhr kam Becker mit dem Büchsenschmied, sagte, daß an der einen Pistole eine Feder gesprungen sei, und brachte zwei Paar andere, ganz schlechte, glatte Pistolen, außerdem ein Paar gezogene (Kuchenreuter). Ich verlangte, die Feder solle gemacht werden, und zwar sogleich, und entschloß mich, um ganz sicher zu sein, selbst mit dem Büchsenschmied zu gehen. In seiner Wohnung angekommen, erklärte mir dieser, wegen des Belagerungszustandes — in Folge der bekannten Genfer Augustereignisse — könne er bei Nacht nicht arbeiten. Den andern Morgen in aller Frühe werde er die Feder machen. Ich gestehe, daß ich über dieses Hindernis beinah mein kaltes Blut verlor, zumal ich ohnehin schon in einer sehr gereizten Stimmung war.

Es mochte unterdessen 10 Uhr geworden sein, und ich begab mich nun ins Victoria-Hotel, wo ich schon am Morgen ein Zimmer bestellt hatte, um bei Lassalle sein zu können. Ich teilte ihm das Vorgefallene mit, und er nötigte mich dann, einen Brief an Dr. Arndt zu schreiben, in welchem ich diesem sagen mußte, daß möglicherweise für den 28. keine glatten Pistolen zu haben wären; für diesen Fall nehme er gezogene an, und da General Bethlen solche absolut verwerfe, würde er dann an dessen statt Herrn von Hofstetten zum Sekundanten

wählen. Diesen Brief besorgte Herr von Hofstetten noch um 11 Uhr nachts.

Ich unterhielt mich noch bis Mitternacht mit Lassalle, und machte ihn namentlich darauf aufmerksam, daß wir die Stellung beim Duell beliebig ausgemacht hätten, damit er sich nach seiner Bequemlichkeit postieren könne, und daß er doch nicht, wie es seine fehlerhafte Gewohnheit war, zu lang zielen möchte, da er nicht allein schieße usw.

Um Mitternacht ging ich zu Bett. Schon um drei Uhr des anderen Morgens stand ich auf und eilte in meine Wohnung, wo ich mehrere Kleinigkeiten zu holen hatte. Von da ging ich zum Büchsenschmied, fand ihn — um 4 Uhr an der Arbeit, nahm gleich die eine Pistole mit, und kehrte in's Victoria-Hotel zurück. Um 5 Uhr weckte ich Lassalle, der sanft schlief. Zufällig sah er gleich die Pistole. Er ergriff sie, fiel mir um den Hals und sagte: „Da habe ich ja gerade, was für mich paßt."

Um 5½ Uhr war ich wieder beim Büchsenschmied, und erhielt nun auch die andere Pistole, die ich in's Hotel brachte. Dann holte ich Bethlen ab.

Nach 6½ Uhr fuhren wir mit Hofstetten, den Lassalle für alle Fälle mitnehmen wollte, nach Carrouge, einer Vorstadt von Genf, ab. Hier sollten sich die Parteien um 7½ Uhr treffen. Vor der Abfahrt hatte mir Lassalle sein Testament übergeben, das ich im Fall eines unglücklichen Ausganges der Frau Gräfin von Hatzfeldt zur Beförderung an die Genfer Justiz übergeben sollte, was auch geschehen ist. Vor 7 Uhr waren wir in Carrouge. Unterwegs hatte mich Lassalle wiederholt gebeten, ich möge doch machen, daß das Duell auf französischem Boden stattfinde, damit er doch in Genf bleiben und die Angelegenheit mit dem alten „Ausreißer" erledigen könnte. So sehr ich mich über

seine Sicherheit freute, war mir das doch etwas zu arg. Ich bemerkte ihm, er müsse bedenken, daß er auf der Mensur nicht allein stehe, und daß jede Kugel treffen könne; man dürfe einen Gegner nie verachten. Aber meine Worte machten keinen Eindruck.

Vor 7 Uhr waren wir in Carrouge, und da die Gegenpartei noch nicht angekommen war, warteten wir: Lassalle, der nicht die geringste Aufregung verriet, trank eine Tasse Tee.

Um 7½ Uhr kamen die andern. Sie hatten den Dr. Seiler bei sich, der einen passenden Ort kannte. Sie fuhren voraus und wir folgten. Hofstetten ließen wir in Carrouge zurück, er sollte in einer Droschke nachfahren. In der Nähe des Platzes, den Dr. Seiler im Auge hatte, stiegen wir aus, und gingen durch das Gebüsch, bis wir an Ort und Stelle waren.

Ich wurde durch das Los dazu bestimmt, für den ersten Schuß zu laden und das Kommando zu geben.

Die Parteien wurden nun auf die Mensur gestellt, während ich lud. Man ermahnte mich von mehreren Seiten, ja recht accentuiert und laut zu kommandieren; dieser Mahnung bedurfte es natürlich nicht. Für jeden Schuß waren 20 Sekunden gegeben, welche von den ladenden Sekundanten dadurch zu markieren waren, daß er beim Anfang 1, bei 10 Sekunden 2, bei 20 Sekunden 3 kommandierte. Ich beobachtete die Vorsicht, vorher noch „Achtung!" zu rufen.

Ich gab das Kommando 1. Kaum 5 Sekunden nachher fiel der erste Schuß, und zwar von seiten des Herrn von Racowitza. Unmittelbar nachher, es verging nicht eine Sekunde, antwortete Lassalle.

Er schoß vorbei, er hatte den Tod schon im Leibe. Es war ein Wunder, daß er überhaupt noch hatte schießen können.

Nachdem er gefeuert, trat er unwillkürlich zwei Schritte links. Nun erst hörte ich — denn ich hatte auf die Uhr sehen müssen —, wie jemand (ich weiß nicht, war es General Bethlen oder Dr. Seiler) fragte: „Sind Sie verwundet?"

Darauf antwortete Lassalle: „Ja."

Wir führten ihn nun sogleich auf eine Decke, wo man ihn niederlegte und den ersten Verband anlegte.

Während die Gegenpartei sich entfernte, führten Dr. Seiler und ich Lassalle zu der Kutsche und halfen ihm hinein. Wir beide fuhren mit ihm, und unterstützten ihn unterwegs so gut es ging. Bethlen fuhr mit Hofstetten in der Droschke zurück, in welcher der letztere gekommen war.

Ich ließ den Kutscher die Wege einschlagen, wo es kein Pflaster gab. Nur 200 Schritte weit hatten wir über Steine zu fahren.

Lassalle war unterwegs sehr still; nur, als wir über das holprige Steinpflaster kamen, sprach er von dem Schmerze, den ihm die Wunde verursachte, und fragte, ob wir nicht bald zu Hause seien.

Daß die Wunde gefährlich, wußte ich aus Erfahrung. Daß sie tödlich sei, erfuhr ich erst gegen Mittag, als ich auf sein Dringen zu einem Notar eilte, von Dr. Seiler, der mir begegnete.

Als der Notar kam, schickte ich ihn wieder fort, weil Lassalle mir damals nicht in dem Zustand schien, jemand zu empfangen.

Den Tag darauf mußte ich aber auf den dringend ausgedrückten Wunsch Lassalles zum Advokaten Amberny gehen, mit dem er noch über sein mir vorher schon übergebenes Testament sprechen wollte. Amberny fand das Testament ganz in der Ordnung, und in seiner Gegenwart wurde es von Lassalle wieder versiegelt, der

auch eine neue Adresse darauf schrieb. Amberny und ich waren mit Lassalle allein im Zimmer, der Krankenwärter war gerade zum Essen gegangen, wozu ich ihm die Erlaubnis gegeben. Vom Inhalt des Testaments erfuhr ich hier nichts, da ich auf dem Kanapee saß. Die erste Kunde des Inhalts erhielt ich in Gegenwart der Frau Gräfin von Hatzfeldt durch Philipp Becker, der es im Auftrag dieser Dame dem Civil-Tribunal übergab.

Die Mutter und Schwester Lassalles, die am 1. September ankamen, wurden von der Frau Gräfin von Hatzfeldt in Gegenwart von mehreren Zeugen sogleich und wiederholt in Kenntnis gesetzt, daß das Testament Lassalles beim Gericht in Genf deponiert sei. Die Gräfin teilte ihnen auch einige Spezialitäten daraus mit; unter anderem, daß ihr die sämtlichen Papiere Lassalles von ihm vermacht wären. Sie forderte beide Damen auf, sich auf das Gericht zu begeben, um Kenntnis von dem Testament zu nehmen.

Nachträglich noch eine Bemerkung über den tödlichen Schuß.

Wenn man die Ursache des Duells betrachtet; —

wenn man speziell frühere Aeußerungen des Fräulein von Dönniges erwägt, die sie dem Herrn von Racowitza gegenüber getan haben wollte, nämlich: sie werde ihm nie treu bleiben, sobald sie Lassalle wieder begegne; —

wenn man betrachtet, daß Herr von Racowitza sich am Nachmittag des 27. August sehr sorgfältig eingeschossen,

so muß einem unwillkürlich der Gedanke kommen, daß Herr von Racowitza sich **diesen** Schuß *einstudiert habe.*

Das habe ich wiederholt öffentlich gesagt, und das bleibt bestehen. Wollte ich aber eine **Gewißheit** darüber aussprechen, so würde man mich einfach auslachen."

Gegen die Sekundanten Lassalles sind nachträglich von vielen seiner Anhänger die heftigsten Vorwürfe erhoben worden, weil sie — anstatt Lassalle bis zum äußersten Widerstand entgegenzusetzen und ihre Mitwirkung zu versagen, sich am Duell beteiligt hatten. Beide, sowohl Oberst Rüstow als auch General Bethlen hatten infolge ihrer militärischen Vergangenheit eine positive Einstellung zur Duellfrage und daraus ist ihr Verhalten herzuleiten. Schmerzlich klingen diese Vorwürfe aus einem Brief von Joh. Philipp Becker an Sophie von Hatzfeldt, der auch seinen vergeblichen Kampf gegen Lassalle darstellt.

„Sie haben wohl Recht" — so schreibt er —, „daß den Freunden, die doch außer dem Kreise der Leidenschaft standen, [und] die Besinnung nicht zu verlieren brauchten, viel mehr zu verzeihen bleibt, als unserem so allseitig in Aufregung gebrachten Lassalle. Ich teile mit Ihnen die gleichen Gefühle des Unwillens über deren Benehmen am letzten Tage vor dem Unglück, denn wir beide wurden ja ganz gleich hintergangen. Als ich in jener verhängnisvollen Nacht bis 12 Uhr bei Ihnen war, traf es mich schmerzlich, daß mich Lassalle fast ganz ignorierte, kaum meinen Gruß erwiderte, *weil er von den Anderen schon erfahren hatte, daß ich an dem einen Paar Pistolen eine Feder zerspringen und an dem anderen Paar einen Schaft zerbrechen ließ,* indem ich den Waffenschmied zu diesem Behufe betrunken machte, hoffend, sie würden dann den anderen Tag, weil Sonntag, keine Waffen finden und wir dadurch Zeit gewinnen, der Sache eine andere Wendung zu geben. Als ich aber sah, daß die Pistolen noch in der Nacht repariert werden sollten, ging ich nach 12 Uhr auf Rüstows Zimmer im Paquis, fest entschlossen, dem Rüstow nicht mehr von der Seite zu gehen *und wenn es*

dennoch zum Duell kommen sollte, mitzukommen und alle verhaften zu lassen. Rüstow kam aber diese Nacht nicht nach Hause und leider überfiel mich nach Tagesanbruch ein sehr heftiges Unwohlsein, daß ich, dadurch aufgehalten, erst im Hotel Viktoria ankam, als Lassalle mit Rüstow und von Hofstetten schon eben abgereist waren. Nun kam ich in die verzweifeltste Aufregung. Das Stattfinden des Duells war außer Zweifel. Ich rannte ..... vergeblich von einem Kutscher zum andern, [um] möglicherweise die Richtung ihrer Fahrt zu erfahren. Als ich dann ins Hotel zurückkam, war Lassalle schon mit der tötlichen Wunde heimgebracht."

„Rührend" — so schreibt Becker in seinem unveröffentlicht gebliebenen Bericht — „war mein Wiedersehen mit Lassalle. Er war bei vollem Bewußtsein, und reichte mir die Hand, indem er mit sanfter Stimme sagte: „Mein lieber Becker hilf mir!" Ich richtete ihn etwas auf und ordnete ihm die Kissen."

Bericht der Gräfin Hatzfeldt über Lassalles letzte drei Lebenstage.

Als am Morgen des 28. August die Stunde herankam, zu der Lassalle zu mir zu kommen pflegte, fragte ich meine Kammerjungfer, ob sie ihn noch nicht gesehen habe. Sie antwortete, er sei schon um 5 Uhr morgens ausgefahren. Als sie meinen tötlichen Schreck sah, fügte sie schnell hinzu: „Er ist aber schon wieder da, ich habe ihn auf der Treppe gesehen." —

Das war richtig. Lassalle war, um mich nicht zu erschrecken, wenn ich ihm begegnen sollte, noch mit der tötlichen Wunde die zwei Treppen des Hotels zu seinem Zimmer hinaufgegangen. Mit einem Freudenschrei war ich aufgesprungen, um zu ihm zu eilen, als Oberst Rüstow in mein Zimmer kam und mir die

Nachricht brachte, Lassalle sei zwar nicht lebensgefährlich, aber doch schwer verwundet, und verlange nach mir. So unvorbereitet traf mich der Blitzstrahl. Aber auch jetzt noch trat mir die Möglichkeit seines Todes nicht vor die Seele. Mein Gehirn konnte einmal den Gedanken nicht fassen, daß es mir beschieden sei, auch noch dies zu erleben; daß *einem* Menschen so viel zu ertragen vom Schicksal auferlegt sein könne.

Ich war wie betäubt und mußte einige Augenblicke nach Fassung ringen, denn ich durfte ihn ja nicht durch mein verstörtes Aussehen erschrecken. Als ich bei ihm eintrat, lag er schon im Bett: er sah mich mit einem langen wehmütigen Blick an und streckte mir beide Hände entgegen. Mit diesem Blicke sagte er mir seine ganze Anerkennung, daß ich jetzt wie immer sein bester Freund gewesen sei. Gesprochen hat er darüber nicht mehr; er hat auch die Namen seiner Feinde nicht mehr genannt. Ich fragte gleich, welchen Arzt er habe. Als man mir sagte, es sei Dr. Seiler, derselbe, welcher von der Gegenseite mit auf den Kampfplatz gebracht worden war, erkundigte ich mich nach dem berühmtesten Wundarzt in Genf und hörte, daß es Dr. Mayer sei, dieser aber — weil Sonntag — sich auf seiner Villa befinde. Ich ersuchte Herrn von Hofstetten, sogleich hinauszufahren, und ihn um jeden Preis sofort mitzubringen. Dr. Mayer erklärte, nicht vor acht Uhr abends kommen zu können. Ich telegraphierte nun gleichzeitig nach Heidelberg an Professor Chelius und nach Zürich an Dr. Billroth, und bat beide Herren, so schnell wie möglich zu kommen.

Lassalle, der vor dem Duell nicht an die Möglichkeit seines Todes geglaubt, hatte durchaus nicht den Wunsch, zu sterben, er wollte leben, und im Laufe des ersten Tages fragte er mich mehrere Male dringend,

ob denn die herbeigerufenen Aerzte noch nicht bald kämen.

An diesem Tage sah er unverändert aus; seine Augen waren hell und klar, und er sprach mit gewohnter Stimme. Nur war er, der sonst bei jedem Unwohlsein so viel Ungeduld zeigte, sehr sanft und ruhig. Bloß als der herbeigerufene Krankenwärter kam, verriet er einigen Widerwillen, und sagte mir, der fremde Mann sei ihm nicht angenehm — ich solle bei ihm bleiben.

Nach Verlauf jeder halben Stunde bekam er ein Morphiumpulver, schlief aber dennoch am ersten Tage nicht viel. Wenn er sich nicht bewegen mußte, klagte er auch nicht über heftige Schmerzen, und auch dann schienen sie nicht stark zu sein.

Die Freunde, die das Hotel fast nicht mehr verließen, waren abwechselnd in stummer Traurigkeit im Krankenzimmer; ich saß an seinem Bett und hielt seine Hand, die er mir immer wieder hinreichte.

So vergingen die Stunden in banger Sorge bis neun Uhr abends, wo Dr. Seiler und Dr. Mayer erschienen. Ich mußte mich während der Besichtigung der Wunde entfernen. Als ich wieder kam, fand ich Lassalle sehr unruhig und über Schmerzen klagend. Ich blieb während der Nacht allein nur mit dem Krankenwärter bei ihm. Er schlief nicht und die Schmerzen nahmen immer zu, bis sie endlich einen so furchtbaren Grad erreichten, daß er sich an den Haaren riß, mit beiden geballten Fäusten an die Wand schlug und ausrief: „Hätte er mich doch gleich erschossen!“ Ich hielt seine Hand fest in der meinen, sprach ihm, so gut ich konnte, Trost und Hoffnung zu und bat ihn, aus Freundschaft für mich diese Schmerzen mit Geduld zu ertragen, es sei das unausbleibliche Wundfieber und je mehr er sich

aufrege, desto heftiger müsse es werden. Er antwortete mir: „Ja, ja, aber helfen Sie mir doch, Sie haben mir doch immer geholfen.“ Diese Worte klingen mir noch heute beständig in den Ohren, aber nicht wie ein Trost, sondern wie die schwerste Anklage; denn ich habe sein Vertrauen nicht gerechtfertigt. Das erstemal, da er wirklich meiner Hilfe bedurfte, war ich blind und taub gewesen, hatte nicht die Einsicht, nicht die Energie gehabt, ihn um jeden Preis zu retten, wie es meine Pflicht war!

Bis gegen 1 Uhr nachts kehrten diese Anfälle heftigster Schmerzen immer wieder. Er verlangte dringend von mir, daß ich ihm noch häufiger als jede halbe Stunde die Morphium-Pulver gebe. Endlich kam der Schlaf, während dessen er aber immer noch von Zeit zu Zeit leise klagte, bis er gegen drei Uhr, nach einem kurzen, weniger heftigen Anfall von Schmerzen in einen ganz ruhigen Schlummer verfiel und bis fünf Uhr schlief. Beim Erwachen sagte er auf mein Befragen, daß er keine besonderen Schmerzen fühle und schlief bald darauf wieder ein. Mittlerweile war Herr von Hofstetten gekommen, dessen Aufsicht ich den Freund auf kurze Zeit überließ. Als ich wiederkam erfuhr ich, daß die beiden Aerzte um 6½ Uhr dagewesen waren und außer den Morphium-Pulvern auch Einreibungen und Umschläge verordnet hatten. Lassalle fand ich schlafend. Im ersten Augenblick erschreckte mich ein besonderer Schmerzenzug um Nase und Mund; dieser Zug verwischte sich aber, als er erwachte. Er schlief an jenem Tage weit mehr, als am vorhergehenden, war aber beim Erwachen bei vollem Bewußtsein und klagte auch dann nicht über Schmerzen. Er fragte mich wieder nach der Ankunft der Aerzte und sagte mir einmal, indem er mich traurig ansah: „Ach, gute Gräfin, es geht doch schlecht mit mir.“ Ich versicherte ihm, die Aerzte wären im

Gegenteil sehr zufrieden mit dem Verlauf des Wundfiebers, und ich würde ja unmöglich so ruhig sein können, wenn dies nicht der Fall wäre. Er sagte: „Wirklich? Nun, desto besser.“ Er hatte überhaupt in den letzten Tagen seines Lebens keine Todesahnungen, wie er sie, ihm selbst unbewußt, in früherer Zeit in so überraschender Weise geäußert hatte. Ich habe jedes seiner Worte, jeden seiner Blicke mit ängstlicher Sorgfalt beobachtet, er wünschte und glaubte an seine Genesung. Er sagte einmal zu seinen Freunden: „Wir wollen uns freuen, wenn ich wieder hergestellt bin und wir die erste Flasche Champagner zusammen trinken werden.“

Am Nachmittag des zweiten Tages langten Dr. Billroth und Professor Chelius an, die wir so sehnlich erwartet hatten. Ich war sehr bestürzt über den Ernst, der auf ihren Gesichtern lag, nachdem sie den Kranken besichtigt hatten; allein sie gaben mir noch Hoffnung, die aufzugeben ich ja ohnehin nicht imstande gewesen wäre, so daß ich ihnen das Gegenteil doch nicht geglaubt hätte.

Erst später erfuhr ich, daß sie vom ersten Augenblick an nicht die leiseste Hoffnung mehr hatten. Gegen Abend hielten die beiden Herren noch ein Konsilium ab mit den anderen Aerzten Dr. Mayer und Dr. Seiler. In der darauf folgenden — zweiten — Nacht äußerte Lassalle einige Besorgnis, das immerwährende Wachen könne mich zu sehr angreifen. Auf meine verneinende Antwort gab er so schnell nach, daß man sah, wie lieb es ihm war, daß ich neben ihm blieb. Oberst Rüstow hatte mir erzählt, daß, wenn ich mich nur auf kurze Zeit von Lassalle entfernte, er sogleich mit Unruhe frage, wo ich sei. Während früherer Krankheiten hatte er mir öfters gesagt, daß meine Hand magnetische Kraft habe und

schmerzstillend auf ihn einwirke, und so hielt er sie auch in diesen letzten Tagen seines Lebens fast immer in der seinen. Er schlief in dieser zweiten Nacht mit kurzen Unterbrechungen ruhig. Um zwei Uhr fragte er mich, wieviel Uhr es sei. Als ich ihm Auskunft gab, erwiderte er: „Gott sei Dank, dann kehren diese furchtbaren Schmerzen nicht mehr wieder."

Gegen Morgen, als ich ihm Eiswasser zu trinken gab, befiel ihn dabei ein nicht sehr heftiges Schlucken. Ich kannte die Bedeutung dieses Symptoms nicht und es erschreckte mich daher um so weniger, als er auch in gesunden Tagen häufig daran gelitten hatte. Als diese Anfälle aber häufiger wiederkehrten, beunruhigten sie mich dennoch sehr, da er klagte, daß ihn das Schlucken ermüde.

Am Morgen des dritten Tages, als ich nach kurzer Abwesenheit zu ihm zurückkehrte, gewahrte ich mit tötlichem Schreck, daß eine bedeutende Veränderung in seinen Zügen eingetreten war und zum erstenmal überfiel mich eine Ahnung von der Möglichkeit eines furchtbaren Unglücks. Es fanden jetzt häufiger Konsilien sämtlicher Aerzte statt, ohne daß in der Behandlung irgend etwas geändert worden wäre.

Am Vormittag dauerte der Zustand häufigen Schlafes, durch Schluckanfälle unterbrochen, fort. Nachmittags wurde Lassalle unruhig; er schlief nicht, wollte öfter seine Lage und sein Kopfkissen verändert haben, schob die Decken zurück, — richtete sich endlich zu meinem größten Schrecken halb auf und erklärte mir, er wolle nun aufstehen. Als ich ihn beschwor, sich niederzulegen, er habe Fieber und schade sich durch jede Bewegung, legte er sich wieder hin und sagte: „Wenn Sie das meinen, will ich es tun, aber wie lange soll ich denn noch hier liegen?"

Am Abend wurde er ruhig und schlief wieder viel; die Aerzte fanden, daß er schwach werde, und verordneten, daß er anstatt Eiswasser, Champagner in Eis trinken müsse.

Die ganze Nacht rieb ich seine Hände und seine arme Stirn, auf der der Schweiß perlte, mit Melissen-Geist und gab ihm Champagner zu trinken.

Das Trinken wurde ihm zuletzt lästig. Er zeigte dies, indem er den Kopf etwas zur Seite drehte; wenn ich ihn leise bat, doch zu trinken, nickte er fast bejahend und öffnete den Mund. — Gesprochen hat er nun nicht mehr, öffnete auch kaum die Augen, aber meine Stimme hat er bis wenige Stunden vor seinem Tode erkannt.

Plötzlich fing seine Brust an, sich sichtlich und schnell zu heben, der Atem wurde kurz und laut, fast polternd. Wie lange dieser Zustand gedauert — ich weiß es nicht. Oberst Rüstow, Johann Philipp Becker, Herr von Hofstetten, und General Bethlen, der auch in diesen Schreckenstagen häufig zugegen war, hatten die Nacht im Nebenzimmer zugebracht und umstanden nun sein Bett. Die Aerzte waren herbeigekommen. Ich hielt seine Hand, starr und entsetzt in sein sterbendes Gesicht blickend.

Noch einmal schlug er die schon gebrochenen Augen auf: Es zuckte zweimal leise über sein Antlitz, dann — ein kurzer Stillstand des Atems — und ich fühlte seinen letzten Lebenshauch, der wie ein Seufzer klang — über mein Gesicht streifen. Fast mechanisch drückte ich leise meine Hand auf seine Augen und alles war auf immer — unwiderruflich — vorbei. Ich hatte den besten, treuesten Freund, den es je auf dieser Erde gegeben hat, verloren. Dieser kühne, gewaltige Geist, er war dahin; der so beredte Mund, er war stumm; die

starke Hand, die für jeden zur Hilfe bereit war, sie war nun machtlos. Das große, warme Herz, es hatte aufgehört zu schlagen.

Am Morgen des 31. August, sieben Uhr, starb Lassalle, und bald darauf verabschiedeten sich Professor Chelius und Dr. Billroth. Erst nach dem Tode Lassalles erfuhr ich, daß die Wunde eine absolut tötliche gewesen sei, und daß nur seine Titanen-Natur einen dreitägigen Todeskampf möglich gemacht habe.

Seine Leiche wurde während der zwei Tage und Nächte, die wir sie noch behalten durften, abwechselnd von mir und von seinen Freunden bewacht.

Die Veränderung in seinen Zügen aus den Krankheitstagen war völlig verschwunden. Er sah aus, als wenn er schliefe, nur auf der Stirn war ein kaum merkbarer Schmerzenszug. Sein Mund lächelte fast und auf dem Antlitz lag der Ausdruck von tiefster Ruhe und Frieden, der um so ergreifender wirkte, als ihm, dem Ruhelosen, das Leben nur unausgesetzte Kämpfe, Gefahren und schwere Sorgen gebracht hatte.

Im Laufe des zweiten Tages zeigte sich an der Leiche eine sonderbare Veränderung. Die Stirnader, die im Leben bei jeder Aufregung so stark hervortrat, schwoll mächtig an und gab dem Gesicht den Ausdruck des Zornes. Ein Volksglaube sagt, daß eine zornig aussehende Leiche eine zweite nach sich zieht. Einige Stunden nach seinem Tode wurde Lassalle auf seinem Totenbette photographiert, und auch eine Totenmaske von ihm genommen, die von wunderbarer Ähnlichkeit ist.

Das Zimmer, worin er lag, war mit Blumen und Kränzen geschmückt, sein Bett mit Lorbeerkronen bedeckt — und viele, viele kamen aus der fremden Stadt, den letzten Abschied von ihm zu nehmen. Bis tief in die

Nacht des zweiten Tages umstanden sie sein Lager, und die tiefste Trauer lag auf allen Gesichtern.

Am 2. September, 7 Uhr morgens, mußte er in den Sarg gelegt werden. Da es aber unmöglich war, alle notwendigen Vorbereitungen so schnell zu beenden, und der Leichnam innerhalb der Stadt Genf nicht länger bleiben durfte, so hatte man uns mit größter Bereitwilligkeit einen Saal in dem dicht vor der Stadt liegenden Spital eingeräumt. Dorthin geleiteten ich und seine Freunde den Sarg am frühen Morgen. Ich brauchte noch nicht den letzten schweren Abschied von seiner irdischen Hülle zu nehmen. Der Sarg blieb noch mehrere Tage unverschlossen.

Während Lassalles Krankheit hatte die bange Sorge um ihn jeden anderen Gedanken verdrängt, so daß Herr von Racowitza in diesen Tagen sich frei und offen in Genf zeigen konnte.

Und so fuhr er mit Helene von Dönniges, diese in *hellblauem Aufputz und mit heiterer Miene, einige Male in offenem Wagen an den Fenstern des Hotel Viktoria vorüber, wo ihr blutiges Opfer im qualvollen Kampf mit dem Tode rang!*

Nach dem Tode Lassalles war mein erster Gedanke, zum Staatskanzler, Herrn Ducommin, zu gehen, und die Verhaftung des Mörders zu fordern. Aber die ganze Familie Dönniges hatte mit Herrn von Racowitza bereits Genf verlassen. Sie wurden vertrieben durch die allgemeine Entrüstung, die sich bei der Nachricht vom Tode Lassalles in einem Tumulte vor dem Dönniges'schen Hause, in heftigen Schmähungen und Anheften von Maueranschlägen Luft machte. Von Bern aus hatte Herr von Racowitza die Flucht nach der Wallachei ergriffen.

Noch sind die begangenen Untaten nicht gesühnt.

Noch schreit das Blut des Opfers um Rache zum Himmel. Aber ein Mann von der Bedeutung Lassalles verschwindet nicht auf gewaltsame Weise von der Welt, ohne daß Tausende zu wissen verlangen, wie es geschehen.

Und im Namen Lassalles wiederhole ich die Worte, die er, das Opfer des schändlichsten Verrats, der schmählichsten Intrigue, selbst an die Urheberin seines Todes gerichtet hat:

„Möge mein Los auf Dich zurückfallen und mein Fluch Dich bis zum Grabe verfolgen. Es ist der Fluch des treuesten von Dir tückisch gebrochenen Herzens, mit dem Du das schändlichste Spiel getrieben. Er trifft sicher!“[1]

---

[1] Über das fernere Schicksal der beiden Menschen, die Lassalles Tod verschuldet, sei kurz mitgeteilt: Janko von Racowitza ist im Jahre nach Lassalles Ende, fünf Monate nach seiner Verheiratung mit Helene von Dönniges gestorben. Diese aber hat im Jahre 1912 in München Selbstmord verübt.

Helene von Racowitza

Anhang.

Eines zu tun erscheint noch Pflicht dem Andenken Lassalles gegenüber, jetzt, nachdem alles Material sich erschlossen hat: Eine Wertung der beiden Bücher, die Helene von Racowitza herausgegeben hat, in denen sie die Tragödie — von sich aus gesehen — darstellt. Das erste: „Meine Beziehungen zu Ferdinand Lassalle" erschien 1879 in Breslau, Lassalles Geburtsstadt, 15 Jahre nach der Katastrophe. Zu einer Zeit, da sie, zerfallen mit ihrer Familie, und sowohl ihr Vater als auch Oberst Rüstow, die ihr hätten widersprechen können, schon tot waren. Das zweite Buch, ihre Memoiren, „Von anderen und mir" betitelt, gab sie im Jahre 1909 heraus. Von dieser Darstellung sagt sie, sie stehe in der „Schilderung der Tatsachen . . . so weit über jenem *ersten* Versuch, wie die Rede des erwachsenen Mannes über dem Lallen des Kindes". Sie betrachte, „nahe dem Greisenalter stehend, die Dinge in ruhigerer, abgeklärterer Weise". Nichts davon ist zu spüren. Nur mit innerstem Widerstreben vermag man in diesen von falschem Pathos getragenen Blättern zu lesen. Sie sind im wesentlichen eine Wiederholung des ersten Buches unter Hinzufügung von Briefen und Urteilen aus seither erschienenen Büchern.

Ihre Enthüllungen können nicht anders als mit größter Vorsicht aufgenommen werden. Sie sind ein Rechtfertigungsversuch auf den Sturm der Entrüstung

und des Schmerzes, der sich in den Kreisen von Lassalles Anhängern erhob, als Art und Ursache seines Todes bekannt wurden. Die Wahrheit darüber aber wird — trotz der gegenteiligen Versicherung — von Helene von Racowitza mehr verschleiert als geklärt. Und dies gilt nicht bloß für einzelne Tatsachen, sondern der ganze Geist, der die Darstellung dieses Erlebnisses durchweht, kann nicht anders als im Innersten unwahr bezeichnet werden. Polemik wäre hier schlecht am Platze. Es sollen nur in knappen Umrissen die markantesten Widersprüche aufgedeckt werden, in die sich Helene von Racowitza selbst verstrickt, und die gröbsten Unwahrheiten, die sich aus den vorhergehenden Blättern ergeben.

Das Zusammentreffen auf dem Rigi will sie als gottgewollte Fügung angesehen wissen. Lassalle habe ihr erzählt, daß in dem Momente, da sie ihn auf die Terrasse hinausrufen ließ, er gerade im Begriff gewesen sei, an Boeckh und Holthoff zu schreiben, um sich Einführungsbriefe an ihren Vater zu erbitten. Hierdurch will sie dartun, daß auch schon vor ihrem Eintreffen Lassalle ihrer gedacht und Schritte unternommen habe, die frühere Beziehung wieder anzuknüpfen.

Die Aussagen Lassalles widersprechen den ihrigen. Ueber ihre frühere Beziehung in Berlin, die bisher ungeklärt war, orientiert jetzt sein Brief vom 6. März 1863 an die Gräfin Hatzfeldt[1]. In sehr amüsanter Weise voll Witz und Ironie schildert er ihr, wie er und Helene bei ihrer ersten Begegnung aneinander großen Gefallen hatten und es sich auch gegenseitig nicht verhehlten.

[1] Abgedruckt Band IV des „Nachlasses" S. 338 ff. Dort ist zwar der Name Helene von Dönniges nicht erwähnt, doch machen die Mitteilungen der Gräfin im Hatzfeldt-Liebknechtschen Abdruck es deutlich, daß von ihr die Rede ist.

Er habe dann durch einen Vermittler — gemeint ist wohl Holthoff — bei den Verwandten horchen lassen, ob er sich in deren Familie — die Eltern Helenes lebten in Genf — einführen lassen dürfe. Die Antwort war: nur dann, wenn er *zuvor* um Helenes Hand anhielte. Man fürchte, ihr Ruf würde durch ihn, dem es vielleicht nur um einen neuen Roman zu tun sei, geschädigt werden. Lassalle hat durch Holthoff ablehnen lassen, mit der Begründung: „Ich könnte doch nicht die Katze im Sack heiraten." .... „Wenn sie mir von innen so gut gefiele, wie von außen, würde ich sie allerdings heiraten." Aber erst müsse man ihm Gelegenheit geben, Helene näher kennen zu lernen. Die Verwandten gingen von ihrer Bedingung nicht ab und auch Lassalle beharrte bei seiner Ablehnung. In den Kämpfen der darauf folgenden Zeit ist das Bild Helenes für ihn in den Hintergrund getreten. Das Zusammentreffen auf dem Rigi sei ihm — so erzählte er Oberst Rüstow, als dieser am 6. August in Genf eintraf — eine Ueberraschung gewesen, so sehr, daß er sie im ersten Augenblick nicht erkannt hatte.

Bei der gottgewollten Fügung ihrer Begegnung auf dem Rigi hat Helene von Dönniges jedenfalls mit sehr geschickter Hand die Regie geführt. Mme. Arson und das Ehepaar Lesley haben Sophie von Hatzfeldt bei ihrem Aufenthalt in Wabern erzählt, Helene habe sie „mit dringenden Bitten bestürmt, die Fahrt auf den Rigi zu machen, vorgebend, ihr *bester Freund* sei dort anwesend". Und zu Helenes Darstellung bezüglich der Einführungsschreiben steht im Widerspruch, was Lassalle am 9. August an Holthoff geschrieben hat. Als Helene ihn vom Rigi holte, hat er von ihr überhaupt erst erfahren, daß ihr Vater mit Boeckh befreundet war und ist. Und damit begründet er seine Bitte an Holthoff,

dieser möge sich an Boeckh wenden, daß er bei Herrn von Dönniges zu seinen Gunsten interveniere.

Das Verhalten ihrer Mutter nach Mitteilung ihrer Verlobung mit Lassalle schildert sie gleich dem einer rasenden Mänade, die den Vater zum Wutausbruch noch aufgereizt hat.

Wie ganz anders klingt es aus ihrem Briefe vom 3. August, den Lassalle beim Eintreffen in der Pension Bovet durch ihre Kammerjungfer empfing. Hier schreibt sie, die Mutter habe sie mit Kindesgüte angehört, während Tränen ihr die Augen näßten, und sie läßt durchblicken, die Mutter hätte eingesehen, daß die Sache unwiderruflich sei und habe sich daher damit abgefunden. Bestätigt wird diese Mitteilung noch in dem Brief von Lassalle an Holthoff vom 9. August: „Als Helene mir, da sie hier in der Pension Bovet in mein Zimmer trat, erzählte, die Mutter habe, das Unvermeidliche erkennend, bereits den Vater für mich bestürmt, da rechnete ich auch darauf, dies würde fortdauern und eine gütliche Lösung herbeiführen. Wäre diese Mitteilung nicht gewesen, nie hätte ich Helene der Mutter zurückgeführt . . . ." „Nicht Uebereilung, Verlaß auf das Herz der Mutter, der Wunsch, Helene großen Skandal zu ersparen, hat mich zu Grunde gerichtet." Es ist sehr bezeichnend für Helene von Racowitzas Auffassung von Wahrheitsliebe, daß sie gerade diese Stellen unterdrückt, obwohl sie Briefe Lassalles an Holthoff aus dem Buche Poschingers — übrigens eine Verteidigungsschrift *für* Helene — übernimmt. Hier aber sollen sie mit allem Nachdruck hervorgehoben werden, weil sie ein Motiv für Lassalles Handeln deutlich machen, das bisher zu wenig Beachtung fand. Man hat als Grund für Lassalles Entschluß, Helene dem Elternhaus zurückzugeben, seine verletzte Eitelkeit angenommen, und

Helene selbst verfehlt nicht, zu bemerken, daß diese bei ihm in den Vordergrund getreten sei. Spricht so verletzte Eitelkeit? Oder sind es nicht vielmehr die edelsten Motive, die er selbst hatte und darum auch bei anderen voraussetzte? Daß er sich verrechnete, spricht ebenso für die Verdunkelung seiner Urteilskraft wie für die Reinheit seiner Motive.

Für ihren Umschwung gibt Helene folgende Erklärung: Aus der Tatsache, daß Lassalle Genf verlassen, wovon sie durch ihre getreue Dienerin Kenntnis erhält, zieht sie den Schluß, daß er sie völlig aufgegeben habe. Sie zweifelt an seiner Liebe, fühlt sich schutzlos den Ihrigen preisgegeben, die sie Tag für Tag teils mit Drohungen, teils mit Bitten, bestürmen, sich um ihrer aller Zukunft willen von Lassalle loszusagen. Nach langen Kämpfen gibt sie dem Flehen ihrer Angehörigen nach, und unter dem Zwang des väterlichen Einflusses stehend, schreibt sie Lassalle den Absagebrief. Soweit ließe sich ihre Darstellung durchaus verstehen, insbesondere, wenn man ihre Jugend in Betracht zieht und dem Eindruck nachgibt, Lassalle habe, verblendet durch seine Liebe, die Bedeutung ihres Wesens weit überschätzt.

Anders aber sind ihre Ausführungen zu beurteilen, wo sie sich als Opfer der elterlichen Gewalt und von Intriguen angesehen wissen will, indem sie, abgeschnitten von aller Außenwelt keine Brücke zu Lassalle fand. Helene verschweigt, daß sie bereits am 4. August, also einen Tag nach ihrer Rückkehr ins Elternhaus, ihren Vetter Dr. Arndt zu Lassalle geschickt hat mit der Erklärung, daß sie sich von ihm lossage. Dies beweist, daß sie sehr rasch anderen Sinnes wurde und ihren Widerstand bereits aufgab, lange bevor Lassalle Genf verlassen hatte. Dieser war erst am 13. August nach Karlsruhe

abgereist. Von all den Briefen Lassalles, in denen er sie seiner heißen Liebe und Treue versichert und sie festzubleiben beschwört, will sie keinen einzigen erhalten haben. Hier ist zu bemerken, daß mit einer Ausnahme alle diese Briefe, die die Verzweiflung eines von Leidenschaft Besessenen enthüllen, Helene nicht erreicht haben. Dieser eine ist der sogenannte „bewegliche" Ambernysche Brief, den ihr Oberst Rüstow in der Unterredung vom 18. August (siehe Seite 154) *persönlich* eingehändigt hat und der darum hier fehlt. Ueber die Zusammenkunft mit Rüstow äußert sie sich in beiden Büchern ganz verschieden. Im ersten Buch erzählt sie von seinem Besuch und auch von der Entgegennahme dieses Briefes sowie der Ueberreichung ihres Absagebriefes. Auf Befehl ihres Vaters aber habe sie hinter der Türe den Brief ungelesen ihrem Verlobten übergeben. Anders im zweiten Buch. Hiernach hat ihr der Vater den Besuch von Rüstow zwar angekündigt, aber sofort die strenge Mahnung hinzugefügt: „Den Herrn kannst du nicht empfangen und den Brief gibst du sofort ohne ihn zu lesen — *mir*." Damit verließ sie der „unerbittliche Vater." Sie behauptet also, Oberst Rüstow bei dieser Gelegenheit *nicht* gesehen zu haben. Ihr eigener Brief an die Gräfin Hatzfeldt vom 22. August (Seite 242) bestätigt jedoch den Besuch von Oberst Rüstow und die Uebergabe des Absagebriefes. Hiervon ist kein Wort in ihrem Buch. Dies ist um so bezeichnender, als sie für diese so wichtige Unterredung durch das ihr bekannte Beckersche Buch etwaige Gedächtnislücken hätte auffrischen können.

Der Umstand ferner, daß Helene in der Lage war, am 5. und 6. August die beiden Briefe an ihre Berner Freundin Mme. Arson abzusenden, in deren Wohnung sie ihre Verlobung mit Lassalle gefeiert hatte, beweist,

daß ihre Ueberwachung nicht gar so streng gewesen sein dürfte, wie sie von ihr geschildert wird. An Lassalle hat sie weder einen Brief eingelegt, noch auch ihm direkt geschrieben. Die beiden Briefe will sie heimlich ihrer treuen Kammerjungfer zur Besorgung zugesteckt haben, die, wie wir wissen, von Lassalle bestochen worden und bei ihm gewesen ist. Wenn Helene gewollt hätte, so wäre ihre treue Dienerin wohl bereit gewesen, eine Verbindung zwischen ihr und Lassalle herzustellen. Die beiden Briefe lassen die Vermutung zu, daß sie, um ihren raschen Sinneswechsel zu verschleiern, auch die Freundin zu täuschen versucht. Der Brief vom 6. August zeigt auch, daß sie bereits an diesem Tage genau wußte, sie würde nach Evian oder Bex reisen. In ihren Büchern dagegen schildert sie eine romantische Entführung, indem sie in tiefster Nacht, völlig vermummt, in einem von Gendarmerie bemannten Boot, nur von Graf Kayserlingk begleitet, über den See gebracht worden war, ohne zu wissen, wohin die Fahrt gehe.

Weitere Zweifel an der Glaubwürdigkeit der Memoiren steigen auf. Ihre offizielle Verlobung mit Janko von Racowitza wäre, so führt sie aus, von ihnen beiden nur inszeniert worden, um die Eltern zu täuschen und sie in Sicherheit zu wiegen. Janko, nur *ihr* Glück im Auge habend, wollte sein eigenes Glück opfern, und sie, wenn nötig, im geeigneten Moment wieder Lassalle zuführen. Mancherlei Gründe sprechen dagegen, daß ein solcher Plan wirklich bestanden hat. Warum wurde dann Lassalle nach seiner Rückkehr nicht eingeweiht, um ihn zu beruhigen und um mit ihm gemeinsam weitere Schritte zu verabreden? Dann hätte doch auch Herr von Racowitza in der sehr eingehenden Unterredung mit Oberst Rüstow, dem Freunde und Vertreter Lassalles, etwas davon verlauten lassen, und nicht eine diesem

Plan völlig entgegengesetzte Haltung einnehmen müssen. Oder, wenn Helene Mißtrauen gegen Lassalles Freunde hatte, warum hat dann Herr von Racowitza nicht direkt Beziehung zu Lassalle angeknüpft? Wenn er so weitgehender Großmut fähig war, Helene wieder Lassalle zuzuführen, wäre er wohl auch zu diesem weit geringeren Liebesdienst bereit gewesen, Lassalle Botschaft zu bringen. Hätte Helene es nicht von ihrem Verlobten, der ihr in allem gefügig war, gefordert? In ihm hatte sie eine ihr restlos ergebene Mittelsperson und davon hatte sie keinen Gebrauch gemacht. Rücksicht auf ihren Verlobten konnte hierbei nicht bestimmend sein. Denn als dieser ihr, so berichtet sie selbst, sein großmütiges Anerbieten machte, da erklärte sie ihm mit brutaler Offenheit, an dem Tage, da sie Lassalle wiedersähe, werde sie zu ihm gehen. „Müßte ich euch alle, auch dich, totschlagen, ich täte es, um desto sicherer zu ihm zu gelangen." Welchen Zweck aber hätte — so ist man geneigt zu fragen — eine solche Komödie? Aus der Kenntnis von Helenes Wesensart, wie sie sich aus ihren beiden Büchern erschließt, glauben wir die Frage so beantworten zu dürfen: Janko von Racowitza mußte im Glanze der Großmut und der Größe hingestellt werden, um es der Nachwelt begreiflich zu machen, daß sie kurz nach Lassalles Tod den Mann heiraten konnte, der ihn getötet hatte.

Helene von Racowitza hat auch den Vorwurf erhoben, die Gräfin Hatzfeldt habe durch ihre Intriguen die Katastrophe herbeigeführt. Die Briefe, die in jenen schicksalsreichen Tagen zwischen Lassalle und Sophie von Hatzfeldt hin- und herflogen, lassen das Gegenteil erkennen. Wohl durchschaut diese schon in Karlsruhe den Zusammenhang der Dinge; sie ahnt, daß bei Helene eine Sinnesänderung eingetreten, und spricht all ihre

Bedenken dem verzweifelnden Freunde aus. Nur dessen Wohl im Auge habend, ging sie in ihrer Offenheit so weit, daß sich Lassalle ihr entfremdete und ihr den Vorwurf machte, sie sei härter als ein Mann. „Daß ich dies damals getan" — klagte später die Gräfin — „hat mir zugezogen, was jetzt ein Unglück mehr für mich ist, daß er die letzten Wochen seines Lebens mir die alte Liebe, das ausschließliche Vertrauen, das er bis dahin für mich hatte, entzog und auf andere übertrug." Als sie aber erkannte, daß das Geschick des Freundes am Ausgang dieser Sache hing, da stellte sie sich wider ihre Ueberzeugung ihm ganz und gar zur Verfügung, um für ihn zu wirken, wo und wie sie konnte. Auch hier ist es wieder bezeichnend für Helene von Racowitza, daß sie die ihr aus dem Beckerschen Buch bekannt gewordene Aktion bei Bischof Ketteler in Mainz wider besseres Wissen entstellt wiedergibt. Sie schreibt, Lassalle selbst sei zum Bischof gefahren, nur um nicht eingestehen zu müssen, daß die Gräfin alles aufbot, um Lassalles Vereinigung mit ihr möglich zu machen.

Wir wissen, daß Gräfin Hatzfeldt in Genf, als ihr durch Rüstow die Erkenntnis ward, daß Helene sich aus freiem eigenen Entschluß von Lassalle losgesagt habe, sich bewogen fühlte, an Helene einen Brief zu richten, um die Lösung in einer Art herbeizuführen, die weiteres Unheil für Lassalle verhüte. Diesen Brief druckt Helene von Racowitza wohl ab, aber getreu der mehrfach geübten Methode, nur zu bringen, was ihre Darstellung stützt, unter Fortlassung gerade jener Stellen, in denen die Gräfin an ihre Einsicht und an ihr Gewissen appelliert, in denen sie ihr nochmals vor Augen führt, welch schweres Unrecht sie an Lassalle begangen und welch unheilvolle Folgen daraus entstehen könnten. Wenn auch zugegeben werden muß, daß der Brief der Gräfin

Hatzfeldt selbst in seiner unverkürzten Wiedergabe wenig geeignet ist, den gewünschten Erfolg — Helenes Besuch — herbeizuführen, so fühlt man ohne weiteres, wie er durch das Fortlassen der erwähnten Stellen eine besondere Schroffheit gewinnt. Und diesen in seinen wesentlichen Bestandteilen von ihr selbst gekürzten Brief benutzt Helene als Beweis für die Intriguen der Gräfin.

Daß diese sowohl als auch Oberst Rüstow nach allem Vorangegangenen die Ueberzeugung gewonnen hatten, es wäre für Lassalle das größte Unglück, wenn er Helenes Hand noch erhielte, kann wohl begriffen werden. Daß sie sich aber von ihrer Empörung hinreißen ließen, diese Ueberzeugung Helenes Vater gegenüber zum Ausdruck zu bringen, hat zwar an der Situation an und für sich nichts mehr ändern können, war aber sicherlich eine unkluge Tat, die zu einer weiteren Verschärfung führte. Doch trifft dafür der Vorwurf eher Lassalle selbst. Er, der immer mehr Menschen zu Hilfe und Beistand heranzog und als Vermittler zwischen sich und Helene schob, war schon zu sehr verstrickt, um zu erkennen, daß ein Dazwischentreten anderer Personen in den letzten Beziehungen, die nur zwei Menschen angehen, unheilvoll werden muß. Er sah nicht, daß, nachdem er selbst den Weg zu Helenes Herzen verloren hatte, das Eingreifen Dritter, und seien es selbst die besten Freunde mit den besten Absichten, aber ohne das restlose Einfühlungsvermögen in alle Situationen, die Kluft nur vergrößern können.

Weitaus am stärksten spricht jedoch gegen Helene von Racowitza — und dieser Umstand muß voll gewertet werden —, daß sich in ihren Memoiren kein einziger Hinweis darauf findet, daß sich Lassalle noch eine persönliche Unterredung, und sei es auch die letzte,

von ihr erbeten habe. Wohl berichtet sie vom Besuch der beiden Herren, Oberst Rüstow und Dr. Hänle, sie verschweigt aber, daß die Herren sie bewegen wollten, Lassalle die gewünschte Unterredung zu gewähren, sie sich jedoch geweigert habe, ihn nochmals zu sehen. Sie erwähnt nur, daß sie der Suggestivkraft des Vaters erliegend, alle jene Herzlosigkeiten ausgesprochen habe. Liest man das Protokoll, so frappiert daran nicht so sehr die Herzlosigkeit der Aeußerungen, sondern die darin zum Ausdruck kommende geistige Ueberlegenheit und Schlagfertigkeit. Diese können nicht suggeriert werden, sie sind Ausfluß des eigenen Wesens. Ein Mensch, der imstande ist, in einem Moment, da der Geliebte um die letzte Möglichkeit einer Verständigung ringt, zu erwidern: „Wozu das? Ich weiß, was er will, ich habe die Sache satt", oder über ihn zu spotten, indem sie äußert: „Lassalle spreche gern und viel, bei dem würden wohl kaum die zwei Stunden reichen," dieser Mensch unterliegt keinem Zwange, sondern gestaltet aus eigenem Wollen heraus die Ereignisse.

Vielfach ist der Abfall Helenes von Lassalle damit erklärt und entschuldigt worden, ihre Liebe zu ihm wäre erloschen in jenem Moment, da Lassalle, anstatt mit ihr zu fliehen, sie bewogen hatte, ins Elternhaus zurückzukehren. Denkbar wäre es. Doch ihr eigenes Bekenntnis steht dem entgegen. Sie will Lassalle bis zum Tode und über das Grab hinaus geliebt haben. Sie habe gehofft, ihr Verlobter würde von der Kugel getroffen werden. Und als sie durch ihn die Nachricht von Lassalles schwerer Verwundung empfing, sei Verzweiflung über sie hereingebrochen.

Tatsachen sprechen härter als Worte. Wir wissen, daß Helene von Dönniges im offenen Wagen, lachend und hell gekleidet, mit ihrem Verlobten am Hotel

Victoria vorbeifuhr, während oben Lassalle mit dem Tode rang. Und wenige Monate später hat sie Janko von Racowitza geheiratet.

Im Zusammenhang mit Helene von Racowitzas Memoiren gewinnen ihre Handlungen und ihre Entstellungen eine tiefere Bedeutung für die Erkenntnis ihrer Wesensart. Lassalle, der sich von jeher schlecht auf Frauen verstand, hat Helene eine „Natur" im Sinne Goethes genannt. Wie weit war sie davon entfernt! In München, Nizza und Paris die Freuden der großen Welt genießend, hatte sie wohl ihre Geistesgaben entwickelt, es fehlte ihr aber innerlich jede Substanz und jeder Halt. Man spürt in ihr mehr Zügellosigkeit als wahrhafte Freiheit und nichts läßt auf eine ungewöhnliche Persönlichkeit schließen. Was aber band sie an Lassalle? Auch hierfür weisen ihre Memoiren uns den Weg. Aus ihnen spricht ein Mensch, erfüllt von sinnlicher Leidenschaft, und Lust an romantischen Abenteuern, die nur begrenzt wird durch die Gebundenheit an die Sitten ihrer Gesellschaftsklasse. Vor allem aber spricht daraus eine maßlose Eitelkeit und Gefallsucht. Sie verfehlt nicht, alle berühmten Menschen, mit denen sie das Leben zusammengebracht, aufzuführen, sich dabei in eitler Selbstbespiegelung in den Mittelpunkt rückend.

So mag es sie gelockt haben, Lassalle, von dem geistige Größen wie Humboldt, Varnhagen und Boeckh mit Bewunderung sprachen, der aber auch von klugen und anmutigen Frauen verwöhnt und gefeiert wurde, für sich zu gewinnen. Und daß es ihr in Berlin nicht gelungen war, ihn sich geneigt zu machen, wird seinen Reiz für sie erhöht haben. Bei der von ihr herbeigeführten Begegnung auf dem Rigi waren alle Umstände ihr günstig. Durch übermenschliche Leistungen und Anstrengungen in den Jahren 1862 bis 1864 war

Lassalles Gesundheit im Innersten erschüttert. Er aber achtete nicht der Krankheitssymptome, die immer bedrohlicheren Charakter annahmen, sondern kämpfte weiter im Dienste seiner Sache. „Ich bin totmüde" — so schreibt er im Frühjahr 1864 an seinen Generalbevollmächtigten — „und so stark meine Organisation ist, so wankt sie bis in ihr Mark hinein. Meine Aufregung ist so groß, daß ich keine Nacht mehr schlafen kann. Ich wälze mich bis fünf Uhr auf dem Lager und stehe mit Kopfschmerz und tief erschöpft auf. Ich bin überarbeitet, übermüdet, in furchtbarstem Grade." In dieser Verfassung kam ihm seine wachsende innere Vereinsamung doppelt zum Bewußtsein. Die Sehnsucht nach einem persönlichen Glück, nach einer Frau, deren Liebe ihm sein „Sackträgerdasein" verschönen sollte, wurde immer stärker.

Unter solchen inneren Voraussetzungen war es für Helene leicht, das Ziel ihrer Wünsche zu erreichen. Die Erfüllung aber minderte den Zauber und den Wert. Als dann noch Hindernisse hinzutraten, erwies sich ihr Gefühl als zu schwach, den Kampf gegen sie aufzunehmen. Lassalle in seinem hohen Verantwortlichkeitsgefühl hatte ihr auch in Wabern vorgestellt, welches Los sie an seiner Seite erwarte: daß er ein Mann der Politik, ein Parteiführer sei und daher leicht in Gefahr kommen könne, ins Gefängnis geworfen, verbannt, hingerichtet, erschossen zu werden. Dies aber war nicht das Leben, wie sie es sich in ihrem leichtfertigen Sinn für ihre Zukunft erträumte. So ist es ihrem Vater rasch gelungen, sie anderen Sinnes zu machen.

Lassalles Freunde haben es nicht verstehen können, daß er um einer solchen Frau willen zugrunde gegangen ist. Aber ist er denn wirklich an dieser Frau zugrunde gegangen? Oder war es nicht vielmehr sein eigenes

inneres Gesetz, das sich an dieser — zufälligen — Erscheinung Helene von Dönniges vollzog und seinen Untergang herbeiführte?

Der Verlust Helenes nahm ihm nach zwei Seiten die Lebensmöglichkeit: Er zerstörte die neu erwachte Hoffnung, endlich eine Frau gefunden zu haben, die ihn dem Schicksal der inneren Vereinsamung entriß, und er beraubte ihn seines Selbstvertrauens, die Dinge nach eigenem Wunsch und Willen gestalten zu können. Ohne beides aber konnte er nicht mehr weiterleben. Vorausahnend hatte er in Berlin, als eine Glücksmöglichkeit sich ihm nicht erfüllte, die Befürchtung ausgesprochen, er könnte in der Schweiz der „ersten besten Schönen ins Garn laufen". So wollte es sein Geschick. Von welcher Art diese Frau war, ist im letzten Grunde in dieser Verknüpfung ohne Bedeutung. Das Vertrauen zu sich selbst bildete von frühester Jugend an die wesentlichste Grundlage seines ganzen Seins. Damit hatte er alle Schwierigkeiten bewältigt und war Sieger geblieben in allen großen Kämpfen seines Lebens. Im Verlaufe dieser „jämmerlichen, armseligen Angelegenheit" schwand sein Selbstvertrauen dahin, und es setzte sich bei ihm der Gedanke fest, bei einem Mißlingen könnte niemand mehr Vertrauen in seine Einsicht und Tatkraft haben. Als seine Niederlage entschieden, da packten ihn Selbstvorwürfe. *Er konnte nicht mehr vor sich selbst bestehen. Und er konnte es nicht ertragen, wieder in die Oede seines vereinsamten Lebens zurückgestoßen zu werden.* Diese dunklen Gewalten gewannen immer mehr Macht über ihn und trieben ihn zu Duell und Tod.

Inhalt.

Seite

Vorwort 9

Einleitung 11

Lassalle in Rigi-Kaltbad 28
Auftauchen von Helene von Dönniges — Lassalles Werbung — Helenens Eheversprechen — Ihre Absage an ihren Verlobten Janko von Racowitza.

Die Ereignisse in Genf 67
Vorzeitiges Geständnis Helenes — Zorn des Vaters — Helenes Flucht zu Lassalle — Rückgabe an ihre Mutter — Versagung der Heiratseinwilligung — Erste Anzeichen des Umschwungs bei Helene von Dönniges — Anrufung von Freundeshilfe zur Befreiung Helenes aus vermeintlichem Zwang und Gewalt — Ankunft von Oberst Wilhelm Rüstow — Ehrenaffaire Dr. Arndt — Abreise der Familie Dönniges — Reise Lassalles nach Deutschland zur Wiedergewinnung Helenes.

Lassalles Aufenthalt in Karlsruhe 139
Zusammentreffen mit Sophie von Hatzfeldt — Befreiungspläne.

Lassalles Aufenthalt in München 143
Rüstows Nachrichten aus Genf — Rückkehr der Familie Dönniges nach Genf, begleitet von

Janko von Racowitza — Aktion der Gräfin Hatzfeldt bei Bischof Ketteler in Mainz — Rüstows Besuch im Haus Dönniges — Helene von Dönniges' Absagebrief an Lassalle — Rüstows vergebliches Bemühen, Janko von Racowitza zum Rücktritt zu bewegen — Lassalles Aktion in München — Das „offiziöse Kommissariat" des Ministers des Auswärtigen, Baron von Schrenck — Geplante Intervention Richard Wagners beim König Ludwig II. von Bayern — Rückkehr Lassalles nach Genf.

Ereignisse in Genf 238

Mißlungene Vermittlung der Gräfin Hatzfeldt bei Helene von Dönniges — Dr. Hänle, der „offiziöse Kommissar" bei Herrn von Dönniges — Lassalle bei Herrn von Dönniges — Scheitern des Versuches einer gütlichen Beilegung — Die entscheidende Zusammenkunft Helene von Dönniges mit Dr. Hänle und Oberst Rüstow — Ihre Weigerung, Lassalle die erbetene letzte Unterredung zu gewähren — Das Protokoll — Lassalle fordert Herrn von Dönniges zum Duell — Dessen Flucht — Janko von Racowitza als Vertreter der Familienehre — Vergebliches Bemühen der Freunde, Lassalle vom Duell zurückzuhalten.

Bericht von Oberst Rüstow über das Duell 276

Bericht von Oberst Johann Philipp Becker über das Duell 284

Bericht von Sophie von Hatzfeldt über die letzten drei Krankheitstage und den Tod Lassalles . . 285

Anhang 297

Druck von Gebr. Mann, Berlin